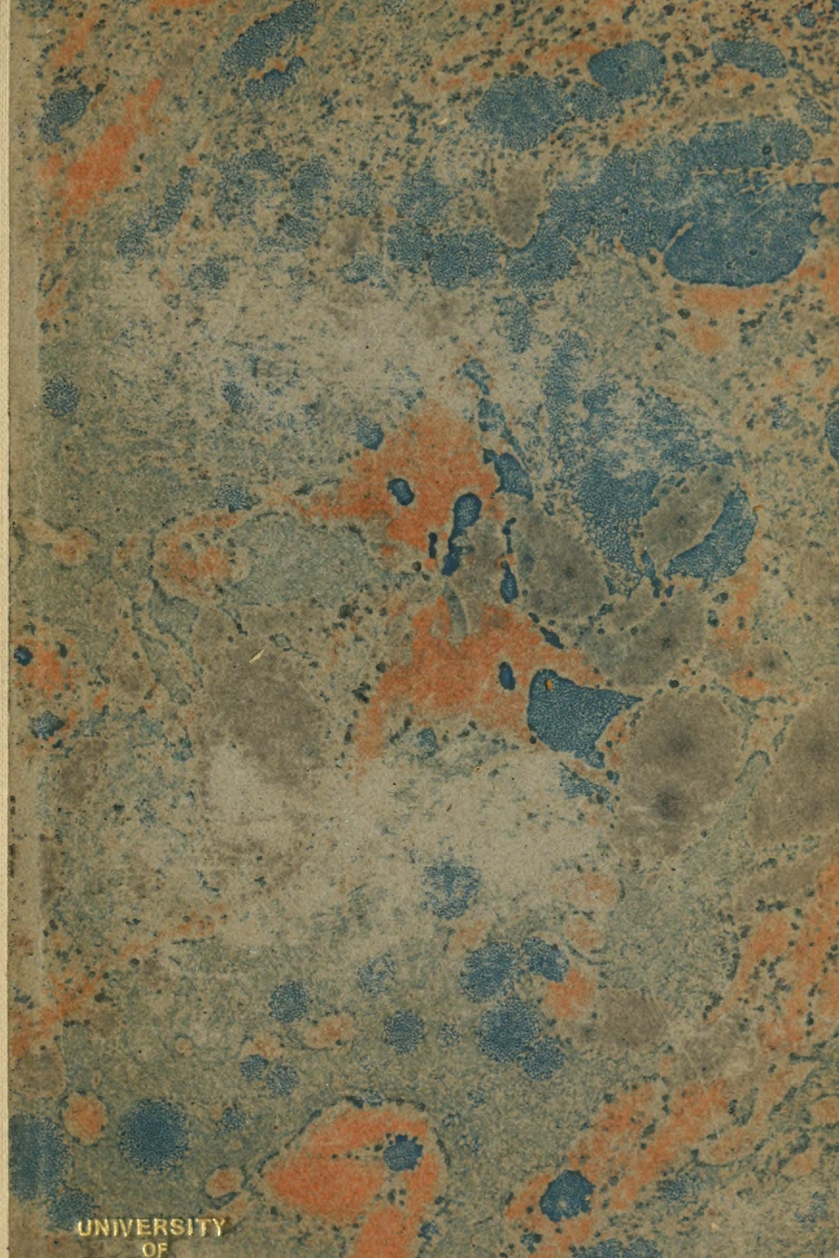
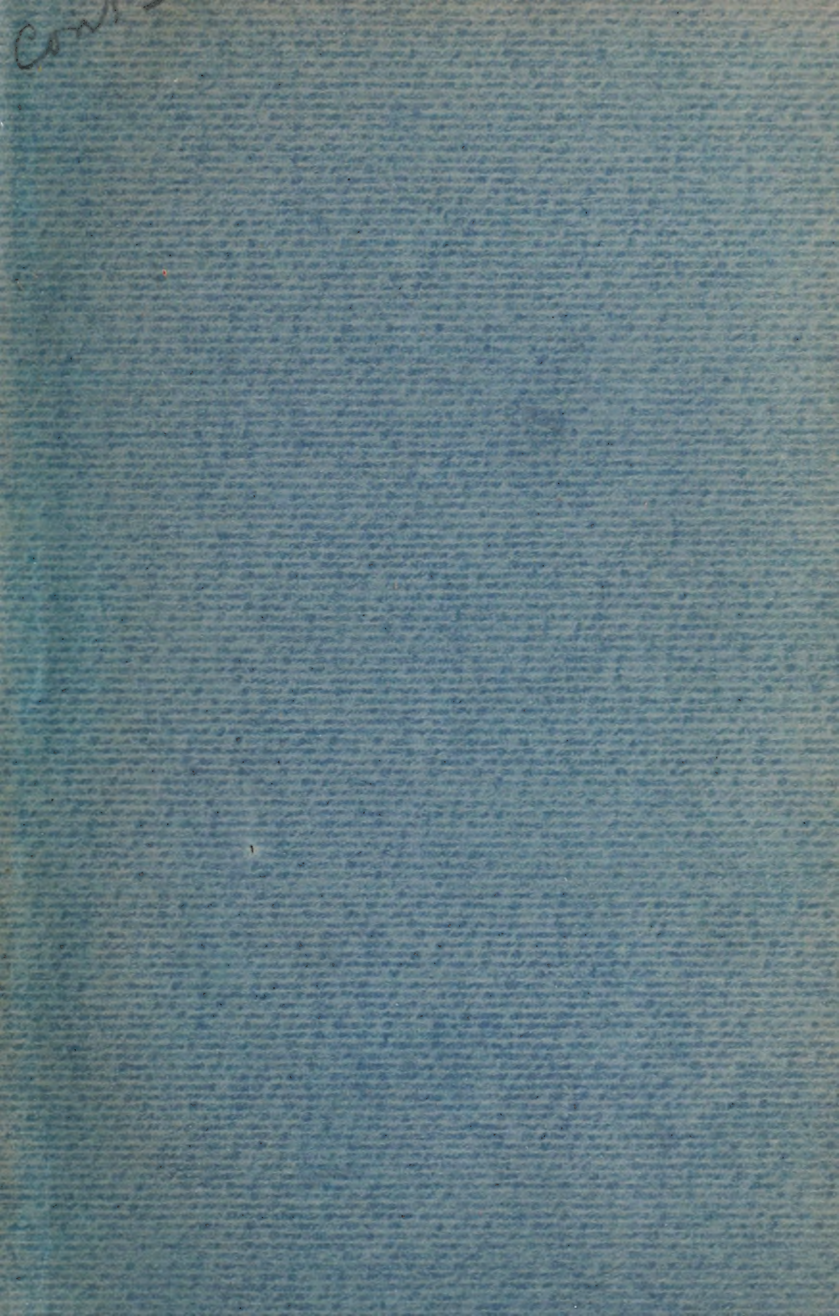

UNIVERSITY
OF



# Heinrich von Kleist

Sämtliche Werke und Briefe in
6 Bänden. Herausgegeben
von Wilhelm Herzog.

Sechster Band



# Heinrich von Kleist

## Briefe / Zweiter Teil



Im Insel-Verlag Leipzig 1911

# Briefe

## Zweiter Teil

## 16. An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 26. August, 1800.

Mein liebes Ulrickchen. Es steht eine Stelle in Deinem Briefe, die mir viele Freude gemacht hat, weil sie mir Dein festes Vertrauen auf meine Redlichkeit, selbst bei den scheinbar widersprechendsten Umständen, zusichert. Du wirst finden daß ich dessen bedarf. Ich theile Dir jetzt ohne Rückhalt Alles mit, was ich nicht verschweigen muß. Ich reise mit Brockes nach Wien. Ich werde manches Schöne sehen, und jedesmal mit Wehmuth daran denken, wie vergnügt Du dabei gewesen wärest, wenn es möglich gewesen wäre, Dich an dieser Reise Antheil nehmen zu lassen. Doch das Schöne ist diesmal nicht Zweck meiner Reise. Unterlasse alle Anwendungen, Folgerungen, und Combinationen. Sie müssen falsch sein, weil Du mich nicht ganz verstehen kannst. Halte Dich bloß an das, was ich Dir gradezu mittheile. Das ist buchstäblich wahr.

Du bietest mir Deine ferneren Dienste an. Ich werde davon Gebrauch machen, ohne Deine Freundschaft zu mißbrauchen. Du wirkst unwissend zu einem Zwecke mit, der vortrefflich ist. Ich stehe daher nicht an, Dich um eine neue Gefälligkeit zu ersuchen. Oder eigentlich ist es Brockes, für den ich etwas erbitte.

Brockes reisete mit mir von Coblentz ab, und nannte der Eickstädtschen Familie kein anderes Ziel seiner Reise als Berlin. Du darfst der Gräfin Eick-

städt, wenn Du sie in Frankfurt sprichst, diesen Glauben nicht benehmen. Brockes hatte einen Wechsel von 600 Rthlr., auf einen Banquier in Schwerin gestellt. Es war zu weitläufig, das Geld sich von Schwerin her schicken zu lassen. Er nahm ihn also nach Berlin mit, um ihn bei dem hiesigen mecklenburgischen Agenten umzusetzen. Der aber war verreiset und kein andrer hiesiger Banquier kennt Brockes. Er hat nun also doch von hier aus nach Schwerin schreiben müssen. Wir dürfen uns aber in Berlin nicht länger verweilen. Das Geld könnte frühstens in 4 Wochen in Wien sein. Wir bedürfen dies aber gleich, nicht um die Reisekosten zu bestreiten, sondern zu dem eigentlichen Zwecke unsrer Reise. Ferner würde der Mecklenburgische Banquier dadurch erfahren, daß Brokes in Wien ist, welches durchaus verschwiegen bleiben soll. Uns bleibt also kein andres Mittel übrig als unsre einzige Vertraute, als Du. Wir ersuchen Dich also, wenn es Dir möglich ist, 100 Ducaten nach Wien zu schicken, und zwar an den Studenten Buchholz, denn so heißt Brockes auf dieser Reise. Das müßte aber bald geschehen. Auch müßte auf der Adresse stehen, daß der Brief selbst abgeholt werden wird. Nun höre die Bedingungen. Du erhältst dies Geld auf jeden Fall, du magst in unsere Bitte willigen oder nicht, in spätestens 3 Wochen von Schwerin. Brockes hat nämlich auf meine Versicherung, daß Du gewiß zu unserm Zwecke mitwirken würdest, wenn es Dir möglich wäre, bereits nach Schwerin geschrieben, an den mecklenburgischen Minister Herrn von Brau=

denstein. Dieser wird in Schwerin das Geld heben und es Dir nach Frankfurt schicken. Sollte es Dir also nicht möglich gewesen sein, uns früher mit Geld auszuhelfen, so schicke uns wenigstens das empfangne Geld sogleich nach Wien unter untenstehender Addresse. Solltest Du aber schon aus eigenen Mitteln uns 100 Ducaten überschickt haben, so behältst Du die empfangenen 60 Fr.d'or, und Brockes wird sich mit Dir bei unserer Zurückkunft berechnen wegen des Agio's. Sollte bei dem zu empfangenden Gelde zugleich ein Brief von Brandenstein an Brokes vorhanden sein, so darfst Du diesen unter der Adresse: an Brokes, nicht nachschicken, sondern Du kannst ihn erbrechen und bei Dir behalten, und uns nur den Inhalt melden.

Brokes heißt nicht Buchholz sondern Bernhoff. Die Adresse also ist:

An
den Studenten der Ökonomie
Herrn Bernhoff
Wohlgebohren
zu
(selbst abzuholen) Wien

---

Willst Du mich mit einem Brief erfreuen, so ist die Addresse:

An
den Studenten der Mathematik
Herrn Klingstedt
Wohlgeb.
zu
(selbst abzuholen) Wien

---

Ich brauche doch nicht zu wiederholen, daß Niemand dies Alles erfahren darf? Niemand weiß es als Du und W. Z., wird es also verrathen, so ist Einer von Euch unfehlbar der Verräther. Doch wer dürfte das fürchten?

Ich werde Dir gleich von Wien aus schreiben. Ich komme sobald unser Geschäft beendigt ist, nach Frankfurt zurück, und dies geschieht auf jeden Fall vor dem 1. Novembr. Fragt jemand nach uns, so heißt es, ich wäre verreiset, etwa ins Erzgebirge.

Nun bitte ich noch um einige Gefälligkeiten. Ich will meine Collegia in Frankfurt bezahlen von dem Gelde, welches ich den 1. Octobr. von Dames empfangen soll.

Madihn ——— 10 Rthlr und noch den Preis eines Buches, dessen Werth ich nicht kenne.
Huth ——— 15 Rthlr
Hüllmann ——— 15 Rthlr
Kalau ——— 10 Rthlr Mit Wünschen werde ich selbst sprechen. Grüße ihn gelegentlich. Auch Hüllmann. Überhaupt Alle.

Sei ruhig. Adieu. H. K.

## 17. An Wilhelmine v. Zenge

Leipzig, d. 30. August 1800.

Mein liebes Minchen. Erst will ich Dir das Nothwendige, nämlich den Verlauf meiner Reise erzählen, und dann zusehen, ob mir noch zu andern vertraulichen Gedanken Zeit übrig bleibt. Woran ich aber zweifle;

denn jetzt ist es 8 Uhr Abends und Morgen früh 11 Uhr geht es schon wieder fort von hier. —

Am Abend vor meiner Abreise von Berlin schickte die Begerow zu uns, und ließ uns ersuchen zu ihr und der Löschbrandt zu kommen. (Du mußt wissen, daß die Löschbrandt mir ihre Ankunft in Berlin zuvor gemeldet und mich um meine Unterstützung gebeten hatte, welche ich ihr aber abschlagen mußte) Ich konnte für diesen Abend nicht, weil ich schon ganz ausgezogen und mit meinem Briefe an Dich beschäftigt war. Weil ich aber doch noch am andern Morgen zu Struensee gehen mußte, ehe ich abreisete, so beschloß ich auch meine Schwester noch einmal zu sehen. Doch höre, wie dies ablief.

Ganz wehmüthig umarmte sie mich, mit der Äußerung, sie hätte nicht geglaubt mich noch einmal zu sehen. Ich verstand gleich den eigentlichen Sinn dieser Rede, und gegen Dich will ich ganz ohne Rückhalt sprechen, denn wir verstehen uns. Mit Thränen in den Augen sagte sie mir, meine ganze Familie, besonders Tante Massow, sei höchst unruhig, und alle fürchteten, ich würde nie wieder nach Frankfurt zurückkehren. So sehr mich dies auch innerlich schmerzte, so blieb ich doch anfänglich äußerlich ruhig, erzählte ihr, daß ich vom Minister angestellt sei, daß ich ja Tanten mein Wort gegeben und noch nie in meinem Leben ehrlos gehandelt hätte. Aber das Alles half doch nur wenig. Sie versprach zwar, selbst ruhig zu sein und auch Tanten zu beruhigen; aber ich bin doch überzeugt, daß sie noch immer heimlich dasselbe Mistrauen in mir hegt.

Und nun urtheile selbst, Wilhelmine, welch' ein abscheuliches Gerücht während meiner Abwesenheit in Frankfurt von mir ausgebreitet werden kann! Du und Ulrike, ihr seid die beiden einzigen, die mich davor retten könnt. Ulrike hat mir einige vortreffliche Briefe geschrieben, von Dir hoffe ich das Beßte. Auf Euch Beide beruht mein ganzes Vertrauen. So lange ihr beide ruhig und sicher seid, wird es die Welt auch sein. Wenn ihr beide aber mir mistrauet, dann freilich, dann hat die Verläumdung freien Spielraum, und mein Ruf wäre dahin. Meine baldige Rückkehr würde zwar dies alles wieder vernichten und meine Ehre wiederherstellen; aber ob ich zwei Menschen, die mich so tief entehrten, dann selbst noch würde ehren können, das ist es, was ich bezweifeln muß. — Aber ich fürchte das nicht. — — Wenn ich nur bald einen Brief von Dir erhalten könnte, um zu erfahren, wie Du meine Erklärung, daß ich nach Wien reisen würde, aufgenommen hast. — Aber ich hoffe, gut. — Doch höre weiter.

Ich reisete d. 28. früh 11 Uhr mit Brokes in Begleitung Carls von Berlin ab nach Potsdam. Als ich vor Linkersdorfs Hause vorbeifuhr, ward es mir im Busen so warm. Jeder Gegenstand in dieser Gegend weckte irgendwo in meiner Seele einen tiefen Eindruck wieder auf. Ich betrachtete genau alle Fenstern des großen Hauses, aber ich wußte im Voraus, daß die ganze Familie verreiset war. Wie erstaunte ich nun, wie froh erstaunte ich, als ich in jenem niedrigen dunkeln Zimmer, zu welchem ich des Abends so oft

geschlichen war, Louisen entdeckte. Ich grüßte sie tief. Sie erkannte mich gleich, und dankte mir sehr, sehr freundlich. Mir strömten eine Menge von Erinnerungen zu. Ich mußte einigemal nach dem einst so lieben Mädchen wieder umsehen. Mir ward ganz seltsam zu Muthe. Der Anblick dieses Mädchens, das mir einst so theuer war, und dieses Zimmers, in welchem ich so viele Freude empfunden hatte — — — Sei ruhig. Ich dachte an Dich und an die Gartenlaube, noch ein Augenblick, und ich gehörte wieder ganz Dir.

In Potsdam wohnten wir bei Leopolden. Ich sprach einiges Nothwendige mit Rühlen wegen unseres Aufenthaltes in Berlin. Dies war die eigentliche Absicht unseres Verweilens in Potsdam. Rühle hat bereits um seinen Abschied angehalten und hofft ihn noch vor dem Winter zu erhalten. Weil noch vor Einbruch der Nacht einige Zeit übrig war, so nutzten wir diese Brokes flüchtig durch Sanssouci zu führen. Am andern Morgen früh 4 Uhr fuhr ich und Brokes wieder ab.

Die Reise gieng durch die Mark — — also giebt es davon nichts Interessantes zu erzählen. Wir fuhren über Treuenbritzen nach Wittenberg und fanden, als wir auf der sächsischen Grenze das Auge einigemal zurück auf unser Vaterland warfen, daß dieses sich immer besser ausnahm, je weiter wir uns davon entfernten. Nichts als der Gedanke, mein liebstes Wesen darin zurückzulassen, machte mir die Trennung davon schwer.

In Wittenberg wäre manches Interessante zu sehen gewesen, z. B. Doctor Luthers und Melanchtons Grabmale. Auch wäre von hier aus die Farth an der Elbe entlang nach Dreßden sehr schön gewesen. Aber das Vergnügen ist diesmal nicht Zweck unsrer Reise und ohne uns aufzuhalten, fuhren wir gleich weiter, die Nacht durch nach Leipzig (über Düben). Hier kamen wir d. 30. (heute) früh um 11 Uhr an. Unser erstes Geschäft war, uns unter unsern neuen Namen in die Akademie inscribiren zu lassen, und wir erhielten die Matrikeln, welche uns zu Pässen verhelfen sollen ohne alle Schwierigkeit. Weil aber die Post erst morgen abgeht, so blieb uns der Nachmittag noch übrig, den wir benutzten, die schönen öffentlichen Anlagen rund um diese Stadt zu besehen. Gegen Abend giengen wir Beide ins Schauspiel, nicht um des erbärmlichen Stückes Abällino willen, sondern um die Acteurs kennen zu lernen, die hier sehr gelobt wurden. Aber wir fanden auch eine so erbärmliche Vorstellung, und dabei ein so ungesittetes Publicum, daß ich wenigstens schon im 2. Act das Haus verließ. Ich gieng zu Hause um Dir zu schreiben und erfülle jetzt in diesem Augenblick mein Versprechen und meine Pflicht. Aber ich bin von der durchwachten Nacht so ermüdet und daher, wie Du auch an diesem schlechten Briefe merken wirst, so wenig aufgelegt zum Schreiben, daß ich hier abbrechen muß, um mich zu Bette zu legen. Gute Nacht, liebes Mädchen —. Morgen will ich mehr schreiben und vielleicht auch etwas Besseres. Gute Nacht.

Diesesmal empfange ich auf meiner Reise wenig Vergnügen durch die Reise. Zuerst ist das Wetter meistens immer schlecht, auch war die Gegend bisher nicht sonderlich, und wo es doch etwas Seltneres zu sehen giebt, da müssen wir, unser Ziel im Auge, schnell vorbeirollen. Wenn ich doch zuweilen vergnügt bin, so bin ich es nur durch die Erinnerung an Dich. Vorgestern auf der Reise, als die Nacht einbrach, lag ich mit dem Rücken auf dem Stroh unsers Korbwagens, und blickte grade hinauf in das unermeßliche Weltall. Der Himmel war malerisch schön. Zerrissene Wolken, bald ganz dunkel, bald hell vom Monde erleuchtet, zogen über mich weg. Brokes und ich, wir suchten beide und fanden Ähnlichkeiten in den Formen des Gewölks, er die seinigen, ich die meinigen. Wir empfanden den feinen Regen nicht, der von oben herab uns die Gesichter sanft benetzte. Endlich ward es mir doch zu arg und ich deckte mir den Mantel über den Kopf. Da stand die geliebte Form, die mir das Gewölk gezeigt hatte, ganz deutlich, mit allen Umrissen und Farben im engen Dunkel vor mir. Ich habe mir Dich in diesem Augenblick ganz lebhaft und gewiß vollkommen wahr, vorgestellt, und bin überzeugt, daß an dieser Vorstellung nichts fehlte, nichts an Dir selbst, nichts an Deinem Anzuge, nicht das goldne Kreuz, und seine Lage, nicht der harte Reifen, der mich so oft erzürnte, selbst nicht das bräunliche Mal in der weichen Mitte Deines rechten Armes. Tausendmal habe ich es geküßt und Dich selbst. Dann drückte ich

Dich an meine Brust und schlief in Deinen Armen ein. —

Du hast mir in Deinem vorigen Briefe geschrieben, Dein angefangner Auffsatz sei bald fertig. Schicke ihn mir nach Wien, sobald er vollendet ist. Du hast noch viele Fragen von mir unbeantwortet gelassen und sie werden Dir Stoff genug geben, wenn Du nur denken und schreiben willst.

Unser Reiseplan hat sich verändert. Wir gehen nicht über Regensburg, sondern über Dreßden und Prag nach Wien. Dieser Weg ist näher und in Dreßden finden wir auch einen englischen Gesandten, der uns Päße geben kann. Ich werde Dir von Dreßden aus wieder schreiben.

| Empfangen | Abgeschickt |
| --- | --- |
| 2 Briefe | den 1. aus Berlin |
| | 2. aus Pasewalk |
| | 3. aus Berlin |
| | 4. aus Berlin |
| | und diesen aus Leipzig. |

Lebe wohl, liebes Mädchen. Ich muß noch einige Geschäfte abthun. In zwei Stunden reise ich ab nach Dreßden.

Dein treuer Freund Heinrich

124 53
Klingstedt.

N. S. Was wird Kleist sagen, wenn er einst bei Dir Briefe von Klingstedt finden wird?

---

Mein Geschäft ist abgethan und weil noch ein

Stündchen Zeit übrig ist, ehe die Post abgeht, so nutze ich es, wie ich am beßten kann, und plaudre mit Dir.

Ich will Dir umständlicher die Geschichte unsrer Immatriculation erzählen.

Wir giengen zu dem Magnificus, Prof. Wenk, eröffneten ihm wir wären aus der Insel Rügen, wollten kommenden Winter auf der hiesigen Universität zubringen; vorher aber noch eine Reise ins Erzgebirge machen und wünschten daher jetzt gleich Matrikeln zu erhalten. Er fragte nach unsern Vätern. Brokes Vater war ein Amtmann, meiner ein invalider schwedischer Capitain. Er machte weiter keine Schwierigkeiten, laß uns die akademischen Gesetze vor, gab sie uns gedruckt, streute viele weise Ermahnungen ein, überlieferte uns dann die Matrikeln und entließ uns in Gnaden. Wir giengen zu Hause, bestellten Post, wickelten unsre Schuhe und Stiefeln in die akademischen Gesetze und hoben sorgsam die Matrikeln auf.

Nim doch eine Landkarte zur Hand, damit Du im Geiste den Freund immer verfolgen kannst. Ich breite, so oft ich ein Stündchen Ruhe habe, immer meine Postkarte vor mir aus, reise zurück nach Frankfurt, und suche Dich auf des Morgens an Deinem Fenster in der Hinterstube, Nachmittags an dem Fenster des unteren Saales, gegen Abend in der dunkeln Laube, und wenn es Mitternacht ist in Deinem Lager, das ich nur einmal flüchtig gesehen habe, und das daher meine Phantasie nach ihrer freiesten Willkühr sich ausmalt.

Liebes Mädchen, ich küsse Dich — — Adieu. Ich muß zusiegeln. Ich habe auch an Tante und Ulrike geschrieben.

Dein Heinrich.

## 18. An Wilhelmine v. Zenge

Dreßden, d. 3. Septmbr 1800, früh 5 Uhr.

Gestern, d. 2. Septemb. spät um 10 Uhr Abends traf ich nach einer 34stündigen Reise in diese Stadt ein.

Noch habe ich nichts von ihr gesehen, nicht sie selbst, nicht ihre Lage, nicht den Strom, der sie durchschneidet, nicht die Höhen, die sie umkränzen; und wenn ich schreibe, daß ich in Dreßden bin, so glaube ich das bloß, noch weiß ich es nicht.

Und freilich — es wäre wohl der Mühe werth, sich davon zu überzeugen. Der Morgen ist schön. Lange wird mein Aufenthalt hier nicht währen. Vielleicht muß ich es morgen schon wieder verlassen. Morgen? Das schöne Dreßden? Ohne es gesehen zu haben? Rasch ein Spaziergang —

Nein — und wenn ich es nie sehen sollte! Ich könnte Dir dann vielleicht von hier gar nicht schreiben, und so erfülle ich denn lieber jetzt gleich meine Pflicht.

Ich will durch diese immer wiederholten Briefe, durch diese fast ununterbrochene Unterhaltung mit Dir, durch diese nie ermüdende Sorgfalt für Deine Ruhe, bewirken, daß Du zuweilen, wenn das Verhältniß des Augenblicks Dich beklommen macht, wenn fremde Zweifel und fremdes Mistrauen Dich beunruhigen, mit

Sicherheit, mit Zuversicht, mit tiefempfundenem Bewußtsein zu Dir selbst sagen mögest: ja, es ist gewiß, es ist gewiß, daß er mich liebt!

Wenn Du mir nur eine Ahndung von Zweifel hättest erblicken lassen, gewiß, mir würde Deine Ruhe weniger am Herzen liegen. Aber da Du Dich mit Deiner ganzen offnen Seele mir anvertraut hast, so will ich jede Gelegenheit benutzen, jeden Augenblick ergreifen, um Dir zu zeigen, daß ich Dein Vertrauen auch vollkommen verdiene.

Darum ordne ich auch jetzt das Vergnügen, diese schöne Stadt zu sehen, meiner Pflicht, Dir Nachricht von mir zu geben, unter; oder eigentlich vertausche ich nur jenes Vergnügen mit einem andern, wobei mein Herz und mein Gefühl noch mehr genießt.

Mein Aufenthalt wird hier wahrscheinlich nur von sehr kurzer Dauer sein. So eben geht die Post nach Prag ab und in 8 Tagen nicht wieder. Uns bleibt also nichts übrig als Extra-Post zu nehmen, sobald unsre Geschäfte bei dem englischen Gesandten abgethan sind. Daher will ich Dir so kurz als möglich den Verlauf meiner Reise von Leipzig nach Dreßden mittheilen.

Als wir von Leipzig abreiseten (Mittags d. 1. September) hatten wir unser gewöhnliches Schicksal, schlechtes Wetter. Wir empfanden es auf dem offnen Postwagen doppelt unangenehm. Die Gegend schien fruchtbar und blühend, aber die Sonne war hinter einen Schleier von Regenwolken versteckt und wenn die Könige trauern, so trauert auch das Land.

So kamen wir über immer noch ziemlich flachen Lande gegen Abend, nach Grimma. Als es schon finster war, fuhren wir wieder ab. Denke Dir unser Erstaunen, als wir uns dicht vor den Thoren dieser Stadt, plötzlich in der Mitte eines Gebirges sahen. Dicht vor uns lag eine Landschaft, ganz wie ein transparentes Stück. Wir fuhren auf einem schauerlich schönen Wege, der auf der halben Höhe eines Felsens in Stein gehauen war. Rechts der steile Felsen selbst, mit überhangendem Gebüsch, links der schroffe Abgrund, der den Lauf der Mulde beugt, jenseits des reißenden Stromes dunkelschwarze hohe belaubte Felsen, über welche in einem ganz erheiterten Himmel der Mond heraufstieg. Um das Stück zu vollenden lag vor uns, am Ufer der Mulde, auf einen einzelnen hohen Felsen, ein zweistockhohes viereckiges Haus, dessen Fenster sämmtlich, wie absichtlich, erleuchtet waren. Wir konnten nicht erfahren, was diese seltsame Anstalt zu bedeuten habe, und fuhren, immer mit hochgehobnen Augen, daran vorbei, sinnend und forschend, wie man bei einem Feenschlosse vorbeigeht.

So reizend war der Eingang in eine reizende Nacht. Der Weg ging immer am Ufer der Mulde entlang, bei Felsen vorbei, die wie Nachtgestalten vom Monde erleuchtet waren. Der Himmel war durchaus heiter, der Mond voll, die Luft rein, das Ganze herrlich. Kein Schlaf kam in der ersten Stunde auf meine Augen. Die Natur und meine brennende Pfeife erhielten mich wach. Mein Auge wich nicht vom Mond. Ich dachte an Dich, und suchte den Punct im Monde,

auf welchem vielleicht Dein Auge ruhte, und maß in Gedanken den Winkel den unsre Blicke im Monde machten, und träumte mich zurück auf der Linie Deines Blickes, um so Dich zu finden, bis ich Dich endlich wirklich im Traume fand.

Als ich erwachte waren wir in Waldheim, einem Städtchen, das wieder an der Mulde liegt. Besonders als wir es schon im Rücken hatten und das Gebirgsstädtchen hinter uns im niedrigen Thale lag, von buschigter Höhe umlagert, gab es eine reizende Ansicht. Wir fuhren nun immer an dem Fuße des Erzgebirges oder an seinem Vorgebirge entlang. Hin und wieder blickten nackte Granitblöcke aus den Hügeln hervor. Die ganze Gebirgsart ist aber Schifer, welcher, wegen seiner geblätterten Tafeln, ein noch wilderes zerrisseneres Ansehn hat, als der Granit selbst. Die allgemeine Pflanze war die Harz-Tanne; ein schöner Baum an sich, der ein gewisses ernstes Ansehn hat, der aber die Gegend auf welcher er steht meistens öde macht, vielleicht wegen seines dunkeln Grüns, oder wegen des tiefen Schweigens das in dem Schatten seines Laubes waltet. Denn es sind nur einige wenige, ganz kleine Vögelarten, die, außer Uhu und Eule, in diesem Baume nisten.

Ich gieng an dem Ufer eines kleinen Waldbachs entlang. Ich lächelte über seine Eilfertigkeit, mit welcher er schwatzhaft und geschmeidig über die Steine hüpfte. Das ruht nicht eher, dachte ich, als bis es im Meere ist; und dann fängt es seinen Weg von vorn an. — Und doch — wenn es still steht, wie in dieser Pfütze, so verfault es und stinkt.

Wir fanden dieses Gebirge wie alle, sehr bebaut und bewohnt; lange Dörfer, alle Häuser 2 Stock hoch, meistens mit Ziegeln gedeckt; die Thäler grün, fruchtbar, zu Gärten gebildet; die Menschen warm und herzlich, meistens schön gestaltet, besonders die Mädchen. Das Enge der Gebirge scheint überhaupt auf das Gefühl zu wirken und man findet darin viele Gefühlsphilosophen, Menschenfreunde, Freunde der Künste, besonders der Musik. Das Weite des platten Landes hingegen wirkt mehr auf den Verstand und hier findet man die Denker und Vielwisser. Ich möchte an einem Ort gebohren sein, wo die Berge nicht zu eng, die Flächen nicht zu weit sind. Es ist mir lieb, daß hinter Deinem Hause die Laube eng und dunkel ist. Da lernt man fühlen, was man in den Hörsälen nur zu oft verlernt.

Aber überhaupt steht der Sachse auf einem höhern Grad der Cultur, als unsre Landleute. Du solltest einmal hören, mit welcher Gewandheit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet. Unsre (maulfaulen) Brandenburgerinnen würden Stunden brauchen, um abzuthun, was hier in Minuten abgethan wird. Auch findet man häufig selbst in den Dörfern Lauben, Gärten, Kegelbahnen usw. so, daß hier nicht bloß, wie bei uns, für das Bedürfniß gesorgt ist, sondern daß man schon einen Schritt weiter gerückt ist, und auch an das Vergnügen denkt.

Mittags (d. 2.) passirten wir Nossen und zum drittenmale die Mulde, die hier eine fast noch reizendere Ansicht bildet. Das östliche Ufer ist sanft ab-

hangend, das westliche steil, felsig und buschig. Um die Kante eines Einschnitts liegt das Städtchen Nossen, auf einem Vorsprung, dicht an der Mulde, ein altes Schloß. Rechts öffnet sich die Aussicht durch das Muldethal nach den Ruinen des Klosters Zelle.

In diesem Kloster liegen seit uralten Zeiten die Leichname aller Markgrafen von Meißen. In neuern Zeiten hat man jedem derselben ein Monument geben wollen. Man hat daher die Skelette ausgegraben, und die Knochen eines Jeden möglichst genau zusammengesucht, wobei es indessen immer noch zweifelhaft bleibt, ob Jeder auch wirklich den Kopf bekommen hat, der ihm gehört.

Gegen Abend kamen wir über Wilsdruf, nach den Höhen von Kesselsdorf; ein Ort, der berühmt ist, weil in seiner Nähe ein Sieg erfochten worden ist. So kann man sich Ruhm erwerben in der Welt, ohne selbst das Mindeste dazu beizutragen.

Es war schon ganz finster, als wir von den Elbhöhen herabfuhren, und im Mondschein die Thürme von Dreßden erblickten. Grade jener vortheilhafte Schleier lag über die Stadt, der uns, wie Wieland sagt, mehr erwarten läßt, als versteckt ist. Man führte uns durch enge Gassen, zwischen hohen meistens 5 bis 6 Stöckigen Häusern entlang bis in die Mitte der Stadt, und sagte uns vor der Post, daß wir am Ziele unsrer Reise wären. Es war 1/2 11 Uhr. Aber da die Elbbrücke nicht weit war, so eilten wir schnell dahin, sahen rechts die Altstadt, im Dunkel, links die Neustadt, im Dunkel, im Hintergrunde die hohen Elb-

ufer, im Dunkel, kurz alles in Dunkel gehüllt, und gingen zurück, mit dem Entschluß, wiederzukehren, sobald nur die große Lampe im Osten angesteckt sei.

---

Liebes Minchen. So eben kommen wir von dem engl. Ambassadeur, Lord Elliot zurück, wo wir Dinge gehört haben, die uns bewegen, nicht nach Wien zu gehen, sondern entweder nach Würzburg oder nach Straßburg. Sei ruhig, und wenn das Herzchen unruhig wird, so ließ die Instruction durch, oder besieh' Deine neue Tasse von oben und unten.

Diese Veränderung unseres Reiseplans hat ihre Schwierigkeiten, die jedoch nicht unüberwindlich sind; besonders wegen Deiner Briefe, die ich in Wien getroffen haben würde. Doch ich werde schon noch Mittel aussinnen, und sie Dir am Ende dieses Briefes mittheilen.

Übrigens bleibt Alles beim Alten. Ich gehe nicht weiter, als an einen dieser Orte, und kehre zu der einmal bestimmten Zeit, nämlich vor d. 1. November gewiß zurück, wenn nicht vielleicht noch früher.

Denke nicht darüber nach, und halte Dich, wenn die Unmöglichkeit, mich zu begreifen, Dich beunruhigt, mit blinder Zuversicht an Deinem Vertrauen zu meiner Redlichkeit, das dich nicht täuschen wird, so wahr Gott über mich lebt.

Einst wirst Du Alles erfahren, und mir mit Thränen danken.

Täglich werde ich Dir schreiben. Ich reise morgen von hier wieder ab, und werde Tag und Nacht nicht

ruhen. Aber ein Stündchen werde ich doch erübrigen, Dir zu schreiben. Mehr kann ich jetzt für Deine Ruhe nicht thun, liebes, geliebtes Mädchen.

Abends um 8 Uhr.

Ich habe den übrigen Theil des heutigen Tages dazu angewendet, einige Merkwürdigkeiten von Dreßden zu sehen, ùnd will Dir, was ich sah und dachte und fühlte, mittheilen.

Dreßden hat enge Straßen, meistens 5 bis 6 Stock hohe Häuser, viel Leben und Thätigkeit, wenig Pracht und Geschmack. Die Elbbrücke ist ganz von Stein, aber nicht prächtig. Auf dem Zwinger (dem kurfürstl. Garten) findet man Pracht, aber ohne Geschmack. Das kurfürstliche Schloß selbst kann man kaum finden, so alt und russig sieht es aus.

Wir giengen in die berühmte Bildergallerie. Aber wenn man nicht genau vorbereitet ist, so gafft man so etwas an, wie Kinder eine Puppe. Eigentlich habe ich daraus nicht mehr gelernt, als daß hier viel zu lernen sei.

Wir hatten den Nachmittag frei, und die Wahl, das grüne Gewölbe, Pilnitz, oder Tharandt zu sehen. In der Wahl zwischen Antiquität, Kunst und Natur wählten wir das Letztere und sind nicht unzufrieden mit unsrer Wahl.

Der Weg nach Tharandt geht durch den schönen plauenschen Grund. Man fährt an der Weißritz entlang, die dem Reisenden entgegen rauscht. Mehr Abwechselung wird man selten in einem Thale finden. Die Schlucht ist bald eng, bald breit, bald steil, bald

flach, bald felsig, bald grün, bald ganz roh, bald auf das Fruchtbarste bebaut. So hat man das Ende der Fahrt erreicht, ehe man es wünscht. Aber man findet doch hier noch etwas Schöneres, als man es auf diesem ganzen Wege sah.

Man steigt auf einen Felsen nach der Ruine einer alten Ritterburg. Es war ein unglückseeliger Einfall, die herabgefallenen Steine weg zu schaffen und den Pfad dahin zu bahnen. Dadurch hat das Ganze aufgehört eine Antiquität zu sein. Man will sich den Genuß erkaufen, wär's auch mit einem Tropfen Schweißes nur. Du bist mir noch einmal so lieb geworden, seitdem ich um Deinetwillen reise.

Aber die Natur hat zuviel gethan, um mißvergnügt diesen Platz zu verlassen. Welch' eine Fülle von Schönheit! Wahrlich, es war ein natürlicher Einfall sich hier ein Haus zu bauen, denn ein schönerer Platz läßt sich schwerlich denken. Mitten im engen Gebirge hat man die Aussicht in drei reizende Thäler. Wo sie sich kreuzen, steht ein Fels, auf ihm die alte Ruine. Von hier aus übersieht man das Ganze. An seinem Fuße, wie an dem Felsen geklebt, hangen zerstreut die Häuser von Tharandt! Wasser sieht man in jedem Thale, grüne Ufer, waldige Hügel. Aber das schönste Thal ist das südwestliche. Da schäumt die Weißritz heran, durch schroffe Felsen, die Tannen und Birken tragen, schön gruppirt wie Federn auf den Köpfen der Mädchen. Dicht unter der Ruine bildet sie selbst ein natürliches Bassin, und wirft das verkehrte Bild der Gegend malerisch schön zurück.

Bei der Rückfahrt sah ich Dreßden in der Ferne. Es liegt, vielthürmig, von der Elbe getheilt, in einem weiten Kessel von Bergen. Der Kessel ist fast zu weit. Unzählige Mengen von Häusern liegen so weit man sieht umher, wie vom Himmel herabgestreut. Die Stadt selbst sieht aus, als wenn sie von den Bergen herab zusammengekollert wäre. Wäre das Thal enger, so würde dies Alles mehr concentrirt sein. Doch auch so ist es reizend.

Gute Nacht, liebes Mädchen. Es ist 10 Uhr, morgen früh muß ich Dir noch mehr schreiben und also früh aufstehen. Gute Nacht.

d. 4. Septmbr, Morgends 5 Uhr.

Guten Morgen, Minchen. Ich bin gestern bei meiner Erzählung zu rasch über manchen interessanten Gegenstand hinweggegangen und ich will das heute noch nachholen.

In der Mitte des plauenschen Grundes krümmt sich das Thal und bildet da einen tiefen Einschnitt. Die Weißritz stürzt sich gegen die Wand eines vorspringenden Felsens und will ihn gleichsam durchbohren. Aber der Felsen ist stärker, wankt nicht, und beugt ihren stürmischen Lauf.

Da hangt an dem Einschnitt des Thales, zwischen Felsen und Strom, ein Haus, eng und einfältig gebaut, wie für einen Weisen. Der hintere Felsen giebt dem Örtchen Sicherheit, Schatten winken ihm die überhangenden Zweige zu, Kühlung führt ihm die Welle der Weißritz entgegen. Höher hinauf in das Thal ist die Aussicht schauerlich, tiefer hinab in die Ebene von

Dreßden heiter. Die Weißritz trennt die Welt von diesem Örtchen und nur ein schmaler Steg führt in seinen Eingang. — Eng sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembleen und Redouten. Aber für 2 Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug.

Ich verlor mich in meinen Träumereien. Ich sah mir das Zimmer aus, wo ich wohnen würde, ein anderes, wo Jemand Anderes wohnen würde, ein drittes, wo wir beide wohnen würden. Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrunde kletterten Knaben an dem Felsen, und sprangen von Stein zu Stein, und jauchzten laut —

In dem reizenden Thale von Tharandt war ich unbeschreiblich bewegt. Ich wünschte recht mit Innigkeit Dich bei mir zu sehen. Solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe. Da würden wir Freuden genossen haben, höhere noch als in der Gartenlaube. Und wie herrlich müßte einmal ein kurzes Leben in der idealischen Natur auf Deine Seele wirken. Denn tiefe Eindrücke macht der Anblick der erhabenen edlen Schöpfung auf weiche, empfängliche Herzen. Die Natur würde gewiß das Gefühl und den Gedanken in Dir erwecken; ich würde ihn zu entwickeln suchen und selbst neue Gedanken und Gefühle bilden. — O, einst müssen wir einmal beide eine schöne Gegend besuchen. Denn da erwarten uns ganz neue Freuden, die wir noch gar nicht kennen.

So erinnert mich fast jeder Gegenstand durch eine

entfernte oder nahe Beziehung an Dich, mein liebes, geliebtes Mädchen. — Und wenn mein Geist sich einmal in einer wissenschaftlichen Folgenreihe von Gedanken von Dir entfernt, so führt mich ein Blick auf Deinen Tobacksbeutel, der immer an dem Knopfe meiner Weste hangt, oder auf Deine Handschuh, die ich selten ausziehe, oder auf das blaue Band, das Du mir um den linken Arm gewunden hast, und das immer noch, unaufgelöst, wie das Band unserer Liebe, verknüpft ist, wieder zu Dir zurück.

| Abgeschickt | Empfangen. |
|---|---|
| Den 1. Brief aus Berlin | Zwei Briefe, nur zwei, aber |
| 2 ——— Pasewalk | zwei herrliche, die ich mehr |
| 3 ——— Berlin | als einmal durchgelesen habe. |
| 4 ——— Berlin | Wann werde ich wieder |
| 5 ——— Leipzig | etwas von Deiner Hand |
| und diesen aus Dreßden. | sehen? |

Wegen der nun folgenden Instruction will ich mich kurz fassen. Ich habe Ulriken das Nöthige hierüber geschrieben und sie gebeten Dir ihren Brief mitzutheilen. Mache Du es mit Deinen Briefen, wie sie es mit dem Gelde machen soll. Schreibe gleich nach Würzburg in Franken. Sei ruhig. Lebe wohl. Morgen schreibe ich Dir wieder. In 5 Minuten reise ich von hier ab.

Dein treuer Freund Heinrich.

(Diese Correspondenz wird Dir vieles Geld kosten. Ich werde das ändern, so viel es möglich ist. Was es Dir doch kostet, werde ich Dir schon einst ersetzen.)

## 19. An Wilhelmine v. Zenge

Oderan im Erzgebirge. d. 4. Septbr. 1800,
Abends 9 Uhr.

So heißt der Ort, der mich für diese Nacht empfängt. Er ist zwar von Dir nicht gekannt, aber er sorgt doch für Deine Wünsche wie für einen alten Freund. Denn er bietet mir ein Stübchen an, ganz wie das Deinige in Frankfurt; und ich werde nicht einschlafen, ohne tausendmal an Dich gedacht zu haben.

Unsere Reise gieng von Dreßden aus süd-westlich, immer an dem Fuße des Erzgebirges entlang, über Freiberg nach Oderan. Die ganze Gegend sieht aus wie ein bewegtes Meer von Erde. Das sind nichts als Wogen, immer die eine kühner als die andern. Doch sahen wir noch nichts von dem eigentlichen Hochgebirge. Bei Freiberg gingen wir wieder über denselben Strom, den wir schon bei Nossen auf der Reise nach Dreßden passirt waren: welches aber nicht die Mulde ist. In dem Thale dieses Flusses liegt das Bergwerk. Wir sahen es von Weitem liegen und mich drängte die Begierde, es zu sehen. Aber mein Ziel trat mir vor Augen, und in einer halben Stunde hatte ich Freiberg schon wieder im Rücken.

Hier bin ich nun 6 Meilen von Dreßden. Brokes wünscht hier zu übernachten, aus Gründen, die ich Dir in der Folge mittheilen werde. Ich benutzte noch die erste Viertelstunde, um Dir an einem Tage auch noch den zweiten Brief zu schreiben. Mein letzter Brief aus Dreßden ist auch vom 4., von heute. Du sollst

an Nachrichten von mir nicht Mangel haben. Aber diese Absicht ist nun erfüllt, und eigentlich bin ich herzlich müde. Also gute Nacht, liebes Mädchen. Morgen schreibe ich mehr.

Kemnitz, d. 5. Septmbr, Morgends 8 Uhr.

Wie doch zwei Kräfte immer in dem Menschen sich streiten! Immer weiter von Dir führt mich die eine, die Pflicht, und die andere, die Neigung, strebt immer wieder zu Dir zurück. Aber die höhere Macht soll siegen, und sie wird es. Laß mich nur ruhig meinem Ziele entgegen gehen, Wilhelmine. Ich wandle auf einem guten Wege, das fühle ich an meinem heitern Selbstbewußtsein, an der Zufriedenheit, die mir das Innere durchwärmt. Wie würde ich sonst mit solcher Zuversicht zu Dir sprechen? Wie würde ich sonst Dich noch mit inniger Freude die meinige nennen können? Wie würde ich die schöne Natur, die jetzt mich umgiebt, so froh und ruhig genießen können? Ja, liebes Mädchen, das letzte ist entscheidend. Einsamkeit in der offnen Natur, das ist der Prüfstein des Gewissens. In Gesellschaften, auf den Straßen, in dem Schauspiele mag es schweigen, denn da wirken die Gegenstände nur auf den Verstand und bei ihnen braucht man kein Herz. Aber wenn man die weite, edlere, erhabenere Schöpfung vor sich sieht, — ja da braucht man ein Herz, da regt es sich unter der Brust und klopft an das Gewissen. Der erste Blick flog in die weite Natur, der zweite schlüpft heimlich in unser innerstes Bewußtsein. Finden wir uns selbst häßlich, uns allein in diesem Ideale von Schönheit, ja dann

ist es vorbei mit der Ruhe, und weg ist Freude und Genuß. Da drückt es uns die Brust zusammen, wir können das Hohe und Göttliche nicht fassen, und wandeln stumpf und sinnlos wie Sclaven durch die Palläste ihrer Herren. Da ängstigt uns die Stille der Wälder, da schreckt uns das Geschwätz der Quelle, uns ist die Gegenwart Gottes zur Last, und wir stürzen uns in das Gewühl der Menschen um uns selbst unter der Menge zu verlieren, und wünschen uns nie, nie wiederzufinden.

Wie froh bin ich, daß doch wenigstens ein Mensch in der Welt ist, der mich ganz versteht. Ohne Brokes würde mir vielleicht Heiterkeit, vielleicht selbst Kraft zu meinem Unternehmen fehlen. Denn ganz auf sein Selbstbewußtsein zurückgewiesen zu sein, nirgends ein Paar Augen finden, die uns Beifall zunicken — und doch recht thun, das soll freilich, sagt man, die Tugend der Helden sein. Aber wer weiß ob Christus am Kreuze gethan haben würde, was er that, wenn nicht aus dem Kreise wüthender Verfolger seine Mutter und seine Jünger feuchte Blicke des Entzückens auf ihn geworfen hätten.

Die Post ist vor der Thüre, Adieu. Ich nehme diesen Brief noch mit mir. Er kömmt zwar immer weiter von Dir ab und später wirst Du ihn nun erhalten. Aber das Porto ist theuer, und wir beide müssen für ganzes Geld auch das ganze Vergnügen genießen.

Noch einen Gedanken — —. Warum, wirst Du sagen, warum spreche ich so geheimnißreiche Gedanken

halb aus, die ich doch nicht ganz sagen will? Warum rede ich von Dingen, die Du nicht verstehn kannst und sollst? Liebes Mädchen, ich will es Dir sagen. Wenn ich so etwas schreibe, so denke ich mich immer zwei Monate älter. Wenn wir dann einmal, in der Gartenlaube, einsam, diese Briefe durchblättern werden, und ich Dir solche dunkeln Äußerungen erklären werde, und Du mit dem Ausruf des Erstaunens: ja so, so war das gemeint — —

Adieu. Der Postillion bläst.

Lungwitz, um 1/2 11 Uhr.

O welch' ein herrliches Geschenk des Himmels ist ein schönes Vaterland! Wir sind durch ein einziges Thal gefahren, romantisch schön. Da ist Dorf an Dorf, Garten an Garten, herrlich bewässert, schöne Gruppen von Bäumen an den Ufern, Alles wie eine englische Anlage. Jeder Bauerhof ist eine Landschaft. Reinlichkeit und Wohlstand blickt aus Allem hervor. Man sieht aus dem Ganzen, daß auch der Knecht und die Magd hier das Leben genießen. Frohsinn und Wohlwollen spricht uns aus jedem Auge an. Die Mädchen sind zum Theil höchst interessant gebildet. Das findet man meistens in allen Gebirgen. Wahrlich, wenn ich Dich nicht hätte, und reich wäre, ich sagte à dieu — toutes les beautés des villes. Ich durchreisete die Gebirge, besonders die dunkeln Thäler, spräche ein von Haus zu Haus, und wo ich ein blaues Auge unter dunkeln Augenwimpern, oder bräunliche Locken auf dem weißen Nacken fände, da wohnte ich ein Weilchen und sähe zu ob das Mädchen auch im

Innern so schön sei, wie von außen. Wäre das, und wäre auch nur ein Fünkchen von Seele in ihr, ich nähme sie mit mir, sie auszubilden nach meinem Sinn. Denn das ist nun einmal mein Bedürfniß; und wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden, sonst fürchte ich, geht es mir, wie mit dem Mundstück an meiner Clarinette. Die kann man zu Dutzenden auf der Messe kaufen, aber wenn man sie braucht, so ist kein Ton rein. Da gab mir einst der Musikus Baer in Potsdam ein Stück, mit der Versicherung, das sei gut, er könne gut darauf spielen. Ja, er, das glaub' ich. Aber mir gab es lauter falsche quikende Töne an. Da schnitt ich mir von einem gesunden Rohre ein Stück ab, formte es nach meinen Lippen, schabte und kratzte mit dem Messer bis es in jeden Einschnitt meines Mundes paßte — — und das gieng herrlich. Ich spielte nach Herzenslust. —

Zuweilen bin ich auf Augenblicke ganz vergnügt. Wenn ich so im offnen Wagen sitze, den Mantel gut geordnet, die Pfeife brennend, neben mir Brokes, tüchtige Pferde, guter Weg, und immer rechts und links die Erscheinungen wechseln, wie Bilder auf dem Tuche bei dem Guckkasten — und vor mir das schöne Ziel, und hinter mir das liebe Mädchen — — und in mir Zufriedenheit — dann, ja dann bin ich froh, recht herzlich froh.

Wenn Du einmal könntest so neben mir sitzen, zur Linken, Arm an Arm, Hand in Hand, immer Gedanken

wechselnd und Gefühle, bald mit den Lippen, bald mit den Fingern — ja das würden schöne, süße herrliche Tage sein.

Was das Reisen hier schnell geht, das glaubst Du gar nicht. Oder ist es die Zeit, die so schnell verstreicht? Fünf Uhr war es als wir von Oderan abfuhren, jetzt ist es $^1/_2$11, also in $5^1/_2$ Stunde 4 Meilen. Jetzt geht es gleich weiter nach Zwickau. Wir fliegen wie die Vögel über die Länder. Aber dafür lernen wir auch nicht viel. Einige flüchtige Gedanken sind die ganze Ausbeute unsrer Reise.

Sind Sie in Dreßden gewesen? — „Ja, durchgereist.“ — Haben Sie das grüne Gewölbe gesehen? — „Nein“ — das Schloß? — „Von außen.“ — Königsstein? — „Von weitem“ — Pillnitz, Moritzburg? — „Gar nicht.“ — Mein Gott, wie ist das möglich? — Möglich? Mein Freund, das war nothwendig.

Weil wir eben von Dreßden sprechen — da habe ich Dir einige Ansichten dieser Gegend mitgeschickt. So kannst Du Dir deutlicher denken, wo Dein Freund war. Bei Dreßden, rechts, der grüne Vordergrund, das ist der Zwinger. Nein — Eigentlich der Thurm, an den der grüne Berg und die grüne Allee stößt, das ist der Zwinger, d. h. der kurfürstliche Garten. Auf diesem grünen Berge stand ich und sah über die Elbbrücke. — Das Stück von Tharandt ist schlecht. Tausendmal schöner hat es die Natur gebildet, als dieser Pfuscher von Künstler. Übrigens kann es doch meine Beschreibung davon erklären. Der höchste Berg

in der Mitte, wo die schönsten Sträucher stehen, da stand ich. Die Aussicht über den See ist die schönste. Die andern beiden sind hier versteckt. — Das dritte Stück: die Halsbrücke zu Freiberg kaufte ich ebenfalls zu Dreßden in Hofnung sie in natura zu sehen. Aber daraus ward nichts, nicht einmal von weitem.

Adieu, in der nächsten Station noch ein Wort, und dann wird der Brief zugesiegelt und abgeschickt.

Zwickau, 3 Uhr Nachmittags.

Jetzt habe ich das Schönste auf meiner ganzen bisherigen Reise gesehen, und ich will es Dir beschreiben.

Es war das Schloß Lichtenstein. Wir sahen von einem hohen Berge herab, rechts und links dunkle Tannen, ganz wie ein gemahlter Vordergrund; zwischen durch eine Gegend, ganz wie ein geschloßnes Gemälde. In der Tiefe lag zur Rechten am Wasser das Gebirgsstädtchen; hinter ihm, ebenfalls zur Rechten, auf der Hälfte eines ganz buschigten Felsens, das alte Schloß Lichtenstein; hinter diesem, immer noch zur rechten ein höchster Felsen, auf welchem ein Tempel steht. Aber zur Linken öffnet sich ein weites Feld, wie ein Teppich, von Dörfern, Gärten und Wäldern gewebt. Ganz im Hintergrunde ahndet das Auge blasse Gebirge und drüber hin, über die höchste matteste Linie der Berge, schimmert der bläuliche Himmel, der Himmel im Norden, der Himmel von Frankfurt, der Himmel, der mein liebes Minchen beleuchtet, und beschützen möge, bis ich es einst wieder in meine Arme drücke.

Ja, mein liebes Mädchen, das ist ein ganz andrer

Styl von Gegend, als man in unserm traurigen märkischen Vaterlande sieht. Zwar ist das Thal, das die Oder ausspült, besonders bei Frankfurt sehr reizend. Aber das ist doch nur ein bloßes Miniatür-Gemälde. Hier sieht man die Natur gleichsam in Lebensgröße. Jenes ist gleichsam wie die Gelegenheitsstücke großer Künstler, flüchtig gezeichnet, nicht ohne meisterhafte Züge, aber ohne Vollendung; dieses hingegen ist ein Stück, mit Begeisterung gedichtet, mit Fleiß und Genie auf das Tableau geworfen, und aufgestellt vor der Welt mit der Zuversicht auf Bewunderung.

Dabei ist Alles fruchtbar, selbst die höchsten Spitzen bebaut, und oft bis an die Hälfte des Berges, wie in der Schweiz, laufen saftgrüne Wiesen hinan. —

Aber nun muß ich den Brief zusiegeln. Adieu. Schreibe mir doch ob Vater und Mutter nicht nach mir gefragt haben; und in welcher Art. Aber sei ganz aufrichtig. Ich werde ihnen flüchtige Gedanken, die natürlich sind, nicht verdenken. Aber bleibe Du standhaft, und verlasse Dich darauf, daß ich diesmal besser für Dich, und also für Deine Eltern sorge, als je in meinem Leben.

Adieu — Oder soll ich Dir noch einmal schreiben von der nächsten Station? Soll ich? — Es ist 3 Uhr, um 6 sind wir in Reichenbach — ja es sei. — Aber für diesen Brief, für dieses Kunststück einen 8 Seiten langen Brief mitten auf einer ununterbrochenen Extra-Post-Reise zu schreiben, dafür, sage ich, mußt Du mir auch bei der Rückkehr entweder — einen Kuß geben, oder mir ein neues Band in den Tobacksbeutel ziehen. Denn das alte ist abgerissen.

Aber nun will ich auch einmal etwas essen. Adieu. In Reichenbach mehr. —

Geschwind noch ein Paar Worte. Der Postillion ist faul und langsam, ich bin fleißig und schnell. Das ist natürlich, denn er arbeitet für Geld, und ich für den Lohn der Liebe.

Aber geschwind — Ich bin in die sogenannte große Kirche gewesen, hier in Zwickau. Da giebt es Manches zu sehen. Zuerst ist der Eindruck des Innern angenehm und erhebend. Ein weites Gewölbe wird von wenigen und doch schlanken Pfeilern getragen. Wir sehen es gern, wenn mit geringen Kräften ausgewirkt wird, was große zu erfordern scheint. Ferner war zu sehn ein Stück von Lucas Cranach, mit Meisterzügen, aber ohne Plan und Ordnung, wie die durchlöcherten und gefärbten Stücke, die an den Thüren der Bauern, Soldaten und Bedienten hangen; doch das kennst Du nicht. Ferner war zu sehn, ein Model des heiligen Grabes zu Jerusalem aus Holz geschnitzt usw. usw.

Dabei fällt mir eine Kirche ein, die ich Dir noch nicht beschrieben habe; die Nickolskirche zu Leipzig. Sie ist im Äußern, wie die Religion, die in ihr gepredigt wird, antik, im Innern nach dem modernsten Geschmack ausgebaut. Aus der Kühnheit der äußeren Wölbungen sprach uns der Götze der abendtheuerlichen Gothen zu; aus der edeln Simplicität des Innern wehte uns der Geist der verfeinerten Griechen an. Schade daß ein — — — ich hätte beinah etwas gesagt, was die Priester übelnehmen. Aber das weiß ich,

daß die edeln Gestalten der leblosen Steine wärmer zu meinem Herzen sprachen, als der hochgelehrte Priester auf seiner Kanzel.

Reichenbach, Abends 8 Uhr.

Nur zwei Dinge mögte ich gewiß wissen, dann wollte ich mich leichter über den Mangel aller Nachrichten von Dir trösten: erstens ob Du lebst, zweitens, ob Du mich liebst. Oder nur das Erste; denn dies, hoffe ich, schließt bei Dir, wie bei mir, das Andere ein. Aber am Liebsten fast mögte ich wissen, ob Du ganz ruhig bist. Wenn Du nur damals an jenem Abend in der Gartenlaube nicht geweint hättest, als ich Dir einen doppelsinnigen Gedanken mittheilte, von dem Du gleich den übelsten Sinn auffaßtest. Aber Du versprachst mir Besserung, und wirst Dein Wort halten und vernünftig sein. Wie sollte es Dich einst reuen, Wilhelmine, wenn Du mit Beschämung, vielleicht in Kurzem, einsähest, Deinem redlichsten Freunde mißtraut zu haben. Und wie wird es Dich dagegen mit innigem Entzücken erfüllen, wenn Du in wenigen Wochen, den Freund, dem Du alles vertrautest, und der Dich in nichts betrog, in die Arme schließen kannst.

Adieu, liebes Mädchen, jetzt schließe ich den Brief. In der nächsten Station fange ich einen andern Brief an. Es werden doch Zwischenräume von Tagen sein, ehe Du den folgenden Brief empfängst. Vielleicht empfängst Du sie auch alle auf einmal. — Aber was ich in der Nacht denken werde weiß ich nicht, denn es ist finster, und der Mond verhüllt. — Ich werde ein Gedicht machen. Und worauf? — Da fielen mir

heute die Nadeln ins Auge, die ich einst in der Gartenlaube aufsuchte. Unaufhörlich lagen sie mir im Sinn. Ich werde in dieser Nacht ein Gedicht auf oder an eine Nadel machen. Adieu. Schlafe wohl, ich wache für Dich. H. K.

N. S. So eben höre ich, daß der Waffenstillstand zwischen Kaiserlichen und Franzosen morgen, d. 6. aufhört. Wir reisen grade den Franzosen entgegen, und da wird es was Neues zu sehen geben. Wenn nur die Briefe nicht gehindert werden! Aber Briefe an Damen — die Franzosen sind artig — ich hoffe das Beßte. Fürchte nichts für mich.

## 20. An Wilhelmine v. Zenge

Würzburg, d. 11. Septmbr 1800.

Mein liebstes Herzensmädchen, o wenn ich Dir sagen dürfte, wie vergnügt ich bin. — Doch das darf ich nicht. Sei Du auch vergnügt. Aber laß uns davon abbrechen. Bald, bald mehr davon.

Ich will Dir von etwas Anderm vorplaudern.

Zuerst von dieser Stadt. Auch diese liegt ganz im Grunde, an einer Krümmung des Mains, von kahlen Höhen eingeschlossen, denen das Laub ganz fehlt und die von nichts grün schimmern, als von dem kurzen Weinstock. Beide Ufer des Mains sind mit Häusern bebaut. Numr. 1. in dem beigefügten — Gekrizel (denn Zeichnung kann man es nicht nennen) ist die Stadt auf dem rechten Mainufer, und wir kamen von dieser Seite, von dem Berge a herab in die Stadt.

Numr. 2. ist die Stadt auf dem linken Mainufer, das sogenannte Mainviertel mit der Citadelle. Das Ganze hat ein ächt katholisches Ansehn. Neun und dreißig Thürme zeigen an, daß hier ein Bischoff wohne, wie ehemals die ägyptischen Pyramiden, daß hier ein König begraben sei. Die ganze Stadt wimmelt von Heiligen, Aposteln und Engeln, und wenn man durch die Straßen geht, so glaubt man, man wandle durch den Himmel der Christen. Aber die Täuschung dauert nicht lang. Denn Heere von Pfaffen und Mönchen, buntscheckig montirt, wie die Reichstruppen, laufen uns unaufhörlich entgegen und erinnern uns an die gemeinste Erde.

Den Lauf der Straßen hat der regelloseste Zufall gebildet. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Würzburg durch nichts, von der Anlage des gemeinsten Dorfes. Da hat sich Jeder angebaut, wo es ihm grade gefiel, ohne eben auf den Nachbar viele Rücksicht zu nehmen. Daher findet man nichts als eine Zusammenstellung vieler einzelnen Häuser, und vermißt die Idee eines Ganzen, die Existenz eines allgemeinen Interesses. Oft ehe man es sich versieht ist man in ein Labyrinth von Gebäuden gerathen, wo man sich den Faden der Ariadne wünschen muß, um sich heraus zu finden. Das Alles könnte man der grauen Vorzeit noch verzeihen; aber wenn heut zu Tage ganz an der Stelle der alten Häuser neue gebaut werden, so daß also auch die Idee, die Stadt zu ordnen, nicht vorhanden ist, so heißt das ein Versehen verewigen.

Das bischöfliche Residenzschloß zeichnet sich unter den

Häusern aus. Es ist lang und hoch. Schön kann man es wohl nicht nennen. Der Platz vor demselben ist heiter und angenehm. Er ist von beiden Seiten durch eine Colonnade eingeschlossen, deren jede eine Obelisk ziert. — Die übrigen Häuser befriedigen bloß die gemeinsten Bedürfnisse. Nur zuweilen hebt [sich] über niedrige Dächer eine Kuppel, oder ein Kloster oder das höhere Dach eines Domherrn empor.

Keine der hiesigen Kirchen haben wir so schön gefunden, als die Kirche zu Eberach, die ich Dir in meinem vorigen Briefe beschrieb. Selbst der Dom ist nicht so geschmackvoll und nicht so prächtig. Aber alle diese Kirchen sind von früh Morgends bis spät Abends besucht. Das Läuten dauert unaufhörlich fort. Es ist als ob die Glocken sich selbst zu Grabe läuteten, denn wer weiß, ob die Franzosen sie nicht bald einschmelzen. Messen und Hora wechseln immer miteinander ab, und die Perlen der Rosenkränze sind in ewiger Bewegung. Denn es gilt die Rettung der Stadt, und da die Franzosen für ihren Untergang beten, so kommt es darauf an, wer am meisten betet.

Ich, mein liebes Kind, habe Ablaß auf 200 Tage. In einem Kloster auf dem Berge 2 bei b, hinter dem Citadel, lag vor einem wunderthätigen Marienbilde ein gedrucktes Gebet, mit der Ankündigung, daß wer es mit Andacht läse, diesen Ablaß haben sollte. Gelesen habe ich es; doch da es nicht mit der gehörigen Andacht geschah, so werde ich mich doch wohl vor Sünden hüten, und nach wie vor thun müssen, was Recht ist.

Wenn man in eine solche katholische Kirche trit, und das weitgebogene Gewölbe sieht, und diese Altäre und diese Gemälde — und diese versammelte Menschenmenge mit ihren Gebährden — wenn man diesen ganzen Zusammenfluß von Veranstaltungen, sinnend, betrachtet, so kann man gar nicht begreifen, wohin das Alles führen solle. Bei uns erweckt doch die Rede des Priesters, oder ein Gellertsches Lied manchen herzerhebenden Gedanken; aber das ist hier bei dem Murmeln des Pfaffen, das niemand hört, und selbst niemand verstehen würde, wenn man es auch hörte, weil es lateinisch ist, nicht möglich. Ich bin überzeugt, daß alle diese Präparate nicht einen einzigen vernünftigen Gedanken erwecken.

Überhaupt, dünkt mich, alle Ceremonien ersticken das Gefühl. Sie beschäfftigen unsern Verstand, aber das Herz bleibt todt. Die bloße Absicht, es zu erwärmen, ist, wenn sie sichtbar wird, hinreichend, es ganz zu erkalten. Mir wenigstens erfüllt eine Todeskälte das Herz, sobald ich weiß, daß man auf mein Gefühl gerechnet hat.

Daher mißglücken auch meist alle Vergnügungen, zu welchen große Anstalten nöthig sind. Wie oft treten wir in Gesellschaften, in den Tanzsaal, ohne mehr zu finden, als die bloße Anstalt zur Freude, und treffen dagegen die Freude selbst oft da an, wo wir sie am Wenigsten erwarteten.

Daher werde ich auch den schönsten Tag, den ich vor mir sehe, nicht nach der Weise der Menschen, sondern nach meiner Art zu feiern wissen.

Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. — Wenn die wunderthätigen Marienbilder einigermaßen ihre Schuldigkeit thun, so muß in Kurzem kein Franzose mehr leben. Wirksam sind sie, das merkt man an den wächsernen Kindern, Beinen, Armen, Fingern usw. usw. die um das Bild gehängt sind; die Zeichen der Wünsche, welche die heilige Mutter Gottes erfüllt hat. — In Kurzem wird hier eine Procession sein, zur Niederschlagung der Feinde, und, wie es heißt, „zur Ausrottung aller Ketzer". Also auch zu Deiner und meiner Ausrottung —

Ich wende mich jetzt zu einer vernünftigen Anstalt, die ich mit mehrerem Vergnügen besucht habe, als diese Klöster und Kirchen.

Da hat ein Mönch die Zeit, die ihm Hora und Messe übrig ließen, zur Verfertigung eines seltnen Naturalien-Cabinets angewendet. Ich weiß nicht gewiß, ob es ein Benedictiner-Mönch ist, aber ich schließe es aus dieser nützlichen Anwendung seiner Zeit, indem die Mönche dieses Ordens immer die fleißigsten und arbeitsamsten gewesen sind.

Er ist Professor bei der hiesigen Universität und heißt Blank. Er hat, mit Unterstützung des jetzigen Fürstbischofs, eines Herrn von Fechenbach, eine sehenswürdige Gallerie von Vögeln und Moosen in dem hiesigen Schlosse aufgestellt. Das Gefieder der Vögel ist, ohne die Haut, auf Pergament geklebt, und so vor der Nachstellung der Insecten ganz gesichert. — Verzeihe mir diese Umständlichkeit. Ich denke einst diese Papiere für mich zu nützen.

Schon der bloße Apparat ist sehenswürdig und erfordert einen fast beispiellosen Fleiß. Da sind in vielen Gläsern, in besondern Fächern und Schränken, Gefieder aller Art, Häute, Holzspäne, Blätter, Moose, Saamenstaub, Spinngewebe, Schilfe, Wolle, Schmetterlingsflügel usw. usw. in der größten Ordnung aufgestellt.

Aber dieser Vorrath von bunten Materialien hat den Mann auf eine Spielerei geführt. Er ist weiter gegangen, als bloß seine nützliche Gallerie von Vögeln und Moosen zu vervollkommnen. Er hat mit allen diesen Materialien, ohne weiter irgend eine Farbe zu gebrauchen, *gemahlt*, Landschaften, Blumenbouquett, Menschen usw. usw. oft täuschend ähnlich, das Wasser mit Wolle, das Laub mit Moose, die Erde mit Saamenstaub, den Himmel mit Spinngewebe, und immer mit der genausten Abwechselung des Lichtes und des Schattens. — Die beßten von allen diesen Stücken waren aber, aus Furcht vor den Franzosen, weggeschickt. —

\+ Ich werde Dir in der Folge sagen, was das bedeutet.

d. 12. *Septmbr.*

Was Dir das hier für ein Leben auf den Straßen ist, aus Furcht vor den Franzosen, das ist unbeschreiblich. Bald Flüchtende, bald Pfaffen, bald Reichstruppen, das läuft alles buntscheckig durcheinander, und fragt und antwortet, und erzählt Neuigkeiten, die in 2 Stunden für falsch erklärt [werden].

Der hiesige Commendant, General D'Allaglio, soll wirklich im Ernst diese Vestung behaupten wollen.

Aber sei ruhig. Es gilt bloß die Citadelle, nicht die Stadt. Auch diese ist zwar befestigt, aber sie liegt ganz in der Tiefe, ist ganz unhaltbar, und für sie, sagt man, sei schon eine Capitulation im Werke. Nach meiner Einsicht ist aber die Citadelle eben so unhaltbar. Sie ist nach der Befestigungskunst des Mittelalters erbaut, das heißt, schlecht. Es war eine unglückliche Idee hier eine Vestung anzulegen. Aber ursprünglich scheint es eine alte Burg zu sein, die nur nach und nach erweitert worden ist. Schon die Lage ist ganz unvortheilhaft, denn in der Nähe eines Flintenschusses liegt ein weit höherer Berg, der den Felsen der Citadelle ganz beherrscht. Man will sich indessen in die Casematten flüchten, und der Commendant soll geäußert haben, er wolle sich halten, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brennt. Wenn er klug ist, so zündet er es sich selbst an, und rettet so sein Wort und sein Leben. Indessen ist wirklich die Citadelle mit Proviant auf 3 Monate versehn. Auch soll viel Geschütz oben sein — doch das Alles soll nur sein, hinauf auf das Citadell darf keiner. Viele Schießscharten sind da, das ist wahr, aber das sind vielleicht bloße Metonymien.

Besonders des Abends auf der Brücke ist ein ewiges Laufen hinüber und herüber. Da stehn wir denn in einer Nische, Brokes und ich, und machen Glossen, und sehen es diesem oder jenem an, ob er seinen Wein in Sicherheit hat, ob er sich vor der Säcularisation fürchtet oder ob er den Franzosen freundlich ein Glas Wein vorsetzen wird. Die meisten, wenigstens von den

Bürgern scheinen die letzte Partie ergreifen zu wollen. Das muß man ihnen aber abmerken, denn durch die Rede erfährt man von ihnen nichts. Du glaubst nicht, welche Stille in allen öffentlichen Häusern herrscht. Jeder kommt hin, um etwas zu erfahren, niemand, um etwas mitzutheilen. Es scheint als ob jeder erst abwarten wollte, wie man ihm kommt, um dann dem Andern eben so zu kommen. Aber das ist eben das Eigenthümliche der katholischen Städte. Da hängt man den Mantel, wie der Wind kommt.

So eben erfahre ich die gewisse Nachricht, daß der Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit verlängert ist, also schließe ich diesen Brief, damit Du so frühe als möglich diese frohe Nachricht erhältst, die unsre Wünsche reifen soll. Adieu. Bleibe mir treu. Bald ein Mehreres. Dein Freund Heinrich.

## 21. An Wilhelmine v. Zenge

Wirzburg, d. 13. Septmbr, 1800.

Mädchen! Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und, wenn ich recht sehe, wenn nicht Alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Sei ruhig. In wenigen Tagen kommt ein froher Brief an Dich, ein Brief, Wilhelmine, der — — Doch ich soll ja nicht reden, und so will ich denn noch schweigen auf diese wenigen Tage. Nur

diese gewisse Nachricht will ich Dir mittheilen: ich gehe von hier nicht weiter nach Straßburg, sondern bleibe in Wirzburg. Eher als Du glaubst, bin ich wieder bei Dir in Frankfurt. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es.

Laß uns thun, als ob wir nichts Interessanteres mit einander zu plaudern hätten, als fremdartige Dinge. Denn das, was mir die ganze Seele erfüllt, darf ich Dir nicht, jetzt noch nicht, mittheilen.

Also wieder etwas von dieser Stadt.

---

Eine der vortrefflichsten Anstalten, die je ein Mönch hervorbrachte, ist wohl das hiesige Julius-Hospital, vom Fürstbischof Julius, im 16. Jahrhundert gestiftet, von dem vorletzten Fürstbischof Ludwig um mehr als das Ganze erweitert, veredelt und verbessert. Das Stammgebäude schon ist ein Haus, wie ein Schloß; aber nun sind noch, in ähnlicher Form, Häuser hinzugebaut worden, so daß die vordere Façade 63 Fenster hat, und das Ganze ein geschloßnes Viereck bildet. Im innern Hofe ist ein großer Brunnen angelegt, hinten befindet sich ein vortrefflicher botanischer Garten, Badehäuser, ein anatomisches Theater und ein medicinisch-chirurgisches Auditorium.

Das Ganze ist ein Product der wärmsten Menschenliebe. Jedes Gebrechen giebt, wenn es ganz arm ist, ein Recht auf unbedingte, kostfreie Aufnahme in diesem Hause. Die Wiederhergestellten und Geheilten müssen es wieder verlassen, die Unheilbaren und das graue Alter findet Nahrung, Kleidung und Obdach

bis ans Ende des Lebens. Denn nur auf gänzliche Hülflosigkeit ist diese Anstalt berechnet, und wer noch auf irgend eine Art sich selbst helfen kann, der findet hier keinen Platz, weil er ihn einem Unglücklichern, Hülfsbedürftigern nehmen würde.

Dabei ist es besonders bemerkungswürdig und lobenswerth, daß die religiöse Toleranz, die nirgends in diesem ganzen Hochstift anzutreffen ist, grade hier in diesem Spital, wo sie so nöthig war, Platz gefunden hat, und daß jeder Unglückliche seine Zuflucht findet in dieser katholischen Anstalt, wäre es auch ein Protestant oder ein Jude.

Das Innere des Gebäudes soll sehr zweckmäßig eingerichtet [sein]. Ordnung wenigstens und Plan habe ich darin gefunden. Da beherbergt jedes Gebäude eine eigne Art von Kranken, entweder die medicinische oder chirurgische, und jeder Flügel wieder ein eignes Geschlecht, die männlichen oder die weiblichen. Dann ist ein besonderes Haus für Unheilbare, eines für das schwache Alter, eines für die Epileptischen, eines für die Verrückten usw. Der Garten steht jedem Gesitteten offen. Es wird in großen Sälen gespeiset. Eine recht geschmackvolle Kirche versammelt täglich die Frommen. Sogar die Verrückten haben da ihren vergitterten Platz.

Bei den Verrückten sahen wir manches Ekelhafte, manches Lächerliche, viel Unterrichtendes und Bemitleidenswerthes. Ein Paar Menschen lagen übereinander, wie Klötze, ganz unempfindlich, und man sollte fast zweifeln, ob sie Menschen zu nennen wären. Da-

gegen kam uns munter und lustig ein überstudierter Professor entgegen, und fieng an, uns auf lateinisch zu haranguiren, und fragte so schnell und flüchtig und sprach dabei ein so richtiges, zusammenhangendes Latein, daß wir im Ernste verlegen wurden um die Antwort, wie vor einem gescheuten Manne. In einer Celle saß, schwarzgekleidet, mit einem tiefsinnigen, höchst ernsten und düstern Blick, ein Mönch. Langsam schlug er die Augen auf uns, und es schien, als ob er unser Innerstes erwog. Dann fing er, mit einer schwachen, aber doch tönenden und das Herz zermalmenden Stimme an, uns vor der Freude zu warnen und an das ewige Leben und an das heilige Gebet uns zu erinnern. Wir antworteten nicht. Er sprach in großen Pausen. Zuweilen blickte er uns wehmüthig an, als ob er uns doch für verloren hielte. Er hatte sich einst auf der Kanzel in einer Predigt versprochen und glaubte von dieser Zeit an, er habe das Wort Gottes verfälscht. Von diesem giengen wir zu einem Kaufmann, der aus Verdruß und Stolz verrückt geworden war, weil sein Vater das Adelsdiplom erhalten hatte, ohne daß es auf den Sohn forterbte. Aber am Schrecklichsten war der Anblick eines Wesens, den ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte — Ein 18jähriger Jüngling, der noch vor Kurzem blühend schön gewesen sein soll und noch Spuren davon an sich trug, hieng da über die unreinliche Öffnung, mit nackten, blassen, ausgedorrten Gliedern, mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhangendem Haupte, — Eine Röthe, matt und geadert, wie eines Schwindsüchtigen,

war ihm über das todtenweiße Antlitz gehaucht, kraftlos fiel ihm das Augenlied auf das sterbende, erlöschende Auge, wenige saftlose Greisenhaare deckten das frühgebleichte Haupt, trocken, durstig, lechzend hieng ihm die Zunge über die blasse, eingeschrumpfte Lippe, eingewunden und eingenäht lagen ihm die Hände auf dem Rücken — er hatte nicht das Vermögen die Zunge zur Rede zu bewegen, kaum die Kraft den stechenden Athem zu schöpfen — nicht verrückt waren seine Gehirnsnerven aber matt, ganz entkräftet, nicht fähig seiner Seele zu gehorchen, sein ganzes Leben nichts als eine einzige, lähmende, ewige Ohnmacht — O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses! So schrecklich rächt die Natur den Frevel gegen ihren eignen Willen! O weg mit diesem fürchterlichem Bilde —

Nicht ohne Rührung und Ehrfurcht wandelt man durch die Hallen dieses weiten Gebäudes, wenn man alle diese großen, mühsamen, kostspieligen Anstalten betrachtet, wenn man die Opfer erwägt, die sie dem Stifter und den Unterhaltern kostet. Die bloße Erhaltung der ganzen Anstalt beträgt jährlich 60000 fl. Damit ist zugleich eine Art von chirurgischer Pepiniere verknüpft, so daß bei dem Hospital selbst die künftigen Ärzte desselben gebildet werden. Lehrer sind die praktischen Ärzte, wie Seybold, Brünningshausen usw.

Aber wenn man an den Nutzen denkt, den diese Anstalt bringt, wenn man fragt, ob mit so großen Aufopferungen auf einem minder in die Augen fallenden Wege nicht noch weit mehr auszurichten sein

würde, so hört man auf, diese an sich treffliche Anstalt zu bewundern und fängt an, zu wünschen, daß das ganze Haus lieber gar nicht da sein mögte. Weit inniger greift man in das Interesse des hülflosen Kranken ein, wenn man ihn in seinem Hause, mit Heilung, Kleidung, Nahrung, oder statt der beiden letzten Dinge mit Geld unterstützt. Ihn erfreut doch der stolze Pallast und der königliche Garten nicht, der ihn immer an seine demüthigende Lage, an die Wohlthat, die er nie abtragen kann, erinnert; aller dieser Anschein von Pracht wird schwerlich mehr, als den Kranken und sein Gefühl durch den bittern Contrast mit seinem Elende noch mehr drücken. Es liegt eine Art von Spott darin, erst ganz hilflos werden zu müssen um königlich zu wohnen — — Eigentlich weiß ich mich nicht recht auszudrücken. Aber ich bin gewiß, daß gute, stille, leidende Menschen weit lieber im Stillen Wohlthaten annehmen, als sie hier mit prahlerischer Publicität zu empfangen. Auch würde wirklich jedem Kranken leichter geholfen werden, als hier, wo bei dem Zusammenfluß so vieles Elendes Herz und Muth sinken. Besonders die Verrückten können in ihrer eignen Gesellschaft nie zu gesundem Verstande kommen. Dagegen würde dies gewiß bei vielen möglich sein, wenn mehrere vernünftige Leute, etwa die eigne Familie, unter der Leitung eines Arztes, sich bemühten den Unglücklichen zur Vernunft zurückzuführen. Man könnte einwerfen, daß dies Alles mehrere Kosten noch verursachen würde, aber man bedenke nur daß die bloße Einrichtung dieser Anstalt

Millionen kostet, und daß dies Alles dann nicht nöthig wäre. — Indessen so viel ist freilich wahr, daß die ganze Wohlthat dann nicht so viel Ansehen hätte. Daß doch immer auch Schatten sich zeigt, wo Licht ist!

d. 14. Septmbr.

Nirgends kann man den Grad der Cultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennen lernen, als — in den Lesebibliotheken.

Höre was ich darin fand, und ich werde Dir ferner nichts mehr über den Ton von Wirzburg zu sagen brauchen.

„Wir wünschen ein Paar gute Bücher zu haben" — Hier steht die Sammlung zu Befehl — „Etwa von Wieland" — Ich zweifle fast — „Oder von Schiller, Göthe" — Die mögten hier schwerlich zu finden sein — „Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?" — Das eben nicht — „Wer liest denn hier eigentlich am meisten?" — Juristen, Kaufleute und verheirathete Damen. — „Und die unverheiratheten?" — Sie dürfen keine fordern. — „Und die Studenten?" — Wir haben Befehl ihnen keine zu geben. — „Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Göthes, Schillers?" — Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen. — „Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?" — Wir dürfen nicht. — „Was stehn

denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?" — Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben. — „So, so." — —

Nach Vergnügungen fragt man hier vergebens. Man hat hier nichts im Sinn als die zukünftige himmlische Glückseeligkeit und vergißt darüber die gegenwärtige irrdische. Ein elender französischer Garten, der Huttensche, heißt hier ein Recreationsort. Man ist aber hier so still und fromm, wie auf einem Kirchhofe. Nirgends findet man ein Auge, das auf eine interessante Frage eine interessante Antwort verspräche. Auch hier erinnert das Läuten der Glocken unaufhörlich an die katholische Religion, wie das Geklirr der Ketten den Gefangnen an seine Sclaverei. Mitten in einem geselligen Gespräche sinken bei dem Schall des Geläuts alle Knie, alle Häupter neigen, alle Hände falten sich; und wer auf seinen Füßen stehen bleibt, ist ein Ketzer.

d. 15. Septmbr.

Meine liebe, liebste Freundinn! Wie sehnt sich mein Herz nach einem Paar freundlicher Worte von Deiner Hand, nach einer kurzen Nachricht von Deinem Leben, von Deiner Gesundheit, von Deiner Liebe, von Deiner Ruhe! Wie viele Tage verlebten wir jetzt getrennt von einander und wie Manches wird Dir zugestoßen sein, das auch mich nahe angeht! Und warum erfahre ich nichts von Dir? Bist Du gar nicht mehr? Oder bist Du krank? Oder hast Du mich vergessen,

mich, dem der Gedanke an Dich immer gegenwärtig blieb? Zürnst Du vielleicht auf den Geliebten, der sich so muthwillig von der Freundinn entfernte? Schiltst Du ihn leichtsinnig, den Reisenden, ihn, der auf dieser Reise Dein Glück mit unglaublichen Opfern erkauft und jetzt vielleicht — vielleicht schon gewonnen hat? Wirst Du mit Mißtrauen und Untreue dem lohnen, der vielleicht in Kurzem mit den Früchten seiner That zurückkehrt? Wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er sein Leben wagte? Wird ihm der Preis nicht werden, auf den er rechnete, ewige innige zärtliche Dankbarkeit? — Nein, nein — Du bist für den Undank nicht geschaffen. Ewig würde Dich die Reue quälen. Tausend Ursachen konnten verhindern, daß Briefe von Dir zu mir kamen. Ich halte mich fest an Deine Liebe. Mein Vertrauen zu Dir soll nicht wanken. Mich soll kein Anschein verführen. Dir will ich glauben und keinem Andern. Ich selbst habe ja auch bestellt, daß alle Briefe in Baireuth liegen bleiben sollten. Andere konnten zwar einen andern Weg über Duderstadt nehmen — indessen ich bin ruhig. Schon vor 4 Tagen habe ich nach Baireuth geschrieben, mir die Briefe nach Wirzburg zu senden — heute war noch nichts auf der hiesigen Post, aber morgen, morgen, — oder übermorgen, oder — —

Und was werde ich da Alles erfahren! Mit welchen Vorgefühlen werde ich das Couvert betrachten, das kleine Gefäß das so vieles in sich schließt! Ach, Wilhelmine, in sechs Worten kann alles liegen, was

ich zu meiner Ruhe bedarf. Schreibe mir: ich bin gesund; ich liebe Dich, — und ich will weiter nichts mehr.

Aber doch — Nachrichten von Deinen redlichen Ältern und überhaupt von deinen Geschwistern. Ist alles wieder gesund in Eurem Hause? Schläft Mutter wieder unten? Hat Vater nicht nach mir gefragt? — Was spricht man überhaupt von mir in Frankfurt? — Doch das wirst Du wohl nicht hören. Nun, es sei! Mögen sie sprechen, was sie wollen, mögen sie mich immerhin verkennen! Wenn wir beide uns nur ganz verstehen, so kümmert mich weiter kein Urtheil, keine Meinung. Jedem will ich Mißtrauen verzeihen, nur Dir nicht; denn für Dich that ich alles, um es Dir zu benehmen. — Verstehst Du die Inschrift der Tasse? Und befolgst Du sie? Dann erfüllst Du meinen innigsten Wunsch. Dann weißt Du, mich zu ehren.

Vielleicht erhalte ich auch den Aufsatz von Dir — oder ist er noch nicht fertig? Nun, übereile Dich nicht. Ein Frühlingssonnenstrahl reift die Orangenblüthe, aber ein Jahrhundert die Eiche. Ich mögte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von Dir erhalten das ich selbst gebrauchen kann; und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete stirbt schnell dahin. Zwei Frühlingstage — und die Orangenblüthe ist verwelkt, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtausend. Was ich von Dir empfange soll mehr als auf zwei Augenblicke duften, ich will mich seiner erfreuen mein Lebenlang.

Ja, Wilhelmine, wenn Du mir könntest die Freude machen, immer fortzuschreiten in Deiner Bildung mit Geist und Herz, wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattinn zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche, erleuchtet, aufgeklärt, vorurtheillos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen sich hingebend — dann, ja dann könntest [Du] mir für eine That lohnen, für eine That —

Aber das Alles wären vergebliche Wünsche, wenn nicht in Dir die Anlage zu jedem Vortrefflichen vorhanden wäre. Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte. Auch das kann ich eigentlich nicht, kannst nur Du allein. Du selbst mußt Hand an Dir legen, Du selbst mußt Dir das Ziel stecken, ich kann nichts als Dir den kürzesten, zweckmäßigsten Weg zeigen; und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Überzeugung, daß es von Dir längst anerkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert.

Alle ächte Aufklärung des Weibes besteht zuletzt darin, vernünftig über die Bestimmung ihres irdischen Lebens nachdenken zu können. Über den Zweck unseres ganzen ewigen Daseins nachzudenken, auszuforschen, ob der Genuß der Glückseeligkeit, wie Epikur meinte, oder die Erreichung der Vollkommenheit, wie Leibnitz glaubte, oder die Erfüllung der trocknen Pflicht, wie Kant versichert, der letzte Zweck des Menschen sei, das ist selbst für Männer unfruchtbar

und oft verderblich. Wie können wir uns getrauen in den Plan einzugreifen, den die Natur für die Ewigkeit entworfen hat, da wir nur ein so unendlich kleines Stück von ihm, unser Erdenleben, übersehen? Also wage Dich mit Deinem Verstande nie über die Grenzen Deines Lebens hinaus. Sei ruhig über die Zukunft. Was Du für dieses Erdenleben thun sollst, das kannst Du begreifen, was Du für die Ewigkeit thun sollst, nicht; und so kann denn auch keine Gottheit mehr von Dir verlangen, als die Erfüllung Deiner Bestimmung auf dieser Erde. Schränke Dich also ganz für diese kurze Zeit ein. Kümmre Dich nicht um Deine Bestimmung nach dem Tode, weil Du darüber leicht Deine Bestimmung auf dieser Erde vernachlässigen könntest.

d. 18. Septmbr. 1800.

Als ich so weit gekommen war, fiel mir ein, daß wohl manche Erläuterungen nöthig sein mögten, um gegen Deine Religionsbegriffe nicht anzustoßen. Zugleich sah ich, daß dieser Gegenstand zu reichhaltig war für einen Brief und entschloß mich daher Dir einen eignen Aufsatz darüber zu liefern. Den Anfang davon macht der beifolgende dritte Bogen. Laß uns beide, liebe Wilhelmine, unsre Bestimmung ganz ins Auge fassen, um sie künftig einst ganz zu erfüllen. Dahin allein wollen wir unsre ganze Thätigkeit richten. Wir wollen alle unsre Fähigkeiten ausbilden, eben nur um diese Bestimmung zu erfüllen. Du wirst mich, ich werde Dich darin unterstützen, und daher künftig in diesem Aufsatze fortfahren.

Wie ich auf die Idee des Ganzen gekommen bin, das wirst Du in der Folge leicht errathen. — Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, Dich vor religiösen Grübeleien zu warnen, das will ich Dir hiermit sagen. Nicht weil sie etwa von Dir sehr zu befürchten wären, sondern darum, weil ich eben grade in einer Stadt lebe, wo man über die Andacht die Thätigkeit ganz vergißt, und auch darum, weil Brokes mich umgiebt, der unaufhörlich mit der Natur im Streit ist, weil er, wie er sagt, seine ewige Bestimmung nicht herausfinden kann, und daher nichts für seine irrdische thut. Doch darüber in der Folge mehr.

Jetzt muß ich schließen. Ich wollte warten bis ich doch endlich von Dir einen Brief empfangen haben würde, um dies Dir zu melden, aber vergebens. Liebe Wilhelmine! — Sei ruhig. Ich bleibe Dir herzlich gut, in der festen Überzeugung, daß Du auch mir noch herzlich gut bist, — wenn Du noch lebst. — O meine Hoffnung! — Sei ruhig. Mache keine Anstalten wegen der Briefe. Wenn ich in 3 Tagen keinen erhalte, so schicke ich selbst einen Laufzettel zurück. Denn geschrieben hast Du gewiß. Lebe wohl.

Dein Heinrich.

[Beilage.]

d. 16. Septmb. 1800 zu Wirzburg.

Alle ächte Aufklärung des Weibes besteht am Ende wohl nur darin, meine liebe Freundinn: über die Bestimmung seines irrdischen Lebens vernünftig nachdenken zu können.

Über die Bestimmung unseres ewigen Daseins

nachzudenken, auszuforschen, ob der Genuß der Glückseeligkeit (wie Epikur meinte) oder die Erreichung der Vollkommenheit (wie Leibnitz glaubte) oder die Erfüllung der trocknen Pflicht (wie Kant versichert) der letzte Zweck des Menschen sei, das, liebe Freundinn, ist selbst für Männer unfruchtbar und oft verderblich. Solche Männer begehen die Unart, die ich begieng, als ich mich im Geiste von Frankfurt nach Stralsund, und von Stralsund wieder im Geiste nach Frankfurt versetzte. Sie leben in der Zukunft, und vergessen darüber was die Gegenwart von ihnen fordert.

Urtheile selbst, wie können wir beschränkte Wesen, die wir von der Ewigkeit nur ein so unendlich kleines Stück, unser spannenlanges Erdenleben übersehen, wie können wir uns getrauen, den Plan, den die Natur für die Ewigkeit entwarf, zu ergründen? Und wenn dies nicht möglich ist, wie kann irgend eine gerechte Gottheit von uns verlangen, in diesen ihren ewigen Plan einzugreifen, von uns, die wir nicht einmal im Stande sind, ihn zu denken?

Aber die Bestimmung unseres irrdischen Daseins, die können wir allerdings unzweifelhaft herausfinden, und diese zu erfüllen, das kann daher die Gottheit auch wohl mit Recht von uns fordern.

Es ist möglich, liebe Freundinn, daß mir Deine Religion hierin widerspricht und daß sie Dir gebietet, auch etwas für Dein künftiges Leben zu thun. Du wirst gewiß Gründe für Deinen Glauben haben, so wie ich Gründe für den meinigen; und so fürchte ich nicht, daß diese kleine Religionszwistigkeit unsrer Liebe

eben großen Abbruch thun wird. Wo nur die Vernunft herrschend ist, da vertragen sich auch die Meinungen leicht; und da die Religionstoleranz schon eine Tugend ganzer Völker geworden ist, so wird es, denke ich, der Duldung nicht sehr schwer werden, in zwei liebenden Herzen zu herrschen.

Wenn Du Dich also durch die Einflüsse Deiner früheren Erziehung gedrungen fühltest, durch die Beobachtung religiöser Ceremonien auch etwas für Dein ewiges Leben zu thun, so würde ich weiter nichts als Dich warnen, ja nicht darüber Dein irrdisches Leben zu vernachläßigen.

Denn nur gar zu leicht glaubt man, man habe Alles gethan, wenn man die ernsten Gebräuche der Religion beobachtet, wenn man fleißig in die Kirche geht, täglich betet, und jährlich 2mal das Abendmal nimmt.

Und doch sind dies Alles nur Zeichen eines Gefühls, das auch ganz anders sich ausdrücken kann. Denn mit demselben Gefühle, mit welchem Du bei dem Abendmahle das Brod nimmst aus der Hand des Priesters, mit demselben Gefühle, sage ich, erwürgt der Mexicaner seinen Bruder vor dem Altare seines Götzen.

Ich will Dich dadurch nur aufmerksam machen, daß alle diese religiösen Gebräuche nichts sind, als menschliche Vorschriften, die zu allen Zeiten verschieden waren und noch in diesem Augenblicke an allen Orten der Erde verschieden sind. Darin kann also das Wesen der Religion nicht liegen, weil es ja sonst

höchst schwankend und ungewiß wäre. Wer steht uns dafür, daß nicht in Kurzem ein zweiter Luther unter uns aufsteht, und umwirft, was jener baute. Aber in uns flammt eine Vorschrift — und die muß göttlich sein, weil sie ewig und allgemein ist, sie heißt: erfülle Deine Pflicht; und dieser Satz enthält die Lehren aller Religionen.

Alle anderen Sätze folgen aus diesem und sind in ihm gegründet, oder sie sind nicht darin begriffen, und dann sind sie unfruchtbar und unnütz.

Daß ein Gott sei, daß es ein ewiges Leben, einen Lohn für die Tugend, eine Strafe für das Laster gebe, das alles sind Sätze, die in jenem nicht gegründet sind, und die wir also entbehren können. Denn gewiß sollen wir sie nach dem Willen der Gottheit selbst entbehren können, weil sie es uns selbst unmöglich gemacht hat, es einzusehen und zu begreifen. Würdest Du nicht mehr thun, was Recht ist, wenn der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit nur ein Traum wäre? Ich nicht.

Daher bedarf ich zwar zu meiner Rechtschaffenheit dieser Sätze nicht; aber zuweilen, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, erlaube ich mir, mit stiller Hoffnung an einen Gott zu denken, der mich sieht und an eine frohe Ewigkeit, die meiner wartet; denn zu Beiden fühle ich mich doch mit meinem Glauben hingezogen, den mein Herz mir ganz zusichert und mein Verstand mehr bestätigt, als widerspricht.

Aber dieser Glaube sei irrig, oder nicht, — gleichviel! Es warte auf mich eine Zukunft, oder nicht —

gleichviel! Ich erfülle für dieses Leben meine Pflicht, und wenn Du mich fragst: warum? so ist die Antwort leicht: eben weil es meine Pflicht ist.

Ich schränke mich daher mit meiner Thätigkeit ganz für dieses Erdenleben ein. Ich will mich nicht um meine Bestimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht darüber meine Bestimmung für dieses Leben zu vernachläßigen. Ich fürchte nicht die Höllenstrafe der Zukunft, weil ich mein eignes Gewissen fürchte, und rechne nicht auf einen Lohn jenseits des Grabes, weil ich ihn mir diesseits desselben schon erwerben kann.

Dabei bin ich überzeugt, gewiß in den großen ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz ganz erfülle, auf den sie mich in dieser Erde setzte. Nicht umsonst hat sie mir diesen gegenwärtigen Wirkungskreis angewiesen und gesetzt ich verträumte diesen und forschte dem zukünftigen nach — ist denn nicht die Zukunft eine kommende Gegenwart, und soll ich denn auch diese Gegenwart wieder verträumen?

Doch ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Ich habe Dir diese Gedanken bloß zur Prüfung vorgelegt. Ich fühle mich ruhiger und sicherer, wenn ich den Gedanken an die dunkle Bestimmung der Zukunft ganz von mir entferne, und mich allein an die gewisse und deutliche Bestimmung für dieses Erdenleben halte.

Ich will Dir nun meinen ersten Hauptgedanken erklären. Bestimmung unseres irrdischen Lebens

heißt Zweck desselben, oder die Absicht, zu welcher uns Gott auf diese Erde gesetzt hat. Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur diesen Zweck selbst deutlich kennen, sondern auch in allen Verhältnissen unseres Lebens immer die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Erreichung herausfinden.

Das, sagte ich, wäre die ganze wahre Aufklärung des Weibes und die einzige Philosophie, die ihr ansteht.

Deine Bestimmung, liebe Freundinn, oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar; denn welche andere kann es sein, als diese, Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?

Und wohl Euch, daß Eure Bestimmung so einfach und beschränkt ist! Durch Euch will die Natur nur ihre Zwecke erreichen, durch uns Männer auch der Staat noch die seinigen, und daraus entwickeln sich oft die unseeligsten Widersprüche.

(In der Folge mehr)

## 22. An Wilhelmine v. Zenge

Würzburg d. 19. Septmbr, 1800

Und immer noch keine Nachrichten von Dir, meine liebe Freundinn? Giebt es denn keinen Boten, der eine Zeile von Dir zu mir herübertragen könnte? Giebt es denn keine Verbindung mehr zwischen uns, keine Wege, keine Brücken? Ist denn ein Abgrund zwischen uns eingesunken, daß sich die Länder nicht mehr ihre Arme, die Landstraßen, zureichen? Bist Du

denn fortgeführt von dieser Erde, daß kein Gedanke mehr herüberkommt von Dir zu mir, wie aus einer andern Welt? — Oder ist doch irgend ein Unhold des Mißtrauens zwischen uns getreten, mich loszureißen von Deinem Herzen? Und ist es ihm geglückt, wirklich geglückt —? Wilhelmine! Bin ich Dir nichts mehr werth? Achtest Du mich nicht mehr? Hast Du sie schon verdammt, diese Reise, deren Zweck Du noch nicht kennst? — Ach, ich verzeihe es Dir. Du wirst genug leiden durch Deine Reue — ich will Dich durch meinen Unwillen nicht noch unglücklicher machen. Kehre um, liebes Mädchen! Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du, in Kurzem, herüberblicken mit Wehmuth und Trauer zu mir, von dem Du Dich losgerissen hast grade da er Deiner Liebe am Würdigsten war? Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen geschmückt mit den Lorbeern meiner That? Das würdest Du nicht ertragen — Kehre um, liebes Mädchen. Ich will Dir Alles verzeihen. Knüpfe Dich wieder an mich, thue es mit blinder Zuversicht. Noch weißt Du nicht ganz, wen Du mit Deinen Armen umstrikst — aber bald, bald! Und Dein Herz wird Dir beben, wenn Du in meines blicken wirst, das verspreche ich Dir.

Hast Du noch nie die Sonne aufgehen sehen über eine Gegend, zu welcher Du gekommen warst im Dunkel der Nacht? — Ich aber habe es. Es war

vor 3 Jahren im Harze. Ich erstieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernrode. Da stand ich, schauernd, unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen, und kalt wehte mich die Nacht an, wie ein Geist, und öde schien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, so lange die Finsterniß über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen heraufstieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren, und ihre Strahlen senkte in die grünenden Thäler, und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüten der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte. — Etwas Ähnliches verspreche ich Dir, wenn die Sonne aufgehen wird über Deinen unbegreiflichen Freund.

Zuweilen — Ich weiß nicht, ob Dir je etwas Ähnliches glückte, und ob Du es folglich für wahr halten kannst. Aber ich höre zuweilen, wenn ich in der Dämmerung, einsam, dem wehenden Athem des Westwinds entgegen gehe, und besonders wenn ich dann die Augen schließe, ganze Concerte, vollständig, mit allen Instrumenten von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Contra-Violon. So entsinne ich mich besonders einmal als Knabe vor 9 Jahren, als ich gegen den Rhein und gegen den Abendwind zugleich hinaufgieng, und so die Wellen der Luft und des Wassers zugleich mich umtönten, ein schmelzendes Adagio ge-

hört habe, mit allem Zauber der Musik, mit allen melodischen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie. Es war wie die Wirkung eines Orchesters, wie ein vollständiges Vaux-hall; ja, ich glaube sogar, daß Alles was die Weisen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmlischeres gewesen sei, als diese seltsame Träumerei.

Und dieses Concert kann ich mir, ohne Capelle, wiederholen so oft ich will — aber so bald ein Gedanke daran sich regt, gleich ist alles fort, wie weggezaubert durch das magische: disparois!, Melodie, Harmonie, Klang, kurz die ganze Sphärenmusik.

So stehe ich nun auch zuweilen an meinem Fenster, wenn die Dämmerung in die Straße fällt, und öffne das Glas und die Brust dem einströmenden Abendhauche, und schließe die Augen, und lasse seinen Athem durch meine Haare spielen, und denke nichts, und horche — O wenn Du mir doch einen Laut von ihr herüberführen könntest, wehender Bote der Liebe! Wenn Du mir doch auf diese zwei Fragen: lebt sie? liebt sie? (mich) ein leises ja zuflüstern könntest! — Das denke ich — und fort ist das ganze tönende Orchester, nichts läßt sich hören als das Klingeln der Betglocke von den Thürmen der Cathedrale.

Morgen, denke ich dann, morgen wird ein treuerer Bote kommen, als du bist! Hat er gleich keine Flügel, um schnell zu sein, wie Du, so trägt er doch auf dem gelben Rocke den doppelten Adler des Kaisers, der ihn treu und pünctlich und sicher macht.

Aber der Morgen kommt zwar, doch mit ihm niemand, weder der Bote der Liebe, noch der Postknecht des Kaisers.

Gute Nacht. Morgen ein Mehreres. Dir will ich schreiben, und nicht eher aufhören, als bis Du mir wenigstens schreibst, Du wolltest meine Briefe nicht lesen.

Es ist 12 Uhr Nachts. Künftig will ich Dir sagen, warum ich so spät geschrieben habe. Gute Nacht, geliebtes Mädchen.

d. 20. Septbr.

Wenn ich nur wüßte, ob alle meine Briefe pünctlich in Deine und in keines andern Menschen Hände gekommen sind, und ob auch dieser in die Deinigen kommen wird, ohne vorher von irgend einem Neugierigen erbrochen worden zu sein, so könnte ich Dir schon Manches mittheilen, was Dir zwar eben noch keinen Aufschluß, aber doch Stof zu richtigen Vermuthungen geben würde. Immer bei jedem Briefe ist es mir, als ob ich ein Vorgefühl hätte, er werde umsonst geschrieben, er gehe verloren, ein Andrer erbreche ihn, und dergleichen; denn kann es nicht meinen Briefen gehen, wie den Deinigen? Und wie würdest Du dann zürnen über den Nachläßigen, Ungetreuen, der die Geliebte vergaß, so bald er aus ihren Mauern war, unwissend, daß er in jeder Stadt, an jedem Orte an Dich dachte, ja, daß seine ganze Reise nichts war als ein langer Gedanke an Dich? — Aber wenn ich denke, daß dieses Papier, auf das ich jetzt schreibe, das unter meinen Händen, vor meinen Augen liegt, einst

in Deinen Händen, vor Deinen Augen sein wird, dann — küsse ich es, heimlich, damit es Brokes nicht sieht, — und küsse es wieder das liebe Papier, das Du vielleicht auch an Deine Lippen drücken wirst — und bilde mir ein, es wären wirklich schon Deine Lippen — Denn wenn ich die Augen zumache, so kann ich mir einbilden, was ich will.

Ich will Dir etwas von meinem hiesigen Leben schreiben, und wenn Du etwas daraus errathen solltest, so sei es — Denn ich schicke diesen Brief nicht eher ab, als bis ich Nachrichten von Dir empfangen habe, und folglich beurtheilen kann, ob Du diese Vertraulichkeit werth bist, oder nicht.

Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich nicht während dieser ganzen Zeit in dem Gasthofe gewohnt habe, der mich bei meiner Ankunft empfieng. Sobald ich sicher war, nicht nach Straßburg reisen zu dürfen, so sah ich voraus, daß ich mich nun hier wohl einige Wochen würde aufhalten müssen, und miethete mir daher, mit Brokes, ein eignes Quartier, um dem theuren Gasthofe zu entgehen.

Denn ob ich gleich im Ganzen die Kosten dieser Reise nicht gescheut habe, ja selbst 10mal so viel, und noch mehr, ihrem Zwecke aufgeopfert haben würde, so suchen wir doch im Einzelnen unsre Absicht so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Indessen ob wir gleich beide die Absicht haben, zu sparen, so verstehen wir es doch eigentlich nicht, weder Brokes, noch ich. Dazu gehört ein ewiges Abwägen des Vortheils, eine ewige Aufmerksamkeit auf das geprägte Metall, die jungen

Leuten mit warmem Blute meistens fehlt, besonders wenn sie auf Reisen das große Gepräge der Natur vor sich sehen. Indessen jede Kleinigkeit, zu sehr verachtet, rächt sich, und daher bin ich doch fest entschlossen, mich an eine größere Aufmerksamkeit auf das Geld zu gewöhnen. Recht herzlich lieb ist es mir, an Dir ein ordnungsliebendes Mädchen gefunden zu haben, das auch diese kleine Aufmerksamkeit nicht scheut. Wir beide wollen uns darin theilen. Rechnungen sind doch in größern Ökonomien nothwendig. Im Großen muß sie der Mann führen, im Kleinen die Frau. Ordnung ist nicht ihr einziger Nutzen. Wenn man sich täglich die Summe seines wachsenden Glückes zieht, so mehrt sich die Lust, es zu mehren, und am Ende mehrt sich das Glück wirklich. Ich bin überzeugt, daß Mancher Tausende zurücklegte, weil ihm die Berechnung des ersten zurückgelegten Thalers, den er nicht brauchte, und der ihm nun wuchern soll, Freude machte.

Doch ich komme zurück. — Wir sind also aus unserm prächtigen Gasthofe ausgezogen, in ein kleines, verstecktes Häuschen, das Du gewiß nicht finden solltest, wenn ich es Dir nicht bezeichnete. Es ist ein Eckhaus, auf drei Seiten, ganz nahe, mit Häusern umgeben, die finster aussehen, wie die Köpfe, die sie bewohnen. Das möchte man, bis auf die Tonne des Diogenes, wohl überhaupt finden, daß das Äußere der Häuser den Charakter ihrer Bewohner ausdrückt. Hier z. B. hat jedes Haus eine Menge Thüren, und es könnte da Vieles einziehen; aber sie sind verschlossen

bis auf eine, und auch diese steht nur dem Seelsorger (oder       ) und wenigen Andern offen. Eben so haben die Häuser einen Überfluß von Fenstern, ja, man könnte sagen, die ganze Façade sei nichts als ein großes Fenster, und da könnte denn freilich genug Tageslicht einfallen; aber dicht davor steht eine hohe Kirche oder ein Kloster, und es bleibt ewig Nacht. Grade ohngefähr wie bei den Besitzern. — Unser Zimmer ist indessen ziemlich hell. Wir haben das Eckzimmer mit 4 Fenstern von zwei Seiten. In Rom war ein Mann, der in Wänden von Glas wohnte, um die ganze Stadt zum Zeugen aller seiner Handlungen zu machen. Hier würde ganz Wirzburg ein Zeuge der unsrigen sein, wenn es hier nicht jene jesuitischen Jalousien gäbe, aus welchen man füglich hinaus sehen kann, ohne daß von außen hinein gesehen werden könnte.

Jetzt, da wir so ziemlich Alles gesehen haben in dieser Stadt, sind wir viel zu Hause, Brokes und ich, und lesen und schreiben, wobei mir meine wissenschaftlichen Bücher, die ich aus Frankfurt mit nahm, nicht wenig zu statten kommen. Von der Langenweile, die ich nie empfand, weiß ich also auch hier nichts. Langeweile ist nichts als die Abwesenheit aller Gedanken, oder vielmehr das Bewußtsein ohne beschäftigende Vorstellungen zu sein. Das kann aber einem denkenden Menschen nie begegnen, so lange es noch Dinge überhaupt für ihn auf der Welt giebt; denn an jeden Gegenstand, sei er auch noch so scheinbar geringfügig, lassen sich interessante Gedanken anknüpfen, und das

ist eben das Talent der Dichter, welche ebensowenig wie wir in Arkadien leben, aber das Arkadische oder überhaupt Interessante auch an dem Gemeinsten, das uns umgiebt heraus finden können. Wenn wir weiter nichts zu thun wissen, so treten wir ans Fenster, und machen Glossen über die Vorbeigehenden aber gutmüthige, denn wir vergessen nicht, daß, wenn wir auf der Straße gehn, die Rollen getauscht sind, und daß die kritisirten Schauspieler dann kritisirende Zuschauer geworden sind, und umgekehrt. Besonders der Markt an den Sonnabenden ist interessant, die Anstalten, die nöthig sind, den Menschen 8 Tage lang das Leben zu fristen, der Streit der Vortheile, indem jeder strebt, so wohlfeil zu kaufen und so theuer zu verkaufen als möglich, auch die Frau an der Ecke, mit einer Schaar von Gänsen, denen die Füße gebunden sind, um sich wie eine französische Mamsell mit ihren gnädigen Fräulein, denen oft noch obenein die Hände gebunden sind, usw. usw.

Unser Wirth heißt übrigens Wirth, und wir befinden uns in diesem doppelten Wirthshause recht wohl. Uns bedient ein Mädchen, mit einer holden Freundlichkeit, und sorgt für uns, wie für Brüder, bringt uns Obst, ohne in allem Ernste Geld zu nehmen, u. s. f. Und wenn uns die Menschen gefallen, die uns grade umgeben, so gefällt uns die ganze Menschheit. Keine Tugend ist doch weiblicher, als Sorge für das Wohl Anderer und nichts dagegen macht das Weib häßlicher und gleichsam der Katze ähnlicher als der schmutzige Eigennutz, das gierige Einhaschen für den eignen Ge=

nuß. Das läßt sich freilich verstecken; aber es giebt eine himmlische Güte des Weibes, Alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne (die wir darum auch Königinn nennen, nicht König) alle Sterne, die in ihren Wirkungsraum schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend — aber das läßt sich nicht anlernen. — — — —

Gute Nacht, Wilhelmine. Es ist wieder 12 Uhr Nachts.

d. 23. Septmbr.

Endlich, endlich — ja Du lebst, und liebst mich noch! Hier in diesem Briefe ist es enthalten, in dem ersten, den ich seit 3 Wochen von Dir erhielt. Es ist Deine Antwort auf meinen Dreßdner Brief:

Abgeschickt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| d. 1. Brief | aus Berlin | | d. 6. | aus Dreßden |
| 2 —— | —— Pasewalk | | 7. —— | Reichenbach |
| 3 — | — Berlin | | 8 | Bayreuth |
| 4 —— | Berlin | | 9 | Würzburg |
| 5 — | — Leipzig | | 10 — | — Würzburg |
| | | | 11. aus | Würzburg |
| | | | | und diesen 12. |

Empfangen

3 Briefe.

Deine Briefe aus Wien werden nun wohl auch bald eintreffen.

Daß Du nach Berlin gegangen bist, ist mir herz-

lich lieb, wenn Du dort mehr Beruhigung zu finden hoffst, als in Frankfurt; sei vergnügt, denn jetzt darf Dir der Erfolg meines Unternehmens keine Sorge mehr machen. Aber sei auch vernünftig, und kehre ohne Widerwillen nach dem Orte zurück, an dem Du doch noch lange ohne mich wirst leben müssen. Honig wohnt in jeder Blume, Freude an jedem Orte, man muß nur, wie die Biene, sie zu finden wissen. Und wo kann sie sichrer für Dich blühen, als da, wo einst der Schauplatz unsrer ersten Liebe war, und wo auch Deine und meine Familie wohnt? — Doch darüber werde ich Dir noch mehr schreiben. Jetzt nutze diese Veränderung Deines Wohnortes so gut Du kannst. Auf eine kurze Zeit kann Berlin gefallen, auf eine lange nicht, mich nicht — Du müßtest denn bei mir sein, denn das habe ich noch nicht versucht.

Adieu. Halte Dein Wort, und kehre zur bestimmten Zeit wieder nach Frankfurt zurück. Ich werde es auch thun. Lebe wohl und freue Dich auf den nächsten Brief, denn wenn nicht Alles mich täuscht, so — —

H. K.

## 23. An Wilhelmine v. Zenge

Würzburg, d. 10. Octobr, 1800.

Liebe Wilhelmine! Du denkst gewiß heute an mich, so wie ich den ganzen 18. August an Dich dachte, nicht wahr? — O mit welcher Innigkeit denke ich jetzt auch an Dich! Und welch ein unbeschreiblicher Genuß ist mir diese Überzeugung, daß unsere Gedanken

sich gewiß jetzt in diesem Augenblicke begegnen! Ja, mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die heute Dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck Deiner Hand, der mir alle diese Wünsche mit einemmale mittheilt. Ja sie werden erfüllt werden alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht ihn uns versprechen? Er selbst hat die Erfüllung seines Wunsches in seiner Hand — Du auch, liebes Mädchen. Alles was ich Glück nenne, kann nur von Deiner Hand mir kommen, und wenn Du mir dieses Glück wünschest, ja dann kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, dann wird es mir gewiß zu Theil werden. Liebe und Bildung das ist alles, was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieser beiden unerlaßlichen Bedürfnisse, ohne die ich jetzt nicht mehr glücklich sein könnte, nicht von dem Himmel abhangt, der, wie bekannt, die Wünsche der armen Menschen so oft unerfüllt läßt, sondern einzig und allein von Dir.

Du hast doch meinen letzten Brief, den ich am Anfange dieses Monats schrieb, und den ich einen Haupt-Brief nennen mögte, wenn nicht bald ein zweiter erschiene, der noch wichtiger sein wird — Du hast ihn doch erhalten? Vielleicht hast Du ihn in diesen Tagen empfangen, vielleicht empfängst Du ihn in diesem Augenblicke — O wenn ich jetzt neben Dir stehen könnte, wenn ich Dir diesen unverständlichen Brief erklären dürfte, wenn ich Dich vor Mißverständnissen sichern könnte, wenn ich jede unwillige Regung Deines

Gefühls gleich in dem ersten Augenblick der Entstehung unterdrücken dürfte — — Zürne nicht, liebes Mädchen, ehe Du mich ganz verstehst! Wenn ich mich gegen Dich vergangen habe, so habe ich es auch durch die theuersten Opfer wieder gut gemacht. Laß mir die Hoffnung daß Du mir verzeihen wirst, so werde ich den Muth haben Dir Alles zu bekennen. Höre nur erst mein Bekenntniß an, und ich bin gewiß, daß Du dann nicht mehr zürnen wirst.

Ich versprach Dir in jenem Briefe, entweder in 8 Tagen von hier abzureisen, oder Dir zu schreiben. Diese Zeit ist verstrichen, und das erste war noch nicht möglich. Beunruhige Dich nicht — meine Abreise kann morgen oder übermorgen und an jedem Tage erfolgen, der mir etwas Nochzuerwartendes überbringt. In der Folge werde ich mich deutlicher darüber erklären, laß das jetzt ruhen. Jetzt will ich mein Versprechen erfüllen und Dir, statt meiner, wenigstens einen Brief schicken. Sei für jetzt zufrieden mit diesem Stellvertreter, bald wird die Post mich selbst zu Dir tragen.

Aber von unserm Hauptgegenstande kann ich Dir jetzt noch nicht mehr schreiben, denn ich muß erst wissen, wie Du jenen letzten Brief aufgenommen hast. Also von etwas Anderem.

---

In meiner Seele sieht es aus, wie in dem Schreibtische eines Philosophen, der ein neues System ersann, und einzelne Hauptgedanken auf zerstreute Papiere niederschrieb. Eine große Idee — für Dich, Wilhelmine, schwebt mir unaufhörlich vor der Seele! Ich habe

Dir den Hauptgedanken schon am Schlusse meines letzten Briefes, auch schon vorher auf einem einzelnen Blatte mitgetheilt. Du hast ihn doch noch nicht vergessen? — —

Ich ersuchte Dich doch einst mir aufzuschreiben, was Du Dir denn eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe versprächst? — Erräthst Du nicht, warum? Doch wie kannst Du das errathen! — Ich sehe mit Sehnsucht diesem Aufsatz entgegen, den ich immer noch nicht von Wien erhalten habe. Sein erstes Blat, das Du mir mittheiltest, und das mir eine unaussprechliche, aber bittersüße Freude gewährte, scheuchte mich aus Deinen Armen und beschleunigte meine Abreise. Weißt Du wohl noch mit welcher Bewegung ich es am Tage vor unsrer Trennung durchlas, und wie ich es unruhig mit mir nach Hause nahm — und weißt Du auch was ich da, als ich allein war mit diesem Blatte, alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es stieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen — Wenn ich es jetzt wieder lesen werde, so wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals weinte ich, daß Du so gut, so edel, so achtungswürdig, so werth des höchsten Glückes warst, jetzt wird es mein Stolz und mein Entzücken sein. Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — Doch still!

Jetzt, Wilhelmine, werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glücke einer künftigen Ehe verspreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — o Gott!

Wie froh macht mich das! — Ich werde Dir die Gattin beschreiben, die mich jetzt glücklich machen kann — — und das ist die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen ist groß, aber der Zweck ist es auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftige Lage übrig lassen wird, diesem Geschäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns beide schneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorsteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein.

Fürchte nicht, daß die beschriebene Gattinn nicht von [der] Erde sein wird, und daß ich sie erst in dem Himmel finden werde. Ich werde sie in 5 Jahren auf dieser Erde finden und mit meinen irrdischen Armen umschließen — Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß sie in die Höhe schießen soll, wie die Ceder, und der Taube kein Ziel stecken, wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein Bild hauen, und auf dem Marmor nicht mahlen. Ich kenne die Masse, die ich vor mir habe und weiß, wozu sie taugt. Es ist ein Erz mit gediegenem Golde und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Gestein zu scheiden. Klang und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von der Natur erhalten, die Sonne der Liebe wird ihm Schimmer und Glanz geben, und ich habe nach der metallurgischen Scheidung nichts weiter zu thun, als mich zu wärmen und zu sonnen in den Strahlen, die seine Spiegelfläche auf mich zurückwirft.

Ich selbst fühle wie matt diese Bildersprache gegen den Sinn ist, der mich belebt — — O wenn ich Dir

nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahnden könntest, wie der Gedanke, aus Dir einst ein vollkommnes Wesen zu bilden, jede Lebenskraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit setzt! — Du wirst es mir kaum glauben, aber ich sehe oft stundenlang aus dem Fenster und gehe in Kirchen und besehe diese Stadt von allen Seiten, und sehe doch nichts, als ein einziges Bild — Dich, Wilhelmine, und zu Deinen Füßen zwei Kinder, und auf Deinem Schooße ein Drittes, und höre wie Du den kleinsten sprechen, den mittleren fühlen, den größten denken lehrst, und wie Du den Eigensinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Andern zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, sehe, wie Du ohne viel zu plaudern, durch Beispiele Gutes lehrst und wie Du ihnen in Deinem eignen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist — — Ist es ein Wunder, Wilhelmine, wenn ich für *diese* Empfindungen die Sprache nicht finden kann?

O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich *bin zu einer Mutter gebohren!* Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück von diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die *Bildung edler Menschen ist.* Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das Einzige, was Dir die

Erde einst verdanken kann. Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschen-Alter getragen zu haben! Verachte alle die niederen Zwecke des Lebens. Dieser einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirst Du Dein wahres Glück finden, alle andern können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Er wird Dir Achtung für Dich selbst einflößen, alles andere kann nur Deine Eitelkeit kitzeln; und wenn Du einst an seinem Ziele stehst, so wirst Du mit Selbst-zufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken, und nicht wie Tausend andere unglückliche Geschöpfe Deines Geschlechts die versäumte Bestimmung und das versäumte Glück in bittern Stunden der Einsamkeit beweinen.

Liebe Wilhelmine, ich will nicht, daß Du aufhören sollst, Dich zu putzen, oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich mögte Deiner Seele nur den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel, oder aus dem Tanzsaale entgegen lächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild das uns der Spiegel des Bewußtseins in den Stunden der Einsamkeit zurückwirft, das sind Genüsse, die allein unsere heiße Sehnsucht nach Glück ganz stillen können.

Dieser Gedanke möge Dich auf alle Deine Schritte begleiten, vor den Spiegel, in Gesellschaften, in den Tanzsaal. Bringe der Mode, oder vielmehr dem Geschmack die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen Mädchen fordert, arbeite an Deinem Putze, frage den Spiegel, ob Dir die Arbeit gelungen ist — aber eile mit dem allen, und kehre so schnell als mög-

lich zu Deinem höchsten Zwecke zurück. Besuche den Tanzsaal — aber sei froh, wenn Du von einem Vergnügen zurückkehrst, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden, das Herz aber und der Verstand den Pulsschlag ihres Lebens ganz aussetzten, und das Bewußtsein gleichsam ganz ausgelöscht war. Gehe in frohe Gesellschaften, aber suche Dir immer den Bessern, Edleren heraus, den, von dem Du etwas lernen kannst — denn das darfst Du in keinem Augenblicke Deines Lebens versäumen. Jede Minute, jeder Mensch, jeder Gegenstand kann Dir eine nützliche Lehre geben, wenn Du sie nur zu entwickeln verstehst — doch von diesem Gegenstande ein andermal mehr.

Und so laß uns denn beide, Hand in Hand, unserm Ziele entgegen gehen, jeder dem seinigen, der ihm zunächst liegt, und wir beide dem letzten, nach dem wir beide streben. Dein nächstes Ziel sei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, und das fernere Ziel, nach dem wir beide streben, und das wir uns beide wechselseitig sichern können, sei das Glück der Liebe.

Gute Nacht, Wilhelmine, meine Braut, einst meine Gattinn, einst die Mutter meiner Kinder!

d. 11. Octobr.

Ich will aus diesem Briefe kein Buch machen, wie aus dem vorigen, und Dir daher nur kurz noch Einiges vor dem Abgange der Post mittheilen.

Ich finde jetzt die Gegend um diese Stadt weit angenehmer, als ich sie bei meinem Einzuge fand; ja ich mögte fast sagen, daß ich sie jetzt schön finde — und

ich weiß nicht, ob sich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfieng. Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen heran strömt und unter meinen Füßen weg fließt, so ist es mir, als ob ich über ein Leben erhaben stünde. Ich stehe daher gern am Abend auf diesem Gewölbe und lasse den Wasserstrom und den Luftstrom mir entgegen rauschen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Flusses bis er sich in die Berge verliert, und verliere mich selbst dabei in stille Betrachtungen. Besonders ein Schauspiel ist mir sehr merkwürdig. Grade aus strömt der Main von der Brücke weg, und pfeilschnell, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzesten Wege ereilen — aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattinn den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird — — und er ehrt die bescheidne Warnung und folgt der freundlichen Weisung, und giebt sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, seine blumigen Füße ihm küssend —

Selbst von dem Berge aus, von dem ich Würzburg zuerst erblickte gefällt es mir jetzt, und ich mögte fast sagen, daß es von dieser Seite am Schönsten sei. Ich sahe es letztin von diesem Berge in der Abenddämmerung,

nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe senkt sich allmählig herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen im halben Kreise Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein Paar alte Freunde nach einer langen verflossenen Beleidigung — aber der Main trit zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst hinüber zu schreiten, und folgen beide langsam dem scheidenden Strome, wehmüthige Blicke über die Scheidewand wechselnd —

In der Tiefe, sagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphiteaters. Die Terrassen der umschließenden Berge dienten statt der Logen, Wesen aller Art blickten als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, und versteckte sich hinter die Erde — denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel selbst hernieder gesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunkeln Massen da, wie das Gehäuse einer Schnecke, hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Thürme, wie die Fühlhörner eines Insectes, und das Klingeln der Glocken klang wie der heisere Ruf des Heimchens — und hinten starb die Sonne, aber hochroth glühend vor Entzücken, wie ein Held, und das blasse Zodiakal-licht umschimmerte sie, wie eine Glorie das Haupt eines Heiligen — —

Vorgestern gieng ich aus, einen andern Berg von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch geseegnete Rebenstangen auf seinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg so hoch sei — und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren — — grade wie das Schicksal oder die Menschen mir auf den Weg zu dem Ziele, das ich nun doch erreicht habe. Ich lachte über diese auffallende Ähnlichkeit — liebes Mädchen, Du weißt noch nicht Alles, was mir in Berlin, und in Dreßden, in Baireuth, ja selbst hier in Würzburg begegnet ist, das Alles wird noch einen langen Brief kosten. Damals ärgerte ich mich aber so über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden, ließ mich aber nicht stören, vergoß zwar heiße Schweißtropfen, aber erreichte doch, wie vorgestern, das Ziel. Das Ersteigen der Berge, wie der Weg zur Tugend, ist besonders wegen der Aussicht, die man eben vor sich hat, beschwerlich. Drei Schritte weit sieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erstiegen werden müssen, und kaum ist ein Stein überschritten, gleich ist ein andrer da, und jeder Fehltritt schmerzt doppelt, und die ganze Mühseeligkeit wird gleichsam wiedergekaut — — aber man muß an die Aussicht denken, wenn man den Gipfel erstiegen hat. O wie herrlich war der Anblick des Mainthales von dieser Höhe! Hügel und Thäler und Wasser, und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald rechts bald links,

und küßte bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wankte zwischen seinen beiden Ufern, die ihm gleich theuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter. Der Felsen mit der Citadelle sah ernst auf die Stadt herab, und bewachte sie, wie ein Riese sein Kleinod, und an den Außenwerken herum schlich ein Weg, wie ein Spion, und krümte sich in jede Bastion, als ob er recognosciren wollte, wagte aber nicht in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge —

Aber keine Erscheinung in der Natur kann mir eine so wehmüthige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, besonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauspiel — o es war eine prächtige Scene! Im Westen stand das nächtliche Gewitter und wüthete, wie ein Tyrann, und von Osten her stieg die Sonne herauf, ruhig und schweigend, wie ein Held. Und seine Blitze warf ihm das Ungewitter zischend zu und schalt ihn laut mit der Stimme des Donners — er aber schwieg der göttliche Stern, und stieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter seinen Füßen, und sah sich tröstend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er seine Freunde beruhigen wollte — Und einen letzten fürchterlichen Donnerschlag schleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es seinen ganzen Vorrath von Galle und Geifer in einem Funken ausspeien wollte — aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte sich unerschrocken, und bestieg den Thron des Himmels — — und blaß, wie vor Schreck, entfärbte sich die Nacht des Gewölks, und zerstob wie

dünner Rauch, und sank unter den Horizont, wenige schwache Flüche murmelnd — —

Aber welch ein Tag folgte diesem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leise flüsterte das Laub, große Tropfen fielen mit langen Pausen von den Bäumen, ein mattes Licht lag ausgegossen über die Gegend, und die ganze Natur schien ermattet nach dieser großen Anstrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes — Doch ich wollte ja kein Buch machen und will nur kurz und gut schließen. Schreibe mir, ob Du mir verzeihen kannst, und schicke den Brief an Carln, damit ich ihn bei meiner Ankunft in Berlin gleich empfange. Dann sollst Du mehr hören. H. K.

## 24. An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 27. Octobr 1800

Mein liebes, beßtes Ulrickchen, wie freue ich mich wieder so nahe bei Dir zu sein, und so froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich gewesen, ich konnte es nicht, jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück. Mir, mein edles Mädchen, hast Du mit Deiner Unterstützung das Leben gerettet — Du verstehst das wohl nicht? Laß das gut sein. Dir habe ich, nach Brokes, von meiner jetzigen innern Ruhe und Fröhlichkeit, das meiste zu danken, und ich werde das ewig nicht vergessen. Die Thoren! Ich war gestern in Potsdam, und alle Leute glaubten, ich wäre darum so seelenheiter, weil ich angestellt würde — o die Thoren!

Du mögtest wohl die Einzige sein auf dieser Erde, bei der ich zweifelhaft sein könnte, ob ich das Geheimniß aufdecken soll, oder nicht? Zweifelhaft, sagte ich; denn bei Jedem Andern bin ich entschieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indessen die Erklärung wäre sehr weitläufig, auch bin ich noch nicht ganz entschieden. Ich weiß wohl, daß Du nicht neugierig bist, aber ohne Theilnahme bist Du auch nicht, und Deiner mögte ich am Wenigsten gern kalt begegnen. Also laß mich nur machen. Wir werden uns schon einst verstehen. Für jetzt und immer bleibe verschwiegen über Alles.

Nach Frankfurt mögte ich jetzt nicht gern kommen, um das unausstehliche Fragen zu vermeiden, da ich durchaus nicht antworten kann. Denn ob ich gleich das halbe Deutschland durchreiset bin, so habe ich doch im eigentlichsten Sinne nichts gesehen. Von Würzburg über Meinungen, Schmalkalden, Gotha, Erfurt, Naumburg, Merseburg, Halle, Dessau, Potsdam nach Berlin bin ich (47 Meilen) in 5 Tagen gereist, Tag und Nacht, um noch vor dem 1. November hier zu sein.

Brokes ist nicht in Paris, sondern in Dreßden, und das darum, weil bis auf den heutigen Tag die 100 Ducaten von Wien nicht angekommen sind. Wir haben aber in Würzburg die nöthigen Anstalten getroffen. Sie werden nach Dreßden geschickt werden.

Sei so gut und gieb Zengen, der auf Uhrlaub kommen wird, den versiegelten Schlüssel vom Büreau; er wird die Sorge übernehmen, alle meine Sachen herzuschaffen.

Ich werde auch etwas Geld in Frankfurt vom Vormunde übrig haben, das sei so gut und schicke mir gleich.

Ich sträube mich nach so vielen Bitten noch eine an Dich zu wagen, aber ich sehe mich wirklich gezwungen dazu, indem ich keinen andern Ausweg weiß. Hälst Du indessen diese Bitte für unbescheiden, so betrachte sie lieber als nicht geschehen und bleibe mir nur gut. Du hast genug für mich gethan, um mir wohl einmal etwas abzuschlagen, und ich ehre Dich zu herzlich, als daß das nur eine Ahndung von Unwillen bei mir erwecken könnte.

Die Reise und besonders der Zweck der Reise war zu kostbar für 300 Rth. Brokes hat mir mit fast 200 Rth. ausgeholfen. Ich muß diese Summe ihm jetzt nach Dreßden schicken. Er hat zu unaussprechlich viel für mich gethan, als daß ich daran denken dürfte, diese Verpflichtung nur einen Augenblick zu versäumen. Du weißt daß ich selbst über mein Vermögen nicht gebieten kann, und Du erräthst das Übrige. Ich bin in einem Jahre majorenn. Diese Summe zurückzuzahlen wird mich nie reuen, ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieser Reise erworben habe. Also deswegen sei unbesorgt. Antworte mir bald hierauf. Wenn mir diese kleine Unbequemlichkeit abgenommen wird, so wird es mir Mühe kosten, zu erdenken, was mir wohl auf der ganzen Erde zu meiner Zufriedenheit fehlen könne. Das wird mir wohl thun nach einem Leiden von 24 Jahren.

Grüße Alles, alles und lebe wohl. Dein Bruder

Heinrich.

N. S. Hast Du die Musik von Zengen erhalten? Sie kostet 1 Rth. 8 Gr. Von Leopold habe ich 2 Fr.d'or empfangen, der Rest wäre also 11 Rth. Diese ziehe ab von dem Gelde, das Du mir schicken wirst, wenigstens von meinem eignen Gelde. Wegen des Agio auf die Louisdors wird Brokes noch schreiben.

N. S. Sollte Tante gern in mein Büreau wollen, wegen der Wäsche, so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde.

## 25. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 13. Novmbr, 1800.

Liebe Wilhelmine, o Dein Brief hat mir eine ganz außerordentliche Freude gewährt. Dich so anzuschmiegen an meine Wünsche, so innig einzugreifen in mein Interesse — o es soll Dir gewiß einst belohnt werden! Grade auf diesem Lebenswege, wo Du Alles fahren läßt, was doch sonst die Weiber reizt, Ehre, Reichthum, Wohlleben, grade auf diesem Wege wirst Du um so gewisser etwas Anderes finden, das doch mehr werth ist als das Alles — Liebe. Denn wo es noch andere Genüsse giebt, da theilt sich das Herz, aber wo es nichts giebt als Liebe, da öffnet sich ihr das ganze Wesen, da umfaßt es ihr ganzes Glück, da werden alle ihre unendlichen Genüsse erschöpft — ja, gewiß, Wilhelmine, Du sollst einst glücklich sein.

Aber laß uns nicht bloß frohen Träumereien folgen — Es ist wahr, wenn ich mir das freundliche Thal

denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und Dich und die Wissenschaften, und weiter nichts — o dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichthümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen, als die Erfüllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich an seine Erreichung schreiten — — Aber die Vernunft muß doch auch mitsprechen, und wir wollen einmal hören, was sie sagt. Wir wollen einmal recht vernünftig diesen ganzen Schrit prüfen.

Ich will kein Amt nehmen. Warum will ich es nicht? — O wie viele Antworten liegen mir auf der Seele! Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbekannten Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck steht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Obern — nein, Wilhelmine, es geht nicht, ich passe mich für kein Amt. Ich bin auch wirklich zu ungeschickt, um es zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, das sind Eigenschaften die bei einem Amte unentbehrlich sind, und die mir doch ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Aber für die Amtsbesoldung

Listen zu schreiben und Rechnungen zu führen — ach, ich würde eilen, eilen, daß sie nur fertig würden und zu meinen geliebten Wissenschaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen — nein, Wilhelmine, es geht nicht, es geht nicht. Ja ich bin selbst zu ungeschickt mir ein Amt zu erwerben. Denn zufrieden mir wirklich Kenntnisse zu erwerben, bekümmert es mich wenig, ob Andere sie in mir wahrnehmen. Sie zur Schau aufstellen, oder zum Kauf ausbieten, wäre mir ganz unmöglich — und würde man denjenigen wohl begünstigen, der den Stolz hat, jede Gunst zu entbehren, und der durch keine andere Fürsprache steigen will, als durch die Fürsprache seiner eignen Verdienste? — Aber das Entscheidendste ist dieses, daß selbst ein Amt, und wäre es eine Ministerstelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, Wilhelmine — denn Eines ist gewiß, ich bin einmal in meinem Hause glücklich, oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhause, nicht in Gesellschaften, und wären es die Gesellschaften der Fürsten, ja wäre es auch die Gesellschaft unsres eignen Königs — — und wollte ich darum Minister werden, um häußliches Glück zu genießen? Wollte ich darum mich in eine Hauptstadt begraben und mich in ein Chaos von verwickelten Verhältnissen stürzen, um still und ruhig bei meiner Frau zu leben? Wollte ich mir darum Ehrenstellen erwerben und mich darum mit Ordensbändern behängen, um Staat zu machen damit vor meinem Weibe und meinen Kindern? Ich will von der Freiheit nicht reden, weil Du mir schon einmal Einwürfe dagegen gemacht hast,

ob Du zwar wohl gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verstehen magst; aber Liebe und Bildung sind zwei unerlaßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — — und was könnte mir in einem Amte davon zu Theil werden, als höchstens ein karger, sparsamer Theil von beiden? Wollte ich an die Wissenschaften gehen, so brächte mir der Secretair einen Stoß von Akten, und wollte ich einen großen Gedanken verfolgen, so meldete mir der Kammerdiener, daß das Vorzimmer voll Fremden stehe. Wollte ich den Abend bei meinem Weibe zubringen, so ließe mich der König zu sich rufen und um mir auch die Nächte zu rauben, müßte ich in die Provinzen reisen und die Fabriken zählen. O wie würde ich den Orden und die Reichthümer und den ganzen Bettel der großen Welt verwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiderbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trocknes Brod wünschen und mit ihm Liebe, Bildung und Freiheit — Nein, Wilhelmine, ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte.

Aber darf ich mich auch jedem Amte entziehen? — Ach, Wilhelmine, diese spitzfündige Frage haben mir schon so viele Menschen aufgeworfen. Man müsse seinen Mitbürgern nützlich sein, sagen sie, und darin haben sie Recht — und darum müsse man ein Amt nehmen, setzen sie hinzu, aber darin haben sie Unrecht. Kann man denn nicht Gutes wirken, wenn man auch nicht eben dafür besoldet wird? O ich darf nur an Brokes denken —! Wie vieles Gute, Vortreffliche, thut täglich

dieser herrliche Mensch. — Und dann, wenn ich einmal auf Kosten der Bescheidenheit die Wahrheit reden will — habe ich nicht auch während meiner Anwesenheit in Frankfurt unter unsern Familien manches Gute gestiftet —? Durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben an die Tugend bei Andern stärken, durch weise Freuden sie zur Nachahmung reizen, immer dem Nächsten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte — ist das nicht auch Gutes wirken? Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, ist das nicht etwas Vortreffliches? Und dann, mich selbst auf eine Stufe näher der Gottheit zu stellen — — o laß mich, laß mich! Das Ziel ist gewiß hoch genug und erhaben, da giebt es gewiß Stoff genug zum Handeln — — und wenn ich auch auf dieser Erde nirgends meinen Platz finden sollte, so finde ich vielleicht auf einem andern Sterne einen um so bessern.

Aber kann ich jedes Amt ausschlagen? Das heißt, ist es möglich? — Ach, Wilhelmine, wie gehe ich mit klopfendem Herzen an die Beantwortung dieser Frage! Weißt Du wohl noch am letzten Abend den Erfolg unsrer Berechnungen? — Aber ich glaube doch immer noch — ich habe doch noch nicht alle Hoffnung verloren — — Sieh, Mädchen, ich will Dir sagen, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, daß es wohl möglich sein müsse. Ich dachte, Du lebst in Frankfurt, ich in Berlin, warum könnten wir denn nicht, ohne mehr zu verlangen, zusammen leben? Aber das Herkommen will, daß wir ein Haus bilden sollen und unsere Geburt, daß wir mit Anstand leben sollen — o über die unglückseeligen Vorurtheile! Wie viele

Menschen genießen mit Wenigem, vielleicht mit einem Paar Hundert Thalern das Glück der Liebe — und wir sollten es entbehren, weil wir von Adel sind? Da dachte ich, weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande — gute Menschen wollen wir sein und uns mit der Freude begnügen, die die Natur uns schenkt. Lieben wollen wir uns, und bilden und dazu gehört nicht viel Geld — aber doch etwas, doch etwas — und ist das, was wir haben, wohl hinreichend? Ja, das ist eben die große Frage. O wenn ich warten wollte, bis ich mir etwas erwerben kann, oder will, o dann bedürften wir weiter nichts als Geduld, denn das ist mir in der Folge gewiß. — Laß mich ganz aufrichtig sein, liebes Mädchen. Ich will von mir mit Dir reden, als spräche ich mit mir selbst. Gesetzt Du fändest die Rede eitel, was schadet es? Du bist nichts anders als ich, und vor Dir will ich nicht besser erscheinen, als vor mir selbst, auch Schwächen will ich vor Dir nicht verstecken. Also aufrichtig und ohne allen Rückhalt.

Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltnere Fähigkeiten, meine ich — Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird; weil ich rasch darin vorrücke, weil ich manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir sagen. Also kurz, ich glaube es. Da stünde mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Darin fühle ich, daß ich sehr gern arbeiten würde. — O da ist die Aussicht auf Erwerb äußerst vielseitig. Ich könnte

nach Paris gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen — doch das siehst Du Alles so vollständig nicht ein, als ich. Da müßtest Du schon meiner bloßen Versicherung glauben und ich versichere Dir hiermit, daß wenn Du mir nur ein Paar Jahre, höchstens sechs, Spielraum giebst, ich dann gewiß Gelegenheit finden werde, mir Gold zu erwerben.

Aber so lange sollen wir noch getrennt sein —? Liebe Wilhelmine, ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schuldner mahnen, zu befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäfftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß sich die Tugend so leicht machen als möglich. Wenn ich nur erst ein Weib habe, so werde ich meinem Ziele ganz ruhig und ganz sicher entgegen gehen — aber bis dahin — o werde bald, bald, mein Weib.

Also ich wünsche es mit meiner ganzen Seele und entsage dem ganzen prächtigen Bettel von Adel und Stand und Ehre und Reichthum, wenn ich nur Liebe bei Dir finde. Wenn es nur möglich ist, daß wir so ohne Mangel beieinander leben können etwa sechs Jahre lang, nämlich bis so lange, wo ich mir etwas zu erwerben hoffe, o dann bin ich glücklich.

Aber ist dies möglich —? O du gutes, treffliches Mädchen! Ist es möglich, so ist es nur durch Dich

möglich. Hätte mich mein Schicksaal zu einem andern Mädchen geführt, das nicht so anspruchslos und genügsam wäre, wie Du, ja dann müßte ich diesen innigsten Wunsch unfehlbar unterdrücken. Aber auch Du willst nichts, als Liebe und Bildung — o beides sollst Du von mir erhalten, von dem ersten mehr selbst als Du fordern wirst, von dem andern so viel ich geben kann, aber beides mit Freuden. Ich erwarte mit Sehnsucht Deine Berechnung. Du kannst das Alles besser prüfen als ich. Aber laß Dich nicht verführen von Deiner Liebe. Sei karg gegen mich, aber nicht gegen Dich. Nein, ich schwöre Dir, ich will Dich mit dieser scheinbaren Selbstverleugnung nicht an Edelmuth übertreffen. Setze also nicht vergeblich Edelmuth an Edelmuth, das würde unser beiderseitiges Interesse verwirren. Laß uns w a h r sein, ohne geschraubte Tugend. Wenn ich weniger verlange, als Du, so ist das keine Selbstverleugnung, die mir ein Opfer kostet. Ich fühle, daß ich wirklich wenig bedarf, und mit w a h r e r F r e u d e würde ich selbst manches entbehren, um Dich damit froher zu machen. D a s i s t m e i n E r n s t, Wilhelmine, also laß mir diese Freude. Überfluß wirst Du nicht verlangen, aber an dem Nothwendigen, darf es Dir niemals fehlen, o niemals, denn das würde mich selbst unglücklich machen. Also sei nicht karg gegen Dich in der Berechnung. Fordere lieber m e h r als Du brauchst, als w e n i g e r. Es steht ja doch immer in der Folge bei Dir, mir zufließen zu lassen, was Du übrig hast, und dann werde ich es gewiß immer gern von Dir annehmen. Ist es

unter diesen Bedingungen nicht möglich, daß wir uns bald vereinigen — nicht möglich, nun denn, so müssen wir auf günstigere Zeiten hoffen — aber dann ist die Aussicht dunkel, o sehr dunkel — und das Schrecklichste wäre mir, Dich betrogen zu haben, Dich, die mich so innig liebte — o weg mit dem abscheulichen Gedanken.

Indessen ich weiß doch noch ein Mittel, selbst wenn unser Vermögen Deiner Berechnung nicht entspräche. Es ist dieses, mir durch Unterricht wenigstens jährlich ein Paar Hundert Thaler zu erwerben. Lächle nicht und bemühe Dich nur ja, alle Vorurtheile zu bekämpfen. Ich bin sehr fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt. Wenn Dir auch die eine Art von Ehre entgeht, so wird Dir doch vielleicht einst eine andere zu Theil werden, die höher ist — Wilhelmine, warte zehn Jahre und Du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen.

Mein Plan in diesem Falle wäre dieser. Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in dem südlichen Theile, in der französischen Schweiz, in dem schönsten Erdstriche von Europa — und zwar aus diesem Grunde, um Unterricht dort in der deutschen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emigrirten sind; das möchte in Frankreich noch mehr der Fall sein, weil es da weniger Deutsche giebt, und doch von der Academie

und von allen französischen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutschen Sprache anempfohlen wird, weil man wohl einsieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen ist, als von den Deutschen. Dieser Aufenthalt in Frankreich wäre mir aus 3 Gründen lieb. Erstlich, weil es mir in dieser Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Neigung zu leben, ohne die Rathschläge guter Freunde zu hören, die mich und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verstehen; zweitens, weil ich so ein Paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte und ganz vergessen werden würde, welches ich recht eigentlich wünsche; und drittens, welches der Hauptgrund ist, weil ich mir da recht die französische Sprache aneignen könnte, welches zu der entworfnen Verpflanzung der neuesten Philosophie in dieses Land, wo man von ihr noch gar nichts weiß, nothwendig ist. — Schreibe mir unverhohlen Deine Meinung über dieses. — Aber daß ja niemand etwas von diesem Plane erfährt. Wenn Du nicht mein künftiges Weib wärest, so hätte ihn vor der Ausführung kein Mensch von mir erfahren. — Lerne nur auf jeden Fall recht fleißig die französische Sprache. — Wie Vater zur Einwilligung zu bringen ist, davon ein andermal. — Ist das Alles nicht ausführbar, so bleibt uns, bis zum Tode, Eins gewiß, nämlich meine Liebe Dir, und Deine Liebe mir. Ich wenigstens gebe nie einem andern Mädchen meine Hand, als Dir.

Und nun muß ich schließen. Ich kann jetzt nicht mehr so lange Briefe schreiben, als auf der Reise,

denn jetzt muß ich für Dich und mich arbeiten. Und doch habe ich Dir noch so vieles zu sagen, z. B. über Deine Bildung. O wenn ich bei Dir wäre, so wäre das Alles weit kürzer abgemacht. Ich wollte Dir bei meiner Anwesenheit in Frankfurt vorschlagen, ob Du Dir nicht ein Tagebuch halten wolltest, nämlich ob du nicht alle Abend aufschreiben wolltst, was Du am Tage sahst, dachtst, fühltest usw. Denke einmal darüber nach, ob das nicht gut wäre. Wir werden uns in diesem unruhigen Leben so selten unsrer bewußt — die Gedanken und die Empfindungen verhallen wie ein Flötenton im Orkane — so manche Erfahrung geht ungenutzt verloren — das Alles kann ein Tagebuch verhüten. Auch lernen wir dadurch Freude aus uns selbst entwickeln, und das möchte wohl gut sein für Dich, da Du von außen, außer von mir, wenige Freude empfangen wirst. Das könntest Du mir dann von Zeit zu Zeit mittheilen — aber Du müßtest Dich darum nicht weniger strenge prüfen — ich werde nicht hart sein — denke an Deine Verzeihung meines Fehltritts. — Ich werde Dir auch in meinen Briefen alles mittheilen, was mir begegnet. — Adieu. Ich küsse Dein Bild. H. K.

## 26. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 16. Novmbr, 1800.

Für Wilhelminen.

Man erzählt von Newton, es sei ihm, als er einst unter einer Allee von Fruchtbäumen spatzieren gieng,

ein Apfel von einem Zweige vor die Füße gefallen. Wir beide würden bei dieser gleichgültigen und unbedeutenden Erscheinung nicht viel Interessantes gedacht haben. Er aber knüpfte an die Vorstellung der Kraft, welche den Apfel zur Erde trieb, eine Menge von folgenden Vorstellungen, bis er durch eine Reihe von Schlüssen zu dem Gesetze kam, nach welchem die Weltkörper sich schwebend in dem unendlichen Raume erhalten.

Galilei mußte zuweilen in die Kirche gehen. Da mogte ihm wohl das Geschwätz des Pfaffen auf der Kanzel ein wenig langweilig sein, und sein Auge fiel auf den Kronleuchter, der von der Berührung des Ansteckens noch in schwebender Bewegung war. Tausende von Menschen würden, wie das Kind, das die schwebende Bewegung der Wiege selbst fühlt, dabei vollends eingeschlafen sein. Ihm aber, dessen Geist immer schwanger war mit großen Gedanken, gieng plötzlich ein Licht auf, und er erfand das Gesetz des Pendels, das in der Naturwissenschaft von der äußersten Wichtigkeit ist.

Es war, dünkt mich, Pilatre, der einst aus seinem Zimmer den Rauch betrachtete, der aus einer Feueresse wirbelnd in die Höhe stieg. Das mogten wohl viele Menschen vor ihm auch gesehen haben. Sie ließen es aber dabei bewenden. Ihm aber fiel der Gedanke ein, ob der Rauch, der doch mit einer gewissen Kraft in die Höhe stieg, nicht auch fähig wäre, mit sich eine gewisse Last in die Höhe zu nehmen. Er versuchte es und ward der Erfinder der Luftschiffarthskunst.

Colomb stand grade an der Küste von Portugal, als der Wind ein Stück Holz ans Ufer trieb. Ein Andrer, an seiner Stelle, würde dies vielleicht nicht wahrgenommen haben und wir wüßten vielleicht noch nichts von Amerika. Er aber, der immer aufmerksam war auf die Natur, dachte, in der Gegend, von welcher das Holz herschwamm, müsse wohl ein Land liegen, weil das Meer keine Bäume trägt, und er ward der Entdecker des 4. Welttheiles.

In einer holländischen Grenzfestung saß seit langen Jahren ein Gefangener. In dem Gefängnisse, glaubt man, lassen sich nicht viele interessante Betrachtungen anstellen. Ihm aber war jede Erscheinung merkwürdig. Er bemerkte eine gewisse Übereinstimmung in dem verschiedenen Bau der Spinngewebe mit der bevorstehenden Witterung, so daß er untrüglich das Wetter vorhersagen konnte. Dadurch ward er der Urheber einer höchst wichtigen Begebenheit. Denn als in dem französischen Kriege Holland unter Wasser gesetzt worden war, und Pichegru im Winter mit einem Heere über das Eis bis an diese Festung vordrang, und nun plötzlich Thauwetter einfiel und der französische Feldherr, seine Armee vor dem Wassertode zu retten, mit der größten Eilfertigkeit zurückzukehren befahl, da trat dieser Gefangene auf und ließ dem General sagen, er könne ruhig stehen bleiben, in 2 Tagen falle wieder Frost ein, er stehe mit seinem Kopfe für die Erfüllung seiner Prophezeihung — — und Holland ward erobert. —

Diese Beispiele mögen hinreichend sein, Dir, mein liebes Mädchen, zu zeigen, daß nichts in der ganzen

Natur unbedeutend und gleichgültig und jede Erscheinung der Aufmerksamkeit eines denkenden Menschen würdig ist.

Von Dir werde ich freilich nicht verlangen, daß Du durch Deine Beobachtungen die Wissenschaften mit Wahrheiten bereicherst, aber Deinen Verstand kannst Du damit bereichern und tausendfältig durch aufmerksame Wahrnehmung aller Erscheinungen üben.

Das ist es, liebes Mädchen, wozu ich Dir in diesem Bogen die Anleitung geben will.

Mir leuchtet es immer mehr und mehr ein, daß die Bücher schlechte Sittenlehrer sind. Was wahr ist sagen sie uns wohl, auch wohl, was gut ist, aber es dringt in die Seele nicht ein. Einen Lehrer giebt es, der ist vortrefflich, wenn wir ihn verstehen; es ist die Natur.

Ich will Dir das nicht durch ein langes Geschwätz beweisen, sondern lieber durch Beispiele zeigen, die wohl immer, besonders bei Weibern, die beßte Wirkung thun mögten.

Ich gieng an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens in Würzburg spatzieren. Als die Sonne herabsank war es mir als ob mein Glück untergienge. Mich schauerte wenn ich dachte, daß ich vielleicht von Allem scheiden müßte, von Allem, was mir theuer ist.

Da gieng ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle

Steine auf einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn Alles mich sinken läßt.

Das, mein liebes Minchen, würde mir kein Buch gesagt haben, und das nenne ich recht eigentlich lernen von der Natur.

Einen ähnlichen Trost hatte ich schon auf der Hinreise nach W. Ich stand nämlich mit dem Rücken gegen die Sonne und blickte lange in einen lebhaften Regenbogen. So fällt doch, dachte ich, immer ein Strahl von Glück auf unser Leben, und wer der Sonne selbst den Rücken kehrt und in die trübe Wetterwolke schaut, dem wirft ihr schönres Bild der Regenbogen zu.

In jener herrlichen Nacht, als ich von Leipzig nach Dreßden reisete, dachte ich mit wehmüthiger Freude: am Tage sehn wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Nacht ist sehn wir in die Sterne.

O es giebt Augenblicke, wo uns solche Winke der Natur, wie die freundliche Rede eines Lehrers, entzücken können.

d. 18. Novmbr.

Bemühe Dich also von jetzt an, recht aufmerksam zu sein, auf alle Erscheinungen, die Dich umgeben. Keine ist unwichtig, jede, auch die scheinbar unbedeutendste, enthält doch etwas, das merkwürdig ist, wenn wir es nur wahrzunehmen wissen. Aber be-

strebe Dich, nicht bloß die Erscheinungen wahrzunehmen, sondern auch etwas von ihnen zu lernen. Frage bei jeder Erscheinung entweder: worauf deutet das hin? und dann wird die Antwort Dich mit irgend einer nützlichen Lehre bereichern; oder frage wenigstens, wenn das nicht geht: womit hat das eine Ähnlichkeit?, und dann wird das Auffinden des Gleichnisses wenigstens Deinen Verstand schärfen.

Ich will Dir auch dieses durch einige anleitende Beispiele erläutern.

Daß Du nicht, wie das Thier, den Kopf zur Erde neigst, sondern aufrecht gebaut bist und in den Himmel sehen kannst — worauf deutet das hin? — beantworte mir einmal das.

Du hast zwei Ohren und doch nur einen Mund. Mit den Ohren sollst Du hören, mit dem Munde sollst Du reden. — Das hältst Du wohl für etwas sehr Gleichgültiges? Und doch läßt sich daraus eine höchst wichtige Lehre ziehen. Frage Dich einmal selbst, worauf das hindeutet, daß Du mehr Ohren hast als Münder? — Trotschke könnte die Antwort gebrauchen.

Du allein singst nur einen Ton, ich allein singe auch nur einen Ton; wenn wir einen Accord hören wollen, so müssen wir beide zusammen singen. — Worauf deutet das hin?

Wenn Du spazieren gehst und in die Sonne blickst, so wenden Dir alle Gegenstände ihre Schattenseite zu — Eine Lehre mögte sich daraus nicht ziehen lassen, aber ein sehr interessantes Gleichniß. Also frage Dich einmal: womit hat das eine Ähnlichkeit?

Ich gieng letzthin in der Nacht durch die Königsstraße. Ein Mann kam mir entgegen mit einer Laterne. Sich selbst leuchtete er auf den Weg, mir aber machte er es noch dunkler. — Mit welcher Eigenschaft des Menschen hat diese Blendlaterne Ähnlichkeit?

Ein Mädchen, das verliebt ist, und es vor der Welt verbergen will, spielt in Gegenwart ihres Geliebten gewöhnlich mit dem Fächer. Ich nenne einen solchen Fächer einen Telegraphen (zu Deutsch: Fernschreiber) der Liebe. — Warum?

Der Sturm reißt den Baum um, aber nicht das Veilchen, der leiseste Abendwind bewegt das Veilchen, aber nicht den Baum. — Womit hat das eine vortreffliche Ähnlichkeit?

Solche und ähnliche Frage wirf Dir, mein liebes Minchen, selbst recht oft auf und suche sie dann zu beantworten. An Stoff zu solchen Fragen kann es Dir niemals fehlen, wenn Du nur recht aufmerksam bist auf Alles, was Dich umgiebt. Kannst Du die Frage nicht gleich beantworten, so glaube nicht, daß die Antwort unmöglich sei; aber setze die Beantwortung aus, denn unangenehm darfst Du Dir diese Beschäftigung nicht machen, die unserm ganzen Leben großen Reiz geben, die Wichtigkeit aller uns umgebenden Dinge erhöhen und eben dadurch für uns höchst angenehm werden kann. Das heißt recht eigentlich unsern Verstand gebrauchen — und dazu haben wir ihn doch?

Wenn Dir aber die Antwort gelingt, so zeichne den ganzen Gedanken gleich auf, in einem dazu bestimmten

Hefte. Denn festhalten müssen wir, was wir uns selbst erworben haben — auch will ich Dir in der Folge noch einen andern Grund sagen warum es gut ist, wenn Du das aufschreibst.

Also von heute an mußt Du jeden Spaziergang bedauern oder vielmehr bereuen, der Dich nicht wenigstens um 1 Gedanken bereichert hätte; und wenn gar ein ganzer Tag ohne solche moralische Revenüen vergeht, und wenn gar ganze Wochen ohne solche Einkünfte verstreichen, — dann — dann — — Ja, mein liebes Minchen, ein Capital müssen wir haben, und wenn es kein Geld ist, so muß es Bildung sein, denn mit dem Körper können wir wohl darben, aber mit dem Geiste müssen wir es niemals, niemals — und wovon wollen wir leben, wenn wir nicht bei Zeiten sammeln?

Widme Dich also diesem Geschäft so oft als möglich, ja bei der Arbeit selbst. Dadurch wird recht eigentlich die Arbeit veredelt, wenn sie nicht nur unsern Körper sondern auch unsern Geist beschäfftigt. Daß dieses allerdings möglich sei, wirst Du bei einiger Betrachtung leicht finden.

Wenn Dir beim Stricken des Strumpfes eine Masche von der Nadel fällt, und Du, ehe Du weiter strikst, behutsam die Masche wieder aufnimmst, damit nicht der eine aufgelöste Knoten alle die andern auflöse und so das ganze künstliche Gewebe zerstört werde — welche nützliche Lehre giebt Dir das für Deine Bildung, oder wohin deutet das?

Wenn Du in der Küche das kochend-heiße Wasser

in das kühlere Gefäß gießest, und die sprudelnde Flüssigkeit, indem sie das Gefäß ein wenig erwärmt, selbst dadurch abgekühlt wird, bis die Temperaturen (Wärmegrade) in beiden sich ins Gleichgewicht gesetzt haben — welche vortreffliche Hoffnung ist daraus für uns beide, und besonders für mich zu ziehen, oder worauf deutet das hin?

Ja, um Dir ein Beispiel von der gemeinsten Beschäftigung zu geben — wenn Du ein schmutziges Schnupftuch mit Wasser auswäschst, welches Buch kann Dir eine so hohe, erhabene Lehre geben, als diese Arbeit? Bedürfen wir mehr als bloß rein zu sein, um mit der schönsten Farbe der Unschuld zu glänzen?

Aber die beßte Anleitung, Dich im Selbstdenken zu üben, mögte doch wohl ein nützliches Buch sein, etwa Wünsch's kosmologische (weltbürgerliche) Unterhaltungen, das ich Dir geschenkt habe. Wenn Du das täglich ein Stündchen in die Hand nähmest, so würdest Du davon einen doppelten Nutzen haben. Erstens, die Natur selbst näher kennen zu lernen, und dann Stoff zu erhalten, um eigne Gedanken anzuknüpfen.

Nämlich so: Gesetzt Du fändest darin den Satz, daß die äußere (vordere) Seite des Spiegels nicht eigentlich bei dem Spiegel die Hauptsache sei, ja, daß diese eigentlich weiter nichts ist, als ein nothwendiges Übel, indem sie das eigentliche Bild nur verwirrt, daß es aber hingegen vorzüglich auf die Glätte und Politur der inneren (hinteren) Seite ankomme, wenn das Bild recht rein und treu sein soll — — welchen Wink giebt uns das für unsere eigne Politur, oder wohin deutet das?

Oder gesetzt Du fändest darin den Satz, daß zwei Marmorplatten nur dann unzertrennlich aneinander hangen, wenn sie sich in allen ihren Puncten berühren. Womit haben die Marmorplatten Ähnlichkeit?

Oder, daß die Pflanze ihre Nahrung mehr aus der Luft und dem Regen, also mehr aus dem Himmel ziehen muß, als aus der Erde, um zu gedeihen — welche zarte Pflanze des Herzens muß das auch?

Bei jedem solchen interessanten Gedanken müßtest Du also immer fragen, entweder: wohin deutet das, wenn man es auf den Menschen bezieht? oder: was hat das für eine Ähnlichkeit, wenn man es mit dem Menschen vergleicht? Denn der Mensch und die Kenntniß seines ganzen Wesens muß Dein höchstes Augenmerk sein, weil es einst Dein Geschäft sein wird, Menschen zu bilden.

Gesetzt also, Du fändest in diesem Buche, daß die Luftsäure (eine Luftart) sich aus der Fäulniß entwickele und doch auch vor der Fäulniß sichere; so müßtest Du nun fragen, welche Ähnlichkeit hat das wohl, wenn man es in irgend einer Hinsicht mit dem Menschen vergleicht? Da wirst Du leicht finden, daß sich aus dem Laster des Menschen etwas entwickele, das davor sichert, nämlich die Reue.

Wenn Du liesest, daß die glänzende Sonne keine Flecken habe, wenn man sie nicht mühsam mit dem Teleskop aufsuche, um sie zu finden — welch' eine vortreffliche Lehre giebt uns das?

O letzthin ward ich plötzlich durch einen bloßen Anblick zurückgeführt im Geiste durch anderthalb Jahre

in jene Zeit, wo wir noch unempfindlich neben einander wohnten, unbewußt, daß wir uns einst so nahe verwandt sein würden. Ich öffnete nämlich das Schubfach meines Tisches, in welchem mein Feuerzeug, Stahl und Stein lag. Da liegen sie nebeneinander, dachte ich, als ob sie zu einander nicht gehörten, und wenden einander ihre kalten Seiten zu, und noch läßt sich der Funke nicht ahnden, der doch in beiden schlummert — — Aber jetzt umschließe ich Dich innig mit meinem warmen Herzen, mein liebes, liebes Minchen — o der erste Funke fieng Feuer — vielleicht wäre er doch erloschen, aber Du hast es wohl verstanden, ihn zur Flamme anzufachen — o erhalte sie in der Glut, mein eignes Glück hängt daran, aber von Dir nur hängt es ab. O wache, wie die Vestalinnen, über die heilige Flamme, daß sie nicht erlösche, lege von Zeit zu Zeit etwa ein neues erworbenes Verdienst hinzu, und schlafe nie ein auf den Stufen — o dann wird die Flamme ewig lodern und beide, uns beide, erwärmen.

Und nun lebe wohl. — Doch ich wollte Dir ja noch einen andern Grund sagen, warum es gut wäre, Deine eigenen Gedanken aufzuschreiben. Er ist dieser. Du weißt daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst habe mir schon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mittheilen und Deiner Beurtheilung unterwerfen mögte. Ich vergrößere es täglich. Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu liefertest, so könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen. — Verstehst Du mich? —

Und nun Adieu. Ich danke Dir für die 6 Fr.d'or. In Kurzem erhältst Du sie wieder. Schreibe mir bald, und besonders schicke mir bald die Berechnung. Adieu.

H. K.

N. S. Weißt Du wohl, daß Brokes ganz unvermuthet angekommen ist, und den Winter bei uns wohnen wird? — O hättest Du auch bei Dir eine Freundinn, die Dir das wäre, was dieser Mensch mir! Ich bin sehr vergnügt, und muß Dich herzlich küssen. Adieu.

## 27. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 22. Novmbr, 1800.

Liebe Wilhelmine. Deinen Brief empfieng ich grade, als ich sinnend an dem Fenster stand und mit dem Auge in den trüben Himmel, mit der Seele in die trübe Zukunft sah. Ich war nicht recht froh, — da glaubte ich durch Deinen Brief aufgeheitert zu werden — aber Du schreibst mir, daß auch Dich die Zukunft beunruhigt, ja daß Dich diese Unruhe sogar krank macht — o da ward ich ganz traurig, da konnte ich es in dem engen Zimmer nicht mehr aushalten, da zog ich mich an, und lief, ob es gleich regnete, im Halbdunkel des Abends, durch die kothigen Straßen dieser Stadt, mich zu zerstreuen und mein Schicksaal zu vergessen.

Liebe Wilhelmine! Wenn diese Stimmung in uns herrschend wird, so werden wir die Zeit der Geduld, die uns das Schicksaal auferlegt, sehr unglücklich durchleben.

Wenn ich mir ein Glück dachte, das unsere Herzen, das meinige wenigstens, ganz ausfüllen könnte, wenn dieses Glück nicht ganz erreichbar ist, wenn die Vorschläge zu seiner Erreichung Dir unausführbar scheinen, ist denn darum Alles verloren? Noch habe ich die Laufbahn in dem Fabrik-Wesen nicht verlassen, ich wohne den Sitzungen der technischen Deputation bei, der Minister hat mich schriftlich eingeladen, mich anstellen zu lassen, und wenn Du darauf bestehst, so will ich nach zwei Jahren drei Jahre lang reisen und dann ein Amt übernehmen, das uns wohl Geld und Ehre, aber wenig häusliches Glück gewähren wird.

Liebe Wilhelmine, vergißt Du denn, daß ich nur darum so furchtsam bin, ein Amt zu nehmen, weil ich fürchte, daß wir beide darin nicht recht glücklich sein würden? Vergißt Du, daß mein ganzes Bestreben dahin geht, Dich und mich wahrhaft glücklich zu machen? Willst Du etwas Anderes, als bloß häusliches Glück? Und ist es nicht der einzige Gegenstand meiner Wünsche, Dir und mir dieses Glück, aber ganz uneingeschränkt, zu verschaffen?

Also sei ruhig. Bei Allem was ich unternehmen werde, wird mir immer jenes letzte Ziel vorschweben, ohne das ich auf dieser Erde niemals glücklich sein kann, nämlich, einst und zwar so bald als möglich, das Glück der Ehe zu genießen.

Glaubst Du nicht, daß ich bei so vielen Bewegungsgründen, mich zu einem brauchbaren Mann zu bilden, endlich brauchbar werden werde? Glaubst Du nicht, daß ich Kräfte genug sammeln werde, einst

Dich und mich zu ernähren? Glaubst Du nicht, daß ich mir, bei der vereinten Richtung aller meiner Kräfte auf ein einziges Ziel, endlich ein so bescheidnes Glück, wie das häußliche, erwerben werde?

Daß Dir die Trennung von Deiner Familie so schmerzhaft scheint, ist natürlich und gut. Es entspricht zwar meinen Wünschen nicht, aber Du weißt, warum meine Wünsche gegen die Deinigen immer zurückstehen. Mein Glück ist freilich an Niemanden gebunden, als bloß an Dich — indessen daß es bei Dir anders ist, ist natürlich und ich verzeihe es Dir gern.

Aber der Auffenthalt bei T. M. und die Verknüpfung unsrer Wirthschaft mit der ihrigen, würde uns doch so abhängig machen, uns so in ein fremdes Interesse verflechten, und unsrer Ehe so ihr Eigenthümliches, nämlich eine eigne Familie zu bilden, rauben, daß ich Dich bloß an alle diese Übel erinnern zu brauchen glaube, um Dich zu bewegen, diesen Vorschlag aufzugeben.

Dagegen könnte ich bei meiner Majorennität das ganze Haus selbst übernehmen und bewirthschaften, woraus mancher Vortheil vielleicht entspringen könnte. Ich könnte auch in der Folge ein akademisches Lehr-Amt in Frankfurt übernehmen, welches noch das Einzige wäre, zu dem ich mich gern entschließen könnte. Du siehst also, daß noch Aussichten genug vorhanden sind, um ruhig zu sein.

Also sei es, liebes Mädchen. O inniger, heißer, kannst Du gewiß eine baldige Vereinigung nicht wünschen, als ich. Beruhige Dich mit diesen Wünschen,

die gewiß Deine guten Fürsprecher sind. Sie werden meine Thätigkeit unaufhörlich spornen, sie werden meine Kräfte nie erschlaffen, meinen Muth nie sinken lassen, und endlich mich zu dem glücklichen Tage führen — o Wilhelmine! — —

Auf Weihnachten mögte ich wohl nach F. kommen — Du siehst es doch gern? Ich bringe Dir dann etwas mit. Adieu.

Dein ewig treuer Freund H. K.

## 28. An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 25. Novmbr, 1800

Liebe Ulrike. Die überschickten 260 Rth. habe ich erhalten und wünsche statt des Dankes herzlich, für so viele mir erfüllten Wünsche, Dir auch einmal einen der Deinigen erfüllen zu können.

Ich habe jetzt Manches auf dem Herzen, das ich zwar Allen verschweigen muß, aber doch Dir gern mittheilen möchte, weil ich von Dir nicht fürchten darf, ganz misverstanden zu werden.

Indessen das würde, wenn ich ausführlich sein wollte, einen gar zu langen Brief kosten, und daher will ich Dir nur ganz kurz einige Hauptzüge meiner jetzigen Stimmung mittheilen.

Ich fühle mich nämlich mehr als jemals abgeneigt, ein Amt zu nehmen. Vor meiner Reise war das anders — jetzt hat sich die Sphäre für meinen Geist und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir glauben, liebes Mädchen.

So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.

Ich fühle mich zu ungeschickt mir ein Amt zu erwerben, zu ungeschickt es zu führen und am Ende verachte ich den ganzen Bettel von Glück zu dem es führt.

Als ich diesmal in Potsdam war, waren zwar die Prinzen, besonders der jüngere, sehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir mögte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen.

Am Hofe theilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun — Die ersten, werden dann fleißig mit dem Hammer der Wilkühr geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen.

Denn selbst die beßten Könige entwickeln wohl gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken sie stets nieder; und sie sind wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausschlägt.

Ich fühle wohl, daß es unschicklich ist, so etwas selbst zu sagen, indessen kann ich nicht leugnen, daß mir der Gedanke durch die Seele geflogen ist, ob es mir nicht einst so gehen könnte?

Wahr ist es, daß es mir schwer werden würde, in ein Interesse einzugreifen, das ich gar nicht prüfen darf — und das muß ich doch, wenn ich bezahlt werde?

Es wäre zwar wohl möglich, daß ich lernen könnte, es wie die Andern zu machen — aber Gott behüte mich davor.

Ja, wenn man den warmen Körper unter die kalten wirft, so fühlen sie ihn ab — und darum ist es wohl recht gut, wenn man fern von den Menschen bleibt.

Das wäre auch recht eigentlich mein Wunsch — aber wie ich das ausführen werde, weiß ich noch nicht, und nie ist mir die Zukunft dunkler gewesen als jetzt, obgleich ich nie heitrer hineingesehen habe als jetzt.

Das Amt, das ich annehmen soll, liegt ganz außer dem Kreise meiner Neigung. Es ist praktisch so gut wie die andern Finanzämter. Als der Minister mit mir von dem Effect einer Maschiene sprach, so verstand ich ganz natürlich darunter den mathematischen. Aber wie erstaunte ich, als sich der Minister deutlicher erklärte, er verstehe unter dem Effect einer Maschiene, nichts anders, als das Geld, das sie einbringt.

Übrigens ist, so viel ich einsehe, das ganze preußische Commerzsystem sehr militairisch — und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterstützer finden würde. Die Industrie ist eine Dame und man hätte sie fein und höflich aber herzlich einladen sollen, das arme Land mit ihrem Eintrit zu beglücken. Aber da will man sie mit den Haaren herbei ziehn — ist es ein Wunder, wenn sie schmollt? Künste lassen sich

nicht, wie die militairischen Handgriffe erzwingen. Aber da glaubt man, man habe Alles gethan, wenn man Messen zerstört, Fabriken baut, Werkstühle zu Haufen anlegt — Wem man eine Harmonika schenkt, ist der darum schon ein Künstler? Wenn er nur die Musik erst verstünde, so würde er sich schon selbst ein Instrument bauen. Denn Künste und Wissenschaften, wenn sie sich selbst nicht helfen, so hilft ihnen kein König auf. Wenn man sie in ihrem Gange nur nicht stört, das ist Alles, was sie von den Königen begehren. — Doch ich kehre zur Hauptsache zurück.

Ich werde daher wahrscheinlich diese Laufbahn nicht verfolgen. Doch mögte ich sie gern mit Ehren verlassen und wohne daher, während dieses Winters den Sessionen der technischen Deputation bei. Man wollte mir dies zwar anfänglich nicht gestatten, ohne angestellt zu sein, und der Minister drohte mir sogar schriftlich, daß wenn ich mich jetzt nicht gleich anstellen ließe, sich in der Folge für mich wenig Aussichten zeigen würden. Ich antwortete aber, daß ich mich nicht entschließen könnte, mich in ein Fach zu werfen, ohne es genau zu kennen, und bestand darauf, diesen Winter den Sessionen bloß beizuwohnen, ohne darin zu arbeiten. Das ward mir denn endlich, unter der Bedingung, das Gelübde der Verschwiegenheit abzulegen, gestattet. Im nächsten Frühjahr werde ich mich bestimmt erklären.

Bei mir ist es indessen doch schon so gut, wie gewiß, bestimmt, daß ich diese Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieses Amt ausschlage, so giebt es für

mich kein besseres, wenigstens kein praktisches. Die Reise war das einzige, das mich reizen konnte, so lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptsächlich auf List und Verschmitztheit an, und darauf verstehe ich mich schlecht. Die Inhaber ausländischer Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkstatt. Das einzige Mittel also, doch hinein zu kommen, ist Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug — Ja, man hat mich in diese Kunst zu betrügen schon unterrichtet — nein, mein liebes Ulrikchen, das ist nichts für mich.

Was ich aber für einen Lebensweg einschlagen werde —? Noch weiß ich es nicht. Nach einem andern Amte mögte ich mich dann schwerlich umsehen. Unaufhörliches Fortschreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häußliche Freuden, das ist es, was ich unerlaßlich zu meinem Glücke bedarf. Das würde mir kein Amt geben, und daher will ich es mir auf irgend einem andern Wege erwerben und sollte ich mich auch mit Gewalt von allen Vorurtheilen losreißen müssen, die mich binden.

Aber behalte dies Alles für Dich. Niemand versteht es, das haben mir tausend Erfahrungen bestätigt. „Wenn Du Dein Wissen nicht nutzen willst, warum strebst Du denn so nach Wahrheit?“ So fragen mich viele Menschen, aber was soll man ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort die es giebt, ist diese: weil es Wahrheit ist! — Aber wer versteht das?

Darum will ich jetzt so viel als möglich alle Vertrauten und Rathgeber vermeiden. Kann ich meine

Wünsche nicht ganz erfüllen, so bleibt mir immer noch ein akademisches Lehramt übrig, das ich von allen Ämtern am liebsten nehmen würde.

Also sei auch Du so ruhig, mein liebes Ulrikchen, als ich es bin, und denke mit mir, daß wenn ich hier keinen Platz finden kann, ich vielleicht auf einem andren Stern einen um so bessern finden werde.

Adieu. Lebe wohl und sei vergnügt auf dem Lande.

Dein treuer Bruder

Heinrich.

N. S. Sage Minetten, daß ich vergebens Löschbrandten täglich erwarte. Er hat nämlich versprochen zu mir zu kommen, wenn er sich mit seinem Advocaten berathschlagt hätte. Noch ist er aber nicht erschienen. Ich habe ihn bisher nicht aufsuchen wollen, um Minettens Sache nicht den Anschein zu geben, als ob sie dringend wäre. Indessen heute will ich es doch versuchen ihn aufzusuchen. In seinem Hause ist er niemals zu finden.

## 29. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 29. Novmbr, 1800.

Liebe, beßte Wilhelmine, ich küsse Dich in Gedanken für Deinen lieben, trefflichen Brief. O wenn ich doch bei Dir wäre und Dich an meine Brust drücken könnte —! Ach, man sollte, um ruhig zu sein, daran gar nicht denken. Aber wer kann das —?

Ganz außerordentlich habe ich mich über Deinen Brief gefreut, und über tausend Dinge in ihm, theils

über die Antworten auf meine Fragen, theils über Deine erb- und eigenthümlichen Gedanken, auch darum, daß Du meine Vorschläge zu Deiner Bildung so gern erfüllst, aber ganz besonders, daß Du diesen Vorschlag so gut verstanden hast. Nutzen und Vergnügen sind gewiß selten so innig verknüpft, als in dieser Beschäfftigung, wo man gleichsam mit der Natur selbst spricht, und sie zwingt, auf unsre Fragen zu antworten. Ihre nützliche Seite konnte Dir nicht entgehen, aber daß Du auch Vergnügen daran findest, das ist es, was mich besonders freut, weil es meine Hoffnung, daß in Dir mehr als das Gemeine enthalten sein mögte, immer mehr und mehr bestätigt. O auch mir sind es die liebsten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht ist, und edel und gut und schön. Täglich widme ich, zur Erhohlung, ein Stündchen diesem Geschäfte, und denke niemals ohne Freude an den Augenblick (in Würzburg) wo ich zum erstenmal auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterinn Natur in die Schule zu gehen.

Deine Antworten auf meine Fragen haben durchgängig den Sinn getroffen, und ich will nur, Deinem Wunsche gemäß, Deine erb- und eigenthümlichen Gedanken prüfen.

Zuerst freut es mich überhaupt, daß Du das Talent besitzest, wahrzunehmen. Das, mein liebes Kind, ist kein gemeines Talent. Sehen und hören ꝛc. können alle Menschen, aber wahrnehmen, daß heißt mit der Seele den Eindruck der Sinne auffassen und denken, das können bei Weitem nicht alle. Sie haben nichts

als das todte Auge, und das nimmt das Bild der Natur so wenig wahr, wie die Spiegelfläche des Meeres das Bild des Himmels. Die Seele muß thätig sein, sonst sind doch alle Erscheinungen der Natur verloren, wenn sie auch auf alle Sinne wirkten — und es freut mich, daß diese erste Bedingung, von der Natur zu lernen, nämlich, jede ihrer Erscheinungen mit der Seele aufzufassen, so gut bei Dir erfüllt ist.

Ganz vortrefflich, besonders dem Sinne nach, ist der Gedanke, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, auf seine eigne Beschaffenheit ankommt, wie fremde Gegenstände auf ihn einwirken sollen. Das ist vielleicht der beßte Gedanke, den jemals ein Mädchen vor dem Spiegel gehabt hat. Aber nun, mein liebes Kind, müssen wir auch die Lehre nutzen, und fleißig an dem Spiegel unserer Seele schleifen, damit er glatt und klar werde, und treu das Bild der schönen Natur zurückwerfe. Wie mancher Mensch würde aufhören, über die Verderbtheit der Zeiten und der Sitten zu schelten, wenn ihm nur ein einzigesmal der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und schmutzig ist? Wie oft stand nicht vielleicht ein solcher Mensch schon vor dem Spiegel, der ihm die lehrreiche Warnung zurief, wenn er sie verstanden hätte — ja wenn er sie verstanden hätte! —!

Auch recht gut, dem Sinne nach, sind die beiden andern Gedanken, obschon nicht von einem so eingreifenden Interesse. Ich will Dir daher bloß Einiges über ihre Darstellung mittheilen.

Du fragst, warum das Thier so schnell, der Mensch so langsam sich ausbilde? Die Frage ist doch allerdings sehr interessant. Zur Antwort mögte überhaupt schon der allgemeine Grundsatz dienen, daß die Natur immer um so viel mehr Zeit braucht, ein Wesen zu bilden, je vollkommer es werden soll. Das findet sich selbst im Pflanzenreiche bestätigt. Die Gartenpflanze braucht ein Paar Frühlingsmorgen, die Eiche ein halbes Jahrhundert, um auszuwachsen. Du aber vergleichst, um die Antwort zu finden, den Menschen mit einer vollstimmigen Sonate, das Thier mit einer eintönigen Musik. Dadurch mögtest Du wohl nicht ausgedrückt haben, was Du Dir eigentlich gedacht hast. Eigentlich hast Du wohl nicht den Menschen, sondern seine Bestimmung mit der Sonate vergleichen wollen, und dann wird das Gleichniß allerdings richtig. Nämlich er ist bestimmt, mit allen Zügen seines künstlichen Instruments einst jene große Composition des Schöpfers auszuführen, indessen das Thier, auf seiner Rohrpfeife, nichts mehr als den einzigen Ton hören lassen soll, den sie enthält. Daher konnte dies freilich seine geringfügige Bestimmung früher erreichen, als der Mensch seine unendlich schwere und mannichfaltige — nicht wahr, das wolltest Du sagen?

Bei einem Bilde oder einem Gleichniß kommt es überhaupt auf möglichst genaue Übereinstimmung und Ähnlichkeit in allen Theilen der beiden verglichnen Gegenstände an. Alles, was von dem einen gilt, muß bei dem andern irgend eine Anwendung finden. Willst Du Dich einmal üben ein recht interessantes Gleichniß

heraus zu finden, so vergleiche einmal den Menschen mit einem Clavier. Da müßtest Du dann Saiten, Stimmung, den Stimmer, Resonanzboden, Tasten, den Spieler, die Noten ꝛc. ꝛc. in Erwägung ziehen, und zu jedem das Ähnliche bei dem Menschen herausfinden.

Auch giebt es noch verschiedene andere Mittel, auf eine leichte und angenehme Art Deinen Scharfsinn in dem Auffinden des Ähnlichen zu prüfen. Schreibe Dir z. B. auf verschiedene Blätter folgende Fragen auf, und wenn Du die Antwort gefunden hast, diese darunter. Z. B. Was ist lieblich? — Ein Maitag; eine Pfirsichenblüthe; eine frohe Braut ꝛc. ꝛc. — Was ist erhebend? Ein Sonnenaufgang; ein Choral am Morgen (ich denke an die schönen Morgen, wenn ich in unsrem Garten arbeitete, und der Choral der Hautboisten aus dem eurigen zu mir herüberscholl) — Was ist furchtbar? Ein herannahendes Gewitter; das Kräuseln der Wellen für den Seemann ꝛc. ꝛc. — Was ist rührend? Reden bei der Leiche; ein Sonnenuntergang; Unschuld und Einfalt; Fleiß und Dürftigkeit ꝛc. ꝛc. — Was ist schrecklich? Blitz und Schlag in einem Augenblick; des Nachbars Haus oder gar die eigne Treppe in Flammen ꝛc. ꝛc. Was ist niederschlagend? Regen am Morgen einer entworfnen Lustpartie; Kälte in der Antwort, wenn man herzlich und warm fragte; ein schlechtes Kleid, wenn die Gesellschaft es bemerkt; eine Grobheit, die uns aus Misverständniß zugefügt wird, ꝛc. ꝛc. Was ist anbetungswürdig? Christus am Kreuz; eine Unschuld in Ketten, ohne Klagen und Thränen; ein

unerschrocknes Wort vor dem Tribunal blutbegieriger Richter oder, wie Schiller sagt, Männerstolz vor Königsthronen ꝛc. ꝛc. Was ist tröstend? In den Himmel zu sehen; ein herrenhuthischer Kirchhoff; eine Erbschaft für den traurenden Neffen; ein Licht in der Nacht für den Verirrten. Was ist lächerlich? Im Mondschein über den Schatten eines Laternenpfales zu springen, in der Meinung es sei ein Graben; die ersten Versuche eines Kindes zu gehen (aber auf weichem Grase); ein ungeschickter Landjunker, der aus Liebe tanzt. Was ist unerträglich? Geschwätz für den Denker; Trostgründe für den Leidenden; Windstille unter der Linie ꝛc. ꝛc. — Was ist Erwartung erregend? Ein Pfeifen im Walde; ferne Kanonenschüsse im Kriege; das Klingeln zum Aufziehn des Vorhangs im Theater ꝛc. ꝛc. Was ist einladend? Eine reife Fürsche; eine aufgeblühte Rose; ein Mund wie eine Kirsche ꝛc. ꝛc. Was ist verführerisch? Schmeicheleien, und zwar für jeden, denn wer sich auch nicht gern schmeicheln hört, der nimmt doch nicht übel, wenn man ihm dies sagt ꝛc. ꝛc. Was ist abschreckend? Keine Antwort; ein großer Hund, der uns in die Beine springt, wenn wir in ein Haus treten. Was ist Zutrauenerweckend? Keine Umstände; auch wenn man mir eine Pfeife Tabak anbietet ꝛc. ꝛc. Was ist majestätisch? Ein Sonnenaufgang über dem Meer; ein englisches Admiralsschif, das mit vollem Winde seegelt; ein Wasserfall; ein fernes Gebirge ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. — — — — Genug, genug, genug. Auf diese Art kannst du durch eine Menge von Antworten Deinen Verstand schärfen und üben. Das

führt uns dann um so leichter ein Gleichniß herbei, wenn wir einmal grade eins brauchen.

O mein liebes Minchen, wie weitläufig ist es, dies Alles aufzuschreiben — o wenn wir einst vereint sein werden, und Du neben mir sitzest, und ich Dich unterrichte, und jede gute Lehre mir mit einem Kusse belohnt wird — — o weg, weg mit diesen Bildern — und doch ist es das Einzige was ich für diese Erde wünsche — und doch ist es ein so bescheidner Wunsch — und doch nicht zu erfüllen? und warum nicht? O ich mag gar nicht daran denken, sonst verwünsche ich Stand, Geburt und die ganze elende Last von Vorurtheilen — Aber ich hoffe. O meine Hoffnung ist das einzige, was mich jetzt froh macht — Gute Nacht, ich gehe zu Bette mit meiner Hoffnung. Ich küsse Dein Bild, gute Nacht, gute Nacht — —

d. 30. Novmbr;

Guten Morgen, guten Morgen liebe, liebe, liebe Wilhelmine! Es ist recht heiterer, frischer Wintermorgen, und ich bin selbst sehr heiter und wäre ganz glücklich, wenn, wenn, wenn — — Adieu. Ich küsse Dich von Herzen. Bleibe mir immer treu, und so lange uns auch das Schicksaal äfft, liebe mich doch nie kälter, als in dieser schönen Periode unsrer Liebe. Ach kalte Liebe ist so gut wie keine — Adieu, adieu. Schreibe mir bald wieder, und überhaupt recht oft, Du weißt nicht, wozu das gut ist. Adieu. Deine 6 Fr.d'or will ich Dir wiedergeben, bestimme nur ob ich sie Dir oder der Randow schicken soll. Sei herzlich für diese Gefällig=

keit gedankt, und rechne auf mich in allen ähnlichen und nicht ähnlichen Fällen. Adieu, adieu, adieu.

## 30. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 11. Januar, 1801.

Liebe, theure Wilhelmine, ja wenn Du mir so aus Deinem Herzen zu meinem Herzen schreibst, so muß ich Dir gleich antworten und wenn ich noch 10mal mehr zu thun hätte. O wie schmerzt es mich, daß ich vorgestern in meiner übeln Laune jenen trüben Brief an Dich abschickte, den Du grade heute empfangen haben wirst, grade heute, wo ich den Deinigen empfing, der mir so herrlich den Muth und die Liebe von Neuem belebte. Verzeihe mir diesen letzten Ausbruch meiner Unzufriedenheit mit mir, antworte mir gar nicht auf diesen Brief, verbrenne ihn lieber ganz und ließ dafür diesen recht oft durch, den ich froh und heiter und mit Innigkeit für Dich niederschreibe.

— — Als ich so weit geschrieben hatte, klingelte Jemand; ich mache auf, und wer war es? Dein kleiner Bruder von den Cadetten, den ich noch nie sah und jetzt zu sehen mich sehr freute. Er wollte Carln besuchen, der aber nicht zu Hause war. Ich theilte ihm, an Carls Stelle, Nachrichten von seiner Familie mit, küßte dann den kleinen Schwager, (der Jettchen gleicht, und dessen Gesicht etwas Gutes verspricht) leuchtete dann dem armen Jungen durch die öden noch nicht bewohnten Zimmer und Treppen dieses Hauses und kehre nun wieder zu Dir zurück. —

Ja, liebes Mädchen, so oft ich Dir gleich nach Empfang Deines Briefes antworte, kannst Du immer überzeugt sein, daß er mir herzliche Freude gewährt hat; nicht etwa, weil er schön oder künstlich geschrieben ist — denn das achte ich wenig, und darum brauchst Du Dir wenig Mühe zu geben — sondern weil er Züge enthält, die mir Dein Herz liebenswürdiger und Deine Seele ehrwürdiger machen. Denn da ich Dich selbst nicht sehen und beurtheilen kann, was bleibt mir übrig, als aus Deinen Briefen auf Dich zu schließen? Denn das glaube ich thun zu dürfen, indem ich Deine Worte nicht bloß für Worte, sondern für Deinen Schattenriß halte. Daher ist mir jeder Gedanke, der Dich in ein schöneres Licht stellt, jede Empfindung, die Dich schmückt, theuer, wie das Unterpfand einer That, wie das Zeichen Deines moralischen Werthes; und ein solcher Brief, der mir irgend eine schönere Seite Deiner Seele zeigt und dadurch unwillkührlich, unerwartet, überraschend mir das Bewußtsein Dich zu besitzen plötzlich hell und froh macht, ein solcher Brief, sage ich, wirkt auf meine Liebe, wie ein Öltropfen auf die verlöschende Flamme, die von ihm benetzt plötzlich hell und lustig wieder herauflodert.

Ja, liebe Wilhelmine, wenn jemals die Erinnerung an Dich in mir immer kälter und kälter werden sollte, so bin ich in meinem heiligsten Innern überzeugt, daß es einzig Deine Schuld sein würde, nie die meinige. Nur dann könnte und müßte ich gleichgültig gegen Dich werden, wenn die Erfahrung mich lehrte, daß der Stein, den ich mit meiner ganzen Seele bearbeitete, den Glanz

aus ihm hervorzulocken, kein Edelstein wäre — Ich würde Dich darum nicht verlassen, — denn warum solltest Du den Irrthum büßen, den ich begieng? Aber unglücklich würde ich sein, und Du würdest nicht glücklich sein, weil ich es nicht sein kann; denn das Gemeine kann man nur brauchen, nur das Edlere kann man lieben, und nur die Liebe macht das Leben süß.

Aber sei der Liebe würdig und nie wird es Dir daran fehlen. Nicht als ein Geschenk fordre sie von mir, Du kannst sie Dir erwerben, Du kannst sie von mir erzwingen und nur so wird sie Dich und mich glücklich machen; denn das Herz ist das einzige Eigenthum, das wir uns lieber rauben lassen, als auf Bitten und Gesuche verschenken. Nie ist es einem Mädchen leichter gewesen, sich die Liebe ihres Geliebten zu erhalten als Dir, denn ganz unglücklich würde ich selbst sein, wenn ich sie Dir je entziehen müßte. Ich würde Dich dann nicht verlassen — denn meine Pflicht ist mir höher selbst als mein Glück; aber eben das würde mich ganz unglücklich machen.

Daher kann ein Wechsler die Ächtheit der Banknote, die sein Vermögen sichern soll, nicht ängstlicher untersuchen, als ich Deine Seele; und jeder schöne Zug, den ich an ihr entdecke, ist mir lieber, ja lieber selbst, als wenn ich ihn an mir selbst entdeckte. Manches Mädchen habe ich schon mit Dir verglichen, und bin ernst geworden, z. B. die Lettow, die Duhattois ꝛc. manches ist auch hier in Berlin, das ich gegen Dich halte, und ernst macht mich jedesmal diese Vergleichung; aber Du hast eine jahrelange Bekanntschaft, die innigste Ver-

traulichkeit, eine beispiellose That und ebenso beispiellose Verzeihung für Dich, und wenn Du nur ein Weniges noch, nur die Ähnlichkeit mit meinem Ideale, nur den ernsten Willen, es einst in Dir darzustellen, in Deine Wagschale legst, so sinkt die andere mit allen Mädchen und mit allen Schätzen der Erde.

Ein Gedanke, Wilhelmine, steht in Deinem Briefe, der mich mit unbeschreiblicher Freude und Hoffnung erfüllt; ein Gedanke, nach dem meine Seele dürstete, wie die Rose in der Mittagsglut nach dem Thau — den ich Dir aber nicht in die Seele zu pflanzen wagte, weil er, wie die Orange, keine Verpflanzung leidet und nur dann Früchte trägt, wenn ihn die Kraft des eignen Bodens hervortreibt —: Du schreibst mir, daß Dir jetzt ein Gefühl die Seele bewegte, als ob eine neue Epoche für Dich anheben würde. — Liebe Wilhelmine! Soll ich Dir gestehen, daß ich mich oft schon, sinnend, mit Ernst und Wehmuth fragte, warum sie nicht schon längst eingetreten war? So viele Erfahrungen hatten die Wahrheit in mir bestätigt, daß die Liebe immer unglaubliche Veränderungen in dem Menschen hervorbringt; ich habe schwache Jünglinge durch die Liebe stark werden sehen, rohe ganz weichherzig, unempfindliche ganz zärtlich; Jünglinge, die durch Erziehung und Schicksal ganz vernachläßigt waren, wurden fein, gesittet, edel, frei; ihr ganzes Wesen erlitt schnell eine große Reform und gewöhnlich fieng sie bei dem Anzuge an; sie kleideten sich sorgsamer, geschmackvoller, gewählter; dann kam die Reform an dem Körper, seine Haltung ward edler, sein Gang sichrer, seine Bewegungen zier-

licher, offner, freimüthiger, und hierbei blieb es, wenn die Liebe nicht von der höheren Art war; aber war sie es, so kam nun auch die große Revolution an die Seele; Wünsche, Hoffnungen, Aussichten, alles wechselte; die alten rohen Vergnügungen wurden verworfen, feinere traten an ihre Stelle; die vorher nur in dem lauten Gewühl der Gesellschaft, bei Spiel und Wein, vergnügt waren, überließen sich jetzt gern in der Einsamkeit ihren stillen Gefühlen; statt der abendtheuerlichen Ritterromane, ward eine simple Erzählung von Lafontaine, oder ein erhebendes Lied von Hölty die Lieblingslectüre; nicht mehr wild mit dem Pferde strichen sie über die Landstraßen, still und einsam besuchten sie schattige Ufer, oder freie Hügel, und lernten Genüsse kennen, von deren Dasein sie sonst nichts ahndeten; tausend schlummernde Gefühle erwachten, unter ihnen die Wohlthätigkeit meistens am lebhaftesten; wo ein Hülfloser lag, da giengen sie, ihm zu helfen; wo ein Auge in Thränen stand, da eilten sie, sie zu trocknen; Alles was schön ist und edel und gut und groß, das faßten sie mit offner, empfänglicher Seele auf, es darzustellen in sich; ihr Herz erweiterte sich, die Seele hob sich ihnen unter der Brust, sie umfaßten irgend ein Ideal, dem sie sich verähnlichen wollten — Ich selbst hatte etwas Ähnliches an mir erfahren; und nun mußte ich mich wohl bei Dir fragen: Warum — warum —? Das war meine erste Frage; und die zweite: liebt sie mich etwa nicht? War doch meine erste Ahndung, daß sie mich nur zu lieben glaubt, weil ich sie liebe, gegründet —?

Das, liebes Mädchen, war, im Vorbeigehn gesagt,

die eigentliche Ursache meiner Traurigkeit an jenem Abende. Damals wollte und konnte ich sie Dir nicht sagen, und auch jetzt würde ich sie Dir verschwiegen haben, wenn Du mir den Gedanken nicht selbst aus der Seele genommen hättest. Du selbst fühlst nun, daß Dir eine Epoche bevorstehe, und ich ahnde mit unaussprechlicher Freude, daß es die Liebe ist, die sie Dir eröffnet.

Unsre Väter und Mütter und Lehrer schelten immer so erbittert auf die Ideale, und doch giebt es nichts, das den Menschen wahrhaft erheben kann, als sie allein. Würde wohl etwas Großes auf der Erde geschehen, wenn es nicht Menschen gäbe, denen ein hohes Bild vor der Seele steht, das sie sich anzueignen bestreben? Posa würde seinen Freund nicht gerettet, und Max nicht in die schwedischen Haufen geritten sein. Folge daher nie dem dunkeln Triebe, der immer nur zu dem Gemeinen führt. Frage Dich immer in jeder Lage Deines Lebens ehe Du handelst: wie könntest Du hier am Edelsten, am Schönsten, am Vortrefflichsten handeln? — und was Dein erstes Gefühl Dir antwortet, das thue. Das nenne ich das Ideal, das Dir immer vorschweben soll.

Aber wenn Deine Seele diese Gedanken bestätigt, so giebt es doch noch mehr für Dich zu thun — Weißt Du, welchen Erfolg an jenem vorletzten Abend Dein guter, vernünftiger Rath hatte, doch zuweilen mit Deinem Vater ein wenig zu sprechen? Ich that es auf der Stelle.

Daß Du endlich auch jenen guten Rath mit dem Tagebuche befolgst, freut mich herzlich und ich ver-

spreche Dir davon im Voraus viel Gutes. An dem meinigen arbeite ich auch fleißig und aufmerksam und gelegentlich können wir sie einmal, wenigstens stellenweise, austauschen.

Ich eile zum Schlusse, liebes Minchen, denn es ist spät, und morgen früh kann ich nicht schreiben.

Deine Gefühle auf dem Universitätsberge, Deine Erinnerung an mich, Deine Gedanken bei dem trocknen Fußsteige, der neben dem beschwerlichen Pfad unbetreten blieb, sind mir wie Perlen, die ich in Gold fassen mögte.

Hier noch einige Nüsse zum Knacken.

1. Wenn die Flamme sich selbst den Zugwind verschafft und so immer höher herauflodert, in wie fern ist sie mit der Leidenschaft zu vergleichen?

2. Wenn der Sturm kleine Flammen auslöscht, große aber noch größer macht, in wie fern ist er mit dem Unglück zu vergleichen?

3. Wenn du den Nebel siehst, der andere Gegenstände verhüllt, aber nicht den, der Dich selbst umgiebt, womit ist das zu vergleichen?

Schreibe bald und lang und oft, Du weißt, warum?

H. K.

Nachschrift, d. 12. Januar, 1801.

Als ich eben diesen Brief einsiegeln wollte, reichte mir Carl das Versprochne. Liebe Wilhelmine, ich küsse Dich. Das Ideal, das Du für mich in Deiner Seele trägst, macht Dich dem ähnlich, das ich für Dich in der meinigen trage. Wir werden glücklich sein, Wilhelmine — o fahre fort mir diese Hoffnung immer

gewisser und gewisser zu machen. Schenke mir oft einen solchen, oder ähnlichen Aufsatz, der mir, wenn er so unerwartet kommt, wie dieser, das Vergnügen seiner Lesung verdoppelt. Es athmet in dieser Schrift, ein Ernst, eine Würde, eine Ruhe, eine Bescheidenheit, die mich mit unbeschreiblicher Freude erfüllt, wenn ich sie mir an Deinem Wesen denke. — Hat Carl vielleicht noch einen Aufsatz bei sich, den er mir erst heute Abend, oder morgen früh geben wird — —?

## 31. An Wilhelmine v. Zenge

d. 21. Januar, 1801, Berlin.

Liebe Wilhelmine, ich habe bei Clausius zu Mittag gespeiset und mich gegen Abend (jetzt ist es 7 Uhr) weggeschlichen, um ein Stündchen mit Dir zu plaudern. Wie froh macht mich die stille Einsamkeit meines Zimmers gegen das laute Gewühl jener Gesellschaft, der ich so eben entfloh! Ich saß bei Minna, und das war das einzige Vergnügen, das ich genoß — die andern waren lauter Menschen, die man sieht und wieder vergißt, sobald man die Thüre hinter sich zu gemacht hat. Eine magdeburgische Kaufmanns-familie waren die Haupt-Personen des Festes. Der Vater, ein Hypochonder, gesteht, er sei weit fröhlicher gewesen, als er ehemals nur 100000 Rth. besaß — — Mutter und Tochter tragen ganz Amerika an ihrem Leibe, die Mutter das nördliche, Labrador, die Tochter das südliche, Peru. Jene trägt auf ihrem Kopfe einen ganzen Himmel von Diamanten, Sonne, Mond und Sterne,

und es scheint, als ob sie mit diesem Himmel zufrieden sei; diese hat ihren Busen in zehnfache Ketten von Gold geschlagen, und es hat das Ansehn, als ob er, unter diesen Fesseln, nichts Höheres begehrte. Man wird, wenn man vor ihnen steht, ganz kalt, wie der Stein und das Metall, womit sie bepanzert sind. Leckerbissen sind es, die der Fischer über den Angelhacken zieht, damit der Fisch ihn nicht sehe — und auf gut Glück wirft er ihn aus in den Strom — aber wer den Betrug kennt, schaudert; denn so schön der Schmuck auch ist, so fürchte ich doch, daß er an ihnen das — Schönste ist.

Doch nichts mehr von ihnen — von Dir, liebes Minchen, laß mich sprechen; ihnen konnte ich aus meiner Seele kein Wort schenken — für Dich habe ich Tausende auf dem Herzen.

Ich muß Dir auf zwei Briefe antworten; aber ich kann es nur kurz — o über jeden Gedanken mögte ich tagelang mit Dir plaudern, aber Du kennst es, das Einzige, was ich höher achte — Nicht verloren nenne ich die Stunden, die ich Dir widme, aber ich sollte sie doch meinen, oder vielmehr unseren Zwecken nicht entziehen. Daher hatte ich auch zu Anfange nur etwa auf einen Brief für jede 14 Tage gerechnet; aber wie könnte ich schweigen, wenn Du mir so schreibst? Deinen ersten Brief (vom 15.) empfing ich 1/4 Stunde vorher, ehe Clausius Wagen vor meine Thüre fuhr, mich abzuholen zum Colonie-Ball — o wie gern hätte ich mich gleich niedergesetzt Dir zu antworten. So tief kannst Du empfinden, Mädchen —? Ich kenne die Erzählung

vom las Casas nicht und weiß nicht, ob sie ein so inniges Interesse verdient, obschon es von einem Schriftsteller, wie Engel, zu erwarten ist. Aber das ist gleichviel — daß Du so tief und innig empfinden kannst, war mir eine neue, frohe Entdeckung. Große Empfindungen zeigen eine starke, umfassende Seele an. Wo der Wind das Meer nur flüchtig kräuselt, da ist es flach, aber wo er Wellen thürmt, da ist es tief — Ich umarme Dich mit Stolz, mein starkes Mädchen. Der Zweifel, der Dir bei der Lesung des Ätna einfiel, ob ich nämlich nicht gleichgültig gegen Dich werden würde, wenn mir Dein Besitz gewiß wäre, möge Dich nicht beunruhigen. Laß nur Deine Liebe immer für mich den Preis der Tugend sein, so wie es die meinige für Dich sein soll — dann wird es immer für uns Etwas geben, das des Bestrebens würdig ist, und wenn es nicht mehr das Geschenk der Liebe selbst ist, die wir schon besitzen, so ist [es] doch die Erhaltung derselben, da wir sie immer noch verlieren können.

Du hast ein gutes Vertrauen zu dem Strome, der die Eisscholle trug, ein Vertrauen, das wir Beide rechtfertigen können und wollen und werden. So weit auch die Klippe hervorragt in den Lauf des Stromes, die Scholle, die er trägt, scheiternd an sich zu ziehn — sein Lauf ist zu sicher, er führt sie, wenn sie auch die Klippe berührt, ruhig fort ins Meer — —

Ganz willige ich [in] Deinen Vorschlag, ein oder ein Paar Wochen mit Schreiben zu pausiren, um nur dann desto mehr schreiben zu können. Sorge und Mühe muß Dir dieser Briefwechsel nie machen, der

nur die Stelle eines Vergnügens, nämlich uns mündlich zu unterhalten, ersetzen soll.

Die älteste Schulz ist allerdings ein Mädchen, das mir sehr gefällt, und von dem Du viel lernen kannst. Sie hat Nutzen gezogen aus dem Umgange mit aufgeklärten Leuten und gute Bücher nicht bloß gelesen, sondern auch empfunden — Aber ich sehe nach der Uhr, es ist Zeit, daß ich wieder von Dir scheide. Ich muß wieder zu Clausius, so gern ich auch bei Dir bliebe. Wann werde ich mich nie von Dir trennen dürfen?

d. 22. Januar.

Ich komme nun zu Deinem andern Briefe.

Schmerzhaft ist es mir, wenn Du mir sagst, daß ich selbst an der Vernachläßigung Deines eignen Äußern Schuld bin — — So freilich, wie Du diesen Gegenstand betrachtest, kannst Du Recht haben. Du verstehst unter dem Äußern nur Deine Kleidung, und daß diese nicht mehr so gewählt und preciös ist und nicht mehr so viel Geld und was noch schlimmer ist so viel Zeit kostet, daran mag ich freilich Schuld sein und es reut mich nicht. Ich bin immer in Wohnzimmern lieber als in den sogenannten Putzstuben, wo ich mich eng und gepreßt fühle, weil ich kaum auftreten und nichts anrühren darf. Fast auf eine ähnliche Art unterscheide ich die bloß angezognen, und die geschmückten Mädchen. Dieser künstliche Bau von Seide und Gold und Edelsteinen, die Sorge, die daraus hervorleuchtet, die vergangne für seine Aufführung, die gegenwärtige für seine Erhaltung, die hervorstechende

Absicht, Augen auf sich zu ziehn, und in Ermangelung eignen Glanzes durch etwas zu glänzen, das ganz fremdartig ist und gar keinen innern Werth hat, das Alles führt die Seele auf einen Ideengang, der unmöglich den Mädchen günstig sein kann. Daher schaden sie sich meistens selbst durch den Staat — daß Du aber diesen abgelegt hast, das habe ich nie an Dir getadelt. Ich habe Dich nie ordnungs= und geschmacklos angezogen gefunden, und das würde ich Dir gewiß haben merken lassen; denn eine einfache und gefällige Unterstützung ihrer natürlichen Reize ist den Mädchen mehr als bloß erlaubt und die gänzliche Vernachläßigung desselben ist gewiß tadelnswürdig. Aber, liebes Mädchen, an Deiner Kleidung habe ich ja nie etwas ausgesetzt, und wenn ich einmal stillschweigend Dich fühlen ließ, daß mir an Deinem Äußern etwas zu wünschen übrig blieb, so verstand ich darunter etwas ganz anderes. — — Doch dieses ist gar kein Gegenstand für die Sprache, noch weit weniger für die Belehrung. Dieses Äußere kann nicht zugeschnitten werden, wie ein Kleid, es gründet sich in der Seele, von ihr muß es ausgehen, und sie muß es der Haltung, der Bewegung mittheilen, weil es sonst bloß theatralisch ist.

Wenn Du mich nicht verstehen solltest, so halte darum diese unverständliche Sprache nicht für Geschwätz. Fahre nur fort Dich auszubilden, und wenn sich einst auch Dein Sinn für das Schöne erhöht und verfeinert hat, so lies dies einmal wieder. Dann wirst Du es verstehn.

Deine Übereilung in der Theegesellschaft bei Tante Massow darf ich nicht mehr richten; Du hast Dich schon selbst gerichtet. Fahre fort so aufmerksam auf Dich selbst zu sein, und wenn auch jetzt zuweilen Blicke in Dein Inneres Dich schmerzen, künftig werden sie Dich entzücken. — Keine Tugend ist weiblicher, als Duldsamkeit bei den Fehlern Andrer. Darüber will ich Dir künftig etwas schreiben. Erinnere mich daran. Adieu. Ich danke für das Geld, bald empfängst Du es wieder. H. K.

## 32. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 31. Januar, 1801.

Liebe Wilhelmine, nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb gewesen wäre, als die andern, nicht dieses, sage ich, war der Grund, daß ich Dir diesmal etwas später antworte, als auf Deine andern Briefe — Denn das habe ich mir zum Gesetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine schönere Seite von Dir zeigt, und mir darum inniger an das Herz greift, gleich und ohne Aufschub zu beantworten. Aber diesmal war es mir doch ganz unmöglich. Leopold ist hier, Huth hat mich in sein Interesse gezogen und mich aus meiner Einsamkeit ein wenig in die gelehrte Welt von Berlin eingeführt, — worin es mir aber, im Vorbeigehn gesagt, so wenig gefällt, als in der ungelehrten. Allein Du selbst kannst daraus schließen, wie karg ich mit der Zeit sein mußte, um nothwendige Arbeiten nicht ganz zu versäumen. Gern mögte ich für Geld Stunden kaufen,

wenn dies möglich wäre, und Manchem würde damit gedient sein, der daran einen Überfluß hat und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Die wenigen Stunden, die mir nach so vielen Zerstreuungen übrig blieben, mußte ich ganz meinem Zwecke widmen — heute endlich hat mir der Himmel einen freien Abend geschenkt und Dir soll er gewidmet sein. — Aber ich hebe das Gesetz nicht auf, und künftig beantworte ich jeden Brief von Dir, wenn er so ist wie der letzte, sogleich — Du mußt dann nur zuweilen mit Wenigem zufrieden sein.

Besonders der Blick, den Du mir diesmal in Dein Herz voll Liebe hast werfen lassen, hat mir unaussprechliche Freude gewährt — obschon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war. Wenn Du mich nicht liebtest, so müßtest Du verachtungswürdig sein und ich, wenn ich es von Dir nicht glaubte. Ich habe Dir schon einmal gesagt, warum? — Also dieses ist ein für allemal abgethan. Wir lieben uns, hoffe ich, herzlich und innig genug, um es uns nicht mehr sagen zu dürfen, und die Geschichte unsrer Liebe macht alle Versicherungen durch Worte unnöthig.

Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll ist — Er hat mich verlassen, er ist nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das seiner wartet — — und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, den einzigen, den ich recht wahrhaft ehrte und

liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem Andern kann ich dies letzte sagen, Niemand versteht mich ganz, Niemand kann mich ganz verstehen, als er und Du — ja selbst Du vielleicht, liebe Wilhelmine, wirst mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte, als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst, als er.

Ich habe Dir schon oft versprochen, Dir etwas von diesem herrlichen Menschen mitzutheilen, der gewiß von den Wenigen, die die Würde ihrer Gattung behaupten, Einer ist, und nicht der schlechteste unter diesen Wenigen. — Eigentlich weiß ich jetzt gar nichts von ihm zu reden, als bloß sein Lob, und ob ich schon gleich mich entsinne, zuweilen auch an diesem den Charakter der Menschheit, nämlich nicht ganz vollkommen zu sein, entdeckt zu haben, so ist doch jetzt mein Gedächtniß für seine Fehler ganz ausgestorben und ich habe nur eines für seine Tugenden. Ich füge dieses hinzu, damit Du etwa nicht glaubst, daß mein Lob aus einer verblendeten Seele entsprang. Wahr ist es, daß die Menschen uns, wie die Sterne, bei ihrem Verschwinden höher erscheinen, als sie wirklich stehen; aber dieser ist in dem ganzen Zeitraume unsrer vertrauten Bekanntschaft nie von der Stufe herabgestiegen, auf welcher ich ihn Dir jetzt zeigen werde. Ich habe ihn anhaltend beobachtet und in den verschiedensten Lagen geprüft und mir das Bild dieses Menschen mit meiner ganzen Seele angeeignet, als ob

es eine Erscheinung wäre, die man nur einmal, und nicht wieder sieht.

Ja wenn Du unter den Mädchen wärest, was dieser unter den Männern — — Zwar dann müßte ich freilich auch erschrecken. Denn müßte ich dann nicht auch sein, wie er, um von Dir geliebt zu werden?

Ich sage Dir nichts von seiner Gestalt, die nicht schön war, aber sehr edel. Er ist groß, nicht sehr stark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanftmuth im Gesicht, und eben so im Betragen.

Eben so wenig kann ich Dir von seiner Geschichte sagen. Er hatte eine sehr gebildete und zärtlich liebende Mutter, seine Erziehung war ein wenig poetisch, und ganz dahin abzweckend, sein Herz weich und für alle Eindrücke des Schönen und Guten schnell empfänglich zu machen. Er studierte in Göttingen, lernte in Frankfurt am Main die Liebe kennen, die ihn nicht glücklich machte, gieng dann in dänische Militairdienste, wo es sein freier Geist nicht lange aushielt, nahm dann den Abschied, konnte sich nicht wieder entschließen, ein Amt zu nehmen, gieng, um doch Etwas Gutes zu stiften, mit einem jungen Manne zum zweitenmale auf die Universität, der sich dort unter seiner Anleitung bildete, dessen Eltern interessirten sich für ihn am mecklenburgschen Hofe, der ihm nun jetzt ein Amt anträgt, das er freilich annehmen muß, weil es sein Schicksal so will.

Auch von seinen Tugenden kann ich Dir nur Weniges im Allgemeinen sagen, weil sonst dieser Bogen nicht hinreichen würde. Er war durchaus immer edel, nicht bloß der äußern Handlung nach, auch dem innersten

Bewegungsgrunde nach. Ein tiefes Gefühl für Recht war immer in ihm herrschend, und wenn er es geltend machte, so zeigte er sich zu gleicher Zeit immer so stark und doch so sanft. Sanftheit war überhaupt die Basis seines ganzen Wesens. Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbefleckten Sittlichkeit und ein Mädchen könnte nicht reiner, nicht unbefleckter sein, als er. Frei war seine Seele und ohne Vorurtheil, voll Güte und Menschenliebe, und nie stand ein Mensch so unscheinbar unter den andern, über die er doch so unendlich erhaben war. Ein einziger Zug konnte ihn schnell für einen Menschen gewinnen; denn so wie es sein Bedürfniß war, Liebe zu finden, so war es auch sein Bedürfniß, Liebe zu geben. Nur zuweilen gegen Gelehrte war er hart, nicht seine Handlung, sondern sein Wort, indem er sie meistens Vielwisser nannte. Sein Grundsatz war: Handeln ist besser als Wissen. Daher sprach er selbst zuweilen verächtlich von der Wissenschaft, und nach seiner Rede zu urtheilen so schien es, als wäre er immer vor Allem geflohen, was ihr ähnlich sieht — — aber er meinte eigentlich bloß die Vielwisserei, und wenn er, statt dieser, wegwerfend von den Wissenschaften sprach, so bemerkte ich mitten in seiner Rede, daß er in keiner einzigen ganz fremd und in sehr vielen ganz zu Hause war. Von den meisten hatte er die Hauptzüge aufgefaßt und von den andern wenigstens doch diejenigen Züge, die in sein Ganzes paßten — denn dahin, nämlich Alles in sich immer in Einheit zu bringen und zu erhalten, dahin gieng sein unaufhörliches Bestreben. Daher stand sein Geist auf einer hohen Stufe von Bildung,

ob gleich nur eigentlich, wie er sagte, die Ausbildung seines Herzens sein Geschäfft war. Denn zwischen diesen beiden Partheien in dem menschlichen Wesen, machte er einen scharfen, schneidenden Unterschied. Immer nannte er den Verstand kalt, und nur das Herz wirkend und schaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen, und hingegen ein eben so unerschütterliches Vertrauen zu diesem gefaßt. Immer seiner ersten Regung gab er sich ganz hin, das nannte er seinen Gefühlsblick, und ich selbst habe nie gefunden, daß dieser ihn getäuscht habe. Er sprach immer wegwerfend von dem Verstande, obgleich er in einer solchen Rede selbst zeigte, daß er mehr habe, als Andere, die damit prahlen. Übrigens war das Sprechen über seinen innern Zustand eben nicht, wie es scheinen mögte, sein Bedürfniß, selten theilte er sich Einzelnen mit, Vielen nie. In Gesellschaften war er meist still und leidend, wie überhaupt in dem ganzen Leben, und dennoch war er in Gesellschaft immer gern gesehen. Ja ich habe nie einen Menschen gesehen, der so viel Liebe fand bei allen Wesen — und oft habe ich mich sinnend in Gedanken vertieft, wenn ich sah, daß sogar Deines Bruders Spitz, der gegen seinen Herrn und gegen mich nie recht zärtlich war, dagegen unbeschreiblich freudig um dieses Menschen Knie sprang, sobald er in die Stube trat. Aber er war von einem ganz liebenden, kindlichen Wesen, ein natürlicher Freund aller Geschöpfe — liebe Wilhelmine, es ist keine Sprache vorhanden, um das Bild dieses Menschen recht treu zu mahlen —

Ich will daher von seinem Wesen nur noch das ganz

charakteristische herausheben — das war seine Uneigennützigkeit. — Liebe Wilhelmine! Bist Du wohl schon recht aufmerksam gewesen auf Dich und auf andere? Weißt Du wohl, was es heißt, ganz uneigennützig sein? Und weißt Du auch wohl, was es heißt, es immer, und aus der innersten Seele und mit Freudigkeit es zu sein? — Ach, es ist schwer — Wenn Du das nicht recht innig fühlst, so widme einmal einen einzigen Tag dem Geschäft, es an Dir und an Andern zu untersuchen. Sei einmal recht aufmerksam auf Dich und auf die Dich umgebenden Menschen, — Du wirst Dich und sie oft, o sehr oft, wenn auch nur in Kleinigkeiten, in Lagen sehen, wo das eigne Interesse mit fremdem streitet — dann prüfe einmal das Betragen, aber besonders den Grund, und oft wirst Du vor Andern oder vor Dir selbst erröthen müssen — Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit, zu Deinem Glücke versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich selbst, in seiner ganzen armseeligen Blöße, und der farbige Nebel verschwindet, und alle die gefällig geworfnen Schleier sinken und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit — O glücklich bist Du, wenn Du das nicht verstehst. Aber glaube mir, es ist sehr schwer immer ganz uneigennützig zu sein.

Und diese schwerste von allen Tugenden, o nie hat ihr Heiligenschein diesen Menschen verlassen, so lange ich ihn kannte auch nicht auf einen Augenblick. Immer

von seiner liebenden Seele geführt, wählte er in jedem streitenden Falle nie sein eignes, immer das fremde Interesse; und das that er nicht nur in wichtigen Lagen, nicht nur in solchen Lagen, wo die Augen der Menschen auf ihn gerichtet waren, (denn da zeigt sich freilich mancher durch eine Anstrengung uneigennützig, der es ohne diese Anstrengung nicht wäre) — auch in den unscheinbarsten, unbemerktesten Fällen (und das ist bei Weitem mehr) zeigte sich seine Seele immer von derselben unbefleckten Uneigennützigkeit, selbst in solchen Augenblicken, wo wir im gemeinen Leben gern einen kleinen Eigennutz verzeihen, und das immer ganz im Stillen, ganz anspruchlos, ohne die mindeste Rechnung auf Dank, ja selbst dann, wenn es ohne meine, durch das Entzücken über diese nie erblickte Erscheinung, immer rege Aufmerksamkeit, gar nicht empfunden und verstanden worden wäre.

Ich kann Dir zu dem Allen Beispiele geben. — Als ich ihm in Pasewalk meine Lage eröffnete, besann er sich nicht einen Augenblick, mir nach Wien zu folgen. Er sollte schon damals ein Amt nehmen, er hieng innig an seiner Schwester und sie noch inniger an ihm. Ja es ist eine traurige Gewißheit, daß diese plötzliche, geheimnißvolle Abreise ihres Bruders, und das Gefühl, nun von ihrem einzigen Freunde verlassen zu sein, einzig und allein das arme Weib bewogen hat, einen Gatten sich zu wählen, mit dem sie jetzt doch nicht recht glücklich ist — So theuer, Wilhelmine, ward unser Glück erkauft. Werden wir nicht auch etwas thun müssen, es zu verdienen?

Doch ich kehre zurück. Er — ich brauche ihn doch nicht mehr zu nennen? Er vergaß sein ganzes eignes Interesse, und folgte mir. Um mir den Verdacht zu ersparen, als sei ich der eigentliche Zweck der Reise, und als hätte ich ihn nur bewegt mir zu folgen, welches meiner Absicht schaden konnte, gab er bei seiner Familie der ganzen Reise den Anstrich, als geschehe sie nur um seinetwillen. Er selbst hat nur ein kleines Capital, von mir wollte er sich die Kosten der Reise nicht vergüten lassen, er opferte 600 Rth. von seinem eignen Vermögen, mir zu folgen, und uns beide glücklich zu machen — Du liebst ihn doch auch?

Aber das ist doch noch nicht die Uneigennützigkeit, die ich meine. Es ist wahr, daß ich ihr die ganze glückliche Wendung meines Schicksaals verdanke, aber doch ist das nicht die Uneigennützigkeit, die mich entzückt. Das Alles, fühle ich, würde ich für ihn auch gethan haben — — aber er hat noch weit mehr gethan, o weit mehr! Es ist ganz unscheinbar, und Du wirst vielleicht darüber lächeln, wenn Du es nicht verstehst — aber mich hat es entzückt. Höre.

Wenn wir beide in den Postwagen stiegen, so nahm er sich immer den Platz, der am Wenigsten bequem war. — Von dem Stroh, das zuweilen in den Fußboden lag, nahm er sich nie etwas, wenn es nicht hinreichte, die Füße beider zu erwärmen. — Wenn ich in der Nacht zuweilen schlafend an seine Brust sank, so hielt er mich, ohne selbst zu schlafen — Wenn wir in ein Nachtquartier kamen, so wählte er für sich immer das schlechteste Bett. — Wenn wir zusammen Früchte

aßen, blieben immer die schönsten, saftvollsten für mich übrig. — Wenn man uns in Würzburg Bücher aus der Lesegesellschaft brachte, so laß er nie in dem zuerst, das mir das liebste war — Als man uns zum erstenmale die französischen und deutschen Zeitungen brachte, hatte ich, ohne Absicht, zuerst die französischen ergriffen. So oft die Zeitungen nun wieder kamen gab er mir immer die französischen. Ich merkte das, und nahm mir einmal die deutschen. Seitdem gab er mir immer die deutschen. — Um die Zeit, in welcher mein Arzt mich besuchte, gieng er immer spatzieren. Ich hatte ihm nie etwas gesagt, aber es mogte schlechtes oder gutes Wetter sein, er verließ das Zimmer und gieng spatzieren. — Nie kam er in meine Kammer, auch darum hatte ich ihn nicht gebeten, aber er errieth es, und nie ließ er sich darin sehen. — Ich brannte während der Nacht Licht in meiner Kammer, und der Schein fiel durch die geöffnete Thür grade auf sein Bett. Nachher habe ich gelegentlich erfahren, daß er viele Nächte deswegen gar nicht geschlafen habe; aber nie hat er es mir gesagt. O noch einen Zug werde ich Dir einst erzählen, aber jetzt nicht — noch ein Opfer, das ihn nöthigte jede Nacht mit dem bloßen übergeworfnen Mantel über den kalten Flur zu gehen, und von dem ich auch nicht das Mindeste erfuhr, bis spät nachher —

Aber Du lächelst wohl über diese Kleinigkeiten. —? O Wilhelmine, wie schlecht verstehst Du Dich dann auf die Menschen! Große Opfer sind Kleinigkeiten, die kleinen sind es, die schwer sind; und es war leichter,

mir nach Wien zu folgen, leichter mir 600 Rth. zu opfern, als mit nie ermüdendem Wohlwollen und mit immer stiller und anspruchloser Beeiferung meinen Vortheil mit dem seinigen zu erkaufen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Lagen sich nie, auch nicht auf einen Augenblick, anders zu zeigen, als ganz uneigennützig.

Du glaubst doch wohl nicht von mir, daß ich nur darum dieser Uneigennützigkeit so lebhaft das Wort rede, weil sie grade meinem Vortheil schmeichelte —? O pfui. Ich gebe Dir darauf kein Wort zur Antwort.

O wenn Du ahnden könntest, warum ich grade Dir das Alles schrieb! — Denke einmal an alle die Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt — denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder seinen eignen Vortheil, gegen den Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige, herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre — O Du ahndest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst — nicht, als ob ich Dich für eigennützig hielte, o behüte, so wenig als mich selbst. Aber in mir selbst finde ich doch nicht ein so reines, so hohes Wohlwollen für den Andern, keine solche innige, unausgesetzte Beeiferung für seinen Vortheil, keine so gänzliche Vergessenheit meines eignen — und das ist jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen strebe. O mögte es auch das Deinige werden — ja, Wilhelmine, sagte ich nicht, daß unser Glück theuer erkauft ward? Jetzt können wir es ver-

dienen. Laß uns dem Beispiel jenes vortrefflichsten der Menschen folgen — mein heiligster Wille ist es. Immer und in allen Fällen will ich meines eignen Vortheils ganz vergessen, wie er, und nicht bloß gegen Dich, auch gegen Andere und wären es auch ganz Fremde ganz uneigennützig sein, wie er. O mache diesen herrlichen Vorsatz auch zu dem Deinen. Verachte nun immer Deinen eignen Vortheil, er sei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schwestern, gegen Freunde, gegen Bekannte, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle. Was ist der Genuß eines Vortheils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers! Auch in dem geringfügigsten Falle erfülle diese schöne Pflicht, ja geize sogar begierig auf Gelegenheit, wo Du sie erfüllen kannst. Rechne aber dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn Dein stilles bescheidnes Opfer gar nicht verstanden würde, ja selbst dann wenn Du vorher wüßtest, daß es von Keinem verstanden werden würde, so bringe es dennoch — Du selbst verstehst es, und Dein Selbstgefühl möge Dich belohnen. Verlange aber nie ein Gleiches von dem Andern, o niemals. Denn wahre Uneigennützigkeit zeigt sich in dem Talent, sich durch den Eigennutz Andrer nie gekränkt zu fühlen, eben so gut, ja selbst noch besser, als in dem Talent ihm immer zuvor zu kommen. Daher klage den Andern nie um dieser Untugend an. Wenn er Dein freiwilliges Opfer nicht versteht, so schweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von Dir verlangt, vorausgesetzt daß es nur möglich ist, so thue es, und er mag es Dir danken,

oder nicht, schweige wieder und zürne nicht. — O Wilhelmine! Giebt es etwas, das Dich mit so hohen Erwartungen in Deine neue Epoche einführen kann, als diese herrlichen Vorsätze? Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe. Auch Du sollst besser mit mir zufrieden sein. Adieu. Dein Geliebter H. K.

## 33. An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 5. Febr. 1801.

Mein liebes theures Ulrikchen, ich hatte, als ich Schönfeld im Schauspielhause sah, in dem ersten Augenblicke eine unbeschreiblich frohe Hoffnung, daß auch Du in der Nähe sein würdest — und noch jetzt weiß ich nicht recht, warum Du diese gute Gelegenheit, nach Berlin zu kommen, so ungenutzt gelassen hast. Recht herzlich würde ich mich darüber gefreut haben, und ob ich gleich weiß, daß Du daran nicht zweifelst, so schreibe ich es doch auf, weil ich mich noch weit mehr darüber gefreut haben würde, als Du glaubst. Denn hier in der ganzen volkreichen Königsstadt ist auch nicht ein Mensch, der mir etwas Ähnliches von dem sein könnte, was Du mir bist. Nie denke ich anders an Dich, als mit Stolz und Freude, denn Du bist die Einzige, oder überhaupt der Einzige Mensch, von dem ich sagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Interesse, ganz ohne eigne Absichten, kurz, daß er nur mich selbst liebt. Recht schmerzhaft ist es mir, daß ich nicht ein Gleiches von mir sagen kann, obgleich

Du es gewiß weit mehr verdienst, als ich; denn Du hast zu viel für mich gethan, als daß meine Freundschaft, in welche sich schon die Dankbarkeit mischt, ganz rein sein könnte. Jetzt wieder bietest Du mir durch Schönfeld Deine Hülfe an, und mein unseeliges Verhältniß will, daß ich nie geben kann und immer annehmen muß. Kann Wackerbarth mir 200 Rth. geben, so denke ich damit und mit meiner Zulage den äußerst theuren Aufenthalt in Berlin (der mir eigentlich durch die vielen Besuche aus Potsdam theuer wird) bestreiten zu können. Besorge dies, und fürchte nicht, daß ich, wenn ich dankbarer sein muß, Dich weniger aus dem Innersten meiner Seele lieben und ehren werde. —

Ich habe lange mit mir selbst gekämpft, ob ich Schönfelds Vorschlag, ihm nach Werben zu folgen, annehmen sollte, oder nicht. Allein ich mußte mich für das letztere bestimmen, aus Gründen, die ich Dir kürzlich wohl angeben kann. Ich wünsche nämlich von ganzem Herzen diesen für mich traurigen Ort so bald als möglich wieder zu verlassen. So bald ich nach meinem Plan das Studium einiger Wissenschaften hier vollendet habe, so kehre ich ihm den Rücken. Daher wollte ich diesen ersehnten Zeitpunct nicht gern durch eine Reise weiter herausschieben, als er schon liegt, und daher versagte ich mir das Vergnügen Dich zu sehn — Ach, wie gern hätte ich Dich gesehen in dem stillen Werben, wie vieles hätte ich Dir mittheilen, wie Manches von Dir lernen können — Ach, Du weißt nicht, wie es in meinem Innersten aussieht.

Aber es interessirt Dich doch —? O gewiß! Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht mahlen und was sie uns giebt sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht Alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden. Indessen: auf diese Gefahr will ich es bei Dir wagen und Dir so gut ich kann, in zerrissenen Gedanken mittheilen, was Interesse für Dich haben könnte.

Noch immer habe ich mich nicht für ein Amt entscheiden können und Du kennst die Gründe. Es giebt Gründe für das Gegentheil, und auch diese brauche ich Dir nicht zu sagen. Gern will ich immer thun, was recht ist, aber was soll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieser innere Zustand der Ungewißheit war mir unerträglich und ich grif um mich zu entscheiden zu jenem Mittel, durch welches jener Römer in dem Zelte Porsenna's diesen König, als er über die Friedensbedingungen zauderte, zur Entscheidung zwang. Er zog nämlich mit Kreide einen Kreis um sich und den König und erklärte, keiner von ihnen würde den Kreis überschreiten, ehe der Krieg oder der

Friede entschieden wäre. Fast eben so machte ich es auch. Ich beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis ich über einen Lebensplan entschieden wäre; aber 8 Tage vergiengen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentschlossen wieder verlassen. — Ach Du weißt nicht, Ulrike, wie mein Innerstes oft erschüttert ist — — Du verstehst dies doch nicht falsch? Ach, es giebt kein Mittel, sich Andern ganz verständlich zu machen und der Mensch hat von Natur keinen andren Vertrauten, als sich selbst.

Indessen sehe ich doch immer von Tage zu Tage mehr ein, daß ich ganz unfähig bin, ein Amt zu führen. Ich habe mich durchaus daran gewöhnt, eignen Zwecken zu folgen, und dagegen von der Befolgung fremder Zwecke ganz und gar entwöhnt. Letzthin hatte ich eine äußerst widerliche Empfindung. Ich war nämlich in einer Session, denen ich immer noch beiwohne, weil ich nicht recht weiß, wie ich mich davon loßmachen soll, ohne zu beleidigen. Da wird unter andern Berichten, auch immer im Kurzen Nachricht ertheilt von dem Inhalt gewisser Journale über Chemie, Mechanik usw. Eines der Mitglieder schlug einen großen Folianten auf, der der 5. Theil eines neu herausgekommenen französischen Werkes über Mechanik war. Er sagte in allgemeinen Ausdrücken, er habe das Buch freilich nur flüchtig durchblättern können, allein es scheine ihm, als ob es wohl allerdings manches enthalten könnte, was die Deputation und ihren Zweck interessirt. Darauf fragte ihn der Präsident, ob er glaubte, daß es nützlich wäre, wenn es von

einem Mitgliede ganz durchstudirt würde; und als er dies bejahend beantwortete, so wandte sich der Präsident schnell zu mir und sagte: nun Herr v. K. das ist etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu sich, lesen Sie es durch und statten Sie der Deputation darüber Bericht ab. — Was in diesem Augenblicke Alles in meiner Seele vorgieng kann ich Dir wieder nicht beschreiben. Ein solches Buch kostet wenigstens 1 Jahr Studium, ist neu, folglich sein Werth noch gar nicht entschieden, würde meinen ganzen Studienplan stören usw. usw. Ich hatte aber zum erstenmal in 2 Jahren wieder einen Obern vor mir und wußte in der Verlegenheit nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu nicken. Das ärgerte mich aber nachher doppelt, ich erinnerte mich mit Freuden, daß ich noch frei war, und beschloß das Buch ungelesen zu lassen, es folge daraus, was da wolle. — Ich muß fürchten, daß auch dieses mißverstanden wird, weil ich wieder nicht Alles sagen konnte.

In Gesellschaften komme ich selten. Die jüdischen würden mir die liebsten sein, wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung thäten. An dem Juden Cohen habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht, nicht so wohl seinetwillen, als wegen seines prächtigen Cabinets von physikalischen Instrumenten, das er mir zu benutzen erlaubt hat. Zuweilen bin ich bei Clausius, wo die Gäste meistens interessanter sind, als die Wirthe. Einmal habe ich getanzt und war vergnügt, weil ich zerstreut war. Huth ist hier und hat mich in die gelehrte Welt eingeführt, worin ich mich aber so wenig

wohl befinde, als in der ungelehrten. Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt seines sei das Beßte, und um den Baum bekümmern sie sich nicht.

Ach, liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigne Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußern Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Indessen wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es — Ach, es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund — sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt und mich selbst in seiner ganzen armseeligen Blöße

und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit — —
Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie so verstecken, daß sie nicht auffällt — o wie schmerzhaft ist es, in dem Äußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wohl mögte, nie frei handeln kann, und selbst das Große versäumen muß, weil man vorausempfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhangt und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant uns durch die matteste persifflage vernichten kann. — Das Alles verstehst Du vielleicht nicht, liebe Ulrike, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung und der Andere müßte das Alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehen.

Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt — — Ich meine, die Liebe zu den Wissenschaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verständlich machen? — Liebe Ulrike, es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein schweres Spiel sei; und warum ist es schwer? Weil man beständig und immer von Neuem eine Karte ziehen soll und doch nicht weiß, was Trumpf ist; ich meine darum, weil man beständig und immer von Neuem handeln soll und doch nicht weiß, was recht ist. Wissen kann unmöglich das Höchste sein —

handeln ist besser als wissen. Aber ein Talent bildet sich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt. Zwei ganz verschiedne Ziele sind es, zu denen zwei ganz verschiedne Wege führen. Kann man sie beide nicht vereinigen, welches soll man wählen? Das höchste, oder das, wozu uns unsre Natur treibt? — Aber auch selbst dann, wenn bloß Wahrheit mein Ziel wäre, — ach, es ist so traurig, weiter nichts, als gelehrt zu sein. Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des Wissens auszuwählen und diesen zu bearbeiten — Ja freilich, das ist der Weg zum Ruhme, aber ist dieser mein Ziel? Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und Alles Andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt.

Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner. — — Göthe sagt, wo eine Entscheidung soll geschehen, da muß vieles zusammentreffen. — Aber ist es nicht eine Unart nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben? — Und doch, wer wendet sein Herz nicht gern der Zukunft zu, wie die Blumen ihre Kelche der

Sonne? — Lerne Du nur fleißig aus dem Gaspari, und vergiß nicht die Laute. Wer weiß ob wir es nicht früh oder spät brauchen. Gute Nacht, es ist spät. Grüße Deine liebe Wirthinn und alle Bekannte.

H. K.

N. S. So eben erfahre ich, daß Minette und Gustel mit der Moltken und Emilien nach Berlin kommen. Heute werden sie ankommen und bei der Schlichting wohnen.

## 34. An Ulrike v. Kleist

[Frankfurt a. d. Oder, März 1801.]

Mein liebes Ulrikchen, ich bin auf 8 Tage in Frankfurt, aber nicht so vergnügt, als wenn Du hier wärest. Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. In meinem Kopfe sieht es aus, wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose 1000 Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebens-Geschick unwiederruflich entscheidet. Mehr als einmal bin ich nahe gewesen mich endlich geduldig in ein Amt zu fügen, bei dem doch viele Männer, wie sie es sagen, froh sind; und am Ende könnte man sich selbst mit dem Apollo trösten, der auch verdammt ward, Knechtdienste auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres, höheres Ziel, und noch

kann ich es nicht (wie viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir selbst zu erröthen. Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem andern ganz erklären kann. — Schreibe Du mir doch ein Paar Worte nach Berlin. Adieu. Grüße Schönfeld und Frau, Onkel und Tante Pannwitzens usw.

N. S. Kannst Du mir nicht Nachricht geben, wo sich wohl jetzt meine Culturgeschichte befindet?

## 35. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 22. März, 1801.

Liebe Herzens-Wilhelmine, diese Stunde ist seit unsrer Trennung eine von den wenigen, die ich vergnügt nennen kann — ja vielleicht die erste — Nach vielen unruhigen Tagen kam ich heute von einer Fußreise aus Potsdam zurück. Als ich zu Carln in das Zimmer trat, fragte ich nach Briefen von Dir, und als er mir den Deinigen gab, brach ich ihn nicht ganz ohne Besorgniß auf, indem ich fürchtete, er mögte voll Klagen und Scheltwörter über mein langes Stillschweigen sein. Aber Du hast mir einen Brief geschrieben, den ich in aller Hinsicht fast den liebsten nennen mögte — Es war mir fast als müßte ich stolz darauf sein; denn, sagte ich zu mir selbst, wenn W. Gefühl sich so verfeinert, ihr Verstand sich so berichtigt, ihre Sprache sich so veredelt hat, wer ist daran — — wem hat sie es zu — — — Kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief, sobald ich

ihn gelesen hatte, Carln zu überreichen, welches ich noch nie gethan habe — Ich küsse die Hand die ihn schrieb, und das Herz, das ihn dictirte. Fahre so fort nach dem Preise zu ringen, mein Bestreben soll es sein, ihn so beneidenswürdig zu machen, als möglich. Du sollst einst einen Mann an Deine Brust drücken, den edle Menschen ehren, und wenn jemals in Deinem Herzen sich eine Sehnsucht nach etwas regt, was ich Dir nicht leiste, so ist mein Ziel verfehlt, so wie das Deinige, wenn Du nicht immer dieses Bestreben wach in mir erhältst. Ja, Wilhelmine, meine Liebe ist ganz in Deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir sein, wenn ich Dir jemals aus bloßer Pflicht treu sein müßte. Gern mögte ich meine Treue immer nur der Neigung verdanken. Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtsinnig, nicht jede Schürze reizt mich und ich verachte den Reichthum; wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir selbst, nicht mir, würdest Du die Schuld zuzuschreiben haben. Denn so wie meine Liebe Dein Werk, nicht das meinige war, so ist auch die Erhaltung derselben nur Dein Werk, nicht das meinige. Meine Sorge ist nichts als Deine Gegenliebe, für meine eigne Neigung zu Dir kann ich nichts thun, gar nichts, Du aber Alles. Dich zu lieben wenn ich Dich nicht liebenswürdig fände, das wäre mir das Unmögliche. Die Hand könnte ich Dir geben, und so mein Wort erfüllen, aber das Herz nicht — denn Du weißt, daß es das seltsame Eigenthum ist, welches man sich nur rauben lassen darf, wenn es Zinsen tragen soll. Also sorge nie, daß ich gleichgültig

gegen Dich werden mögte, sorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machst. Sei ruhig, so lange Du in Deinem Innersten fühlst, daß Du meiner Liebe werth bist, und wenn Du an jedem Abend nach einem heiter verflossenen Tage in Deinem Tagebuche die Summe Deiner Handlungen ziehest, und nach dem Abzuge ein Rest bleibt für die guten, und ein stilles, süßes, mächtig-schwellendes Gefühl Dir sagt, daß Du eine Stufe höher getreten bist als gestern, so — — so lege Dich ruhig auf Dein Lager, und denke mit Zuversicht an mich, der vielleicht in demselben Augenblicke mit derselben Zuversicht an Dich denkt, und hoffe — nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt — auf bessere Augenblicke, als die schönsten in der Vergangenheit — — auf bessere noch? — Ich sehe das Bild, und die Nadeln, und Vossens Luise und die Gartenlaube und die mondhellen Nächte, — und doch — — Still! — „Wer rief?" — Mir wars, als drücktest Du mir den Mund mit Küssen zu.

Ich wollte nun auf Deinen Brief, Punct vor Punct, antworten, und laß ihn darum zum zweitenmale durch (immer noch mit derselben Freude) — Aber du hast diesmal in jede Zeile ein besonderes Interesse gelegt, und jede verdiente einen eignen Bogen zur Antwort. Ich kann aber nur einen Gedanken herausheben, den, der mir der liebste ist. Über die andern muß ich kurz weg eilen.

Fahre fort, dem schönen Beispiel zu folgen, das Dir die Blume an Deinem Fenster giebt. So oft Du auf ein diner, oder souper oder Ball gehest, kehre sie um,

und wenn sie bei Deiner Rückkehr doch wieder den Kelch der Sonne entgegenneigt, so laß Dich nicht von ihr beschämen, und thue ein Gleiches.

Ich wünsche Dir aus meinem Herzen Glück zu Deinem weiblichen Brokes. Nicht leicht würde ich in diese Vergleichung einstimmen aber diese muß ich doch billigen. Mir selbst hat das Mädchen sehr gefallen. Du hast mir ein Paar unbeschreiblich rührende Züge von ihr aufgezeichnet, und wenn gleich das Wesen, dem sie eigen sind, sehr viel werth ist, so ist doch auch das Wesen, das sie verstand, etwas werth. Denn immer ist es ein Zeichen der eignen Vortrefflichkeit, wenn die Seele auch aus den unscheinbarsten Zügen Andrer das Schöne herauszufinden weiß.

Es hätte sich nicht leicht ein Umstand ereignen können, der im Stande wäre, Dich so schnell auf eine höhere Stufe zu führen, als Deine Neigung für Rousseau. Ich finde in Deinem ganzen Briefe schon etwas von seinem Geiste — das zweite Geschenk, das ich Dir, von heute an gerechnet, machen werde, wird das Geschenk von Rousseaus sämmtlichen Werken sein. Ich werde Dir dann auch die Ordnung seiner Lesung bezeichnen — für jetzt laß Dich nicht stören, den Emil ganz zu beendigen. —

Ich komme jetzt zu dem Gedanken aus Deinem Briefe, der mir in meiner Stimmung der theuerste sein mußte, und der meiner verwundeten Seele fast so wohl that, wie Balsam einer körperlichen Wunde.

Du schreibst: „Wie sieht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viele Freude machen, wenn Du mir

etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, und ich mögte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen."

Liebe Wilhelmine, ich erkenne an diesen fünf Zeilen mehr als an irgend etwas, daß Du wahrhaft meine Freundinn bist. Nur unsre äußern Schicksale interessiren die Menschen, die innern nur den Freund. Unsere äußere Lage kann ganz ruhig sein, indessen unser Innerstes ganz bewegt ist — Ach, ich kann Dir nicht beschreiben, wie wohl es mir thut, einmal jemandem, der mich versteht, mein Innerstes zu öffnen. Eine ängstliche Bangigkeit ergreift mich immer, wenn ich unter Menschen bin, die alle von dem Grundsatze ausgehen, daß man ein Narr sei, wenn man ohne Vermögen jedes Amt ausschlägt. Du wirst nicht so hart über mich urtheilen, — nicht wahr?

Ja, allerdings dreht sich mein Wesen jetzt um einen Hauptgedanken, der mein Innerstes ergriffen hat, er hat eine tiefe erschütternde Wirkung auf mich hervorgebracht — Ich weiß nur nicht, wie ich das, was seit 3 Wochen durch meine Seele flog, auf diesem Blatte zusammenpressen soll. Aber Du sagst ja, Du kannst mich fassen — also darf ich mich schon etwas kürzer fassen. Ich werde Dir den Ursprung und den ganzen Umfang dieses Gedankens, nebst allen seinen Folgerungen einst, wenn Du es wünschest, weitläufiger mittheilen. Also jetzt nur so viel.

Ich hatte schon als Knabe (mich dünkt am Rhein durch eine Schrift von Wieland) mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommung der Zweck der

Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesen Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigne Religion, und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden still zu stehen, und immer unaufhörlich einem höhern Grade von Bildung entgegenzuschreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Besitzes würdig ist. — Ich weiß nicht, liebe Wilhelmine, ob Du diese zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung, mit einer solchen Heiligkeit denken kannst, als ich — Das freilich, würde doch nöthig sein, wenn Du den Verfolg dieser Geschichte meiner Seele verstehen willst. Mir waren sie so heilig, daß ich diesen beiden Zwecken, Wahrheit zu sammeln, und Bildung mir zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte — Du kennst sie. — Doch ich muß mich kurz fassen.

Vor Kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. Auch kennst Du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich.

Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün — und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich —

Ach, Wilhelmine, wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr —

Seit diese Überzeugung, nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich nicht wieder ein Buch angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offne Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Caffeehäuser, ich habe Schauspiele und Concerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die Dir Carl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbei-

tete immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken —

An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht an Deinem Halse zu weinen, oder wenigstens einen Freund an die Brust zu drücken. Ich lief, so schlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an, drückte Leopold, Gleißenberg, Rühle ans Herz, und mir ward wohler — —

Rühle verstand mich am beßten. Ließ' doch, sagte er mir, den Kettenträger (ein Roman) Es herrscht in diesem Buche eine sanfte, freundliche Philosophie, die Dich gewiß aussöhnen wird, mit Allem, worüber Du zürnst. Es ist wahr, er selbst hatte aus diesem Buche einige Gedanken geschöpft, die ihn sichtbar ruhiger und weiser gemacht hatten. Ich faßte den Muth diesen Roman zu lesen.

Die Rede war von Dingen, die meine Seele längst schon selbst bearbeitet hatte. Was darin gesagt ward, war von mir schon längst im Voraus widerlegt. Ich fing schon an unruhig zu blättern, als der Verfasser nun gar von ganz fremdartigen politischen Händeln weitläufig zu raisonniren anfieng — Und das soll die Nahrung sein für meinen glühenden Durst? — Ich legte still und beklommen das Buch auf den Tisch, ich drückte mein Haupt auf das Kissen des Soppha, eine unaussprechliche Leere erfüllte mein Inneres, auch das letzte Mittel, mich zu heben, war fehlgeschlagen — Was sollst Du nun thun, rief ich? Nach Berlin zu=

rückkehren ohne Entschluß? Ach, es ist der schmerzlichste Zustand ganz ohne ein Ziel zu sein, nach dem unser Inneres, froh-beschäfftigt, fortschreitet — und das war ich jetzt —

Du wirst mich doch nicht falsch verstehen, Wilhelmine? — Ich fürchte es nicht.

In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein.

Liebe Wilhelmine, laß mich reisen. Arbeiten kann ich nicht, das ist nicht möglich, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hause bliebe, die Hände in den Schoß legen, und denken. So will ich lieber spatzieren gehen, und denken. Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Flecke. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten, und schützt mich vor einer andern, die vielleicht unwiderruflich wäre. Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, sobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, so kehre ich um, ich schwöre es Dir. Mein Bild schicke ich Dir, und Deines nehme ich mit mir. Willst Du es mir unter diesen Bedingungen erlauben? Antworte bald darauf Deinem treuen Freunde

Heinrich.

N. S. Heute schreibe ich Ulriken, daß ich wahrscheinlich, wenn Du es mir erlaubst, nach Frankreich reisen würde. Ich habe ihr versprochen, nicht das Vaterland zu verlassen, ohne es ihr vorher zu sagen. Will sie mitreisen, so muß ich es mir gefallen lassen. Ich zweifle aber, daß sie die Bedingungen annehmen wird. Denn ich kehre um, sobald ich weiß, was

ich thun soll. Sei ruhig. Es muß etwas Gutes aus diesem innern Kampfe hervorgehn.

## 36. An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 23. März, 1801.

Mein liebes Ulrikchen, ich kann Dir jetzt nicht so weitläufig schreiben, warum ich mich entschlossen habe, Berlin sobald als möglich zu verlassen und ins Ausland zu reisen. Es scheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die kantische Philosophie so viele auf das Gewissen hat. Mich eckelt vor dieser Gesellschaft und doch kann ich mich nicht losringen aus ihren Banden. Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts, wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigenthum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligthum meiner Seele erschüttert — Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr. Seitdem eckelt mich vor den Büchern, ich lege die Hände in den Schoß, und suche ein neues Ziel, dem mein Geist, froh-beschäfftigt, von Neuem entgegenschreiten könnte. Aber ich finde es nicht, und eine innerliche Unruhe treibt mich umher, ich laufe auf Caffeehäuser und Tabagien, in Concerte und Schauspiele, ich begehe, um mich zu zerstreuen und zu betäuben, Thorheiten, die ich mich schäme aufzuschreiben, und doch ist der einzige

Gedanke, den in diesem äußern Tumult meine Seele unaufhörlich mit glühender Angst bearbeitet, dieser: dein einziges, und höchstes Ziel ist gesunken — — Ich habe mich zwingen wollen zur Arbeit, aber mich eckelt vor Allem, was Wissen heißt. Ich kann nicht einen Schrit thun, ohne mir deutlich bewußt zu sein, wohin ich will? — Mein Wille ist zu reisen. Verloren ist die Zeit nicht, denn arbeiten könnte ich doch nicht, ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke? Ich will mir einen Zweck suchen, wenn es einen giebt. Wenn ich zu Hause bliebe, so müßte ich die Hände in den Schooß legen und denken; so will ich lieber spatzieren gehen, und denken. Ich kehre um, so bald ich weiß, was ich thun soll. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten und schützt mich vielleicht vor einer andern, die unwiderruflich wäre. Ich habe Dir versprochen, das Vaterland nicht zu verlassen, ohne Dich davon zu benachrichtigen und ich erfülle mein Wort. Willst Du mitreisen, so steht es in Deiner Willkühr. Einen frohen Gesellschafter wirst Du nicht finden, auch würden die Kosten nicht gering sein, denn mein Zuschuß kann nicht mehr sein, als 1 Thaler für jeden Tag. Willst Du aber dennoch, so mache ich Dir gleich einige Vorschläge. Das Wohlfeilste würde sein, mit eigner Equipage zu reisen. Den Wagen könntest Du hier kaufen, eben so ein Paar alte ausrangirte pohlnische Husarenpferde, welche zu diesem Zwecke am beßten tauglich sein mögten. Unser hiesiger Bedienter, ein brauchbarer guter Mensch, geht gern mit. Doch auf diesen Fall wäre zu viel zu verabreden, als daß es

sich schriftlich leicht thun ließe. Das Beßte wäre daher, Du führest bis Eggersdorf, und schriebst mir, wann ich Dich dort abholen sollte. Kommt Dir dies alles aber zu rasch, so bleibe ruhig, unsre Reise aufs künftige Jahr bleibt Dir doch unverloren. In diesem Falle hilf mir doch (wenn Du nicht kannst, durch Minetten) mit 300 Rth. Aber so bald als möglich, denn die Unthätigkeit macht mich unglücklich. Ich mögte gern mit dem 1. Aprill abreisen, das heißt also schon in 8 Tagen. Mein Wille ist durch Frankreich (Paris) die Schweiz und Deutschland zu reisen. Ich kehre vielleicht in kurzem zurück, vielleicht auch nicht, doch gewiß noch vor Weihnachten. Heinrich.

N. S. Dieser Brief ist verspätet worden, und wenn ich nun auch nicht den ersten Aprill reisen kann, so möchte ich doch gern in den ersten Tagen dieses Monats reisen.

Sage doch Tante Massow sie möchte mir sobald als möglich meine Zulage schicken. Auch außer dieser Zulage von 75 Rth. erhält sie noch 140 Rth. vom Vormund, (worüber sie quittiren muß,) die ich zugleich zu erhalten wünschte.

## 37. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 28. März, 1801

Liebes Mädchen, ich antworte Dir, nach Deinem Wunsche, sogleich auf Deinen Brief, ob ich gleich voraussehe, daß diese Antwort nicht lang werden kann, indem ich schon in einer Stunde zu dem Maler gehen

und dann Leopold und ein Paar Freunde empfangen muß, die heute aus Potsdam hier ankommen werden, um mich vor meiner Abreise noch einmal zu sehen.

Liebe Wilhelmine, ich ehre Dein Herz, und Deine Bemühung, mich zu beruhigen, und die Kühnheit, mit welcher Du Dich einer eignen Meinung nicht schämst, wenn sie auch einem berühmten System widerspräche — Aber der Irrthum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verstande und nur der Verstand kann ihn heben. Ich habe mich unbeschreiblich über den Aufwand von Scharfsinn gefreut, den Du bei dem Gegenstande der Kristalllinse anwendest; ich habe Dich besser verstanden, als Du Dich selbst ausdrückst, und Alles, was Du darüber sagst, ist wahr. Aber ich habe mich nur des Auges in meinem Briefe als eines erklärenden Beispiels bedient, weil ich Dir selbst die trockne Sprache der Philosophie nicht vortragen konnte. Alles, was Du mir nun dagegen einwendest, kann wahr sein, ohne daß der Zweifel gehoben würde — Liebe Wilhelmine, ich bin durch mich selbst in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich selbst wieder heben. Diese Verirrung, wenn es eine ist, wird unsre Liebe nicht den Sturz drohen, sei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch ohne Ziel — ja dann freilich, dann wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich dann nur zerstreuen, nicht mit Bewußtsein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthsel löset, schon finden, sei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der

Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken. Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, das mich auch nur auf einen Augenblick erfreuen könnte. In der Natur wird das besser sein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage mein Innerstes zu zeigen. Lebe wohl. Dieser Zettel gilt für keinen Brief. Bald, wenn ich Antwort von Ulrike habe, schreibe ich Dir wieder. Bleibe mir so treu, wie ich Dir bleiben werde. H. K.

## 38. An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 1. Aprill 1801.

Mein liebes Ulrikchen, Du kannst bei der Glogern, verlorne Straße, Nr. 22, absteigen.

Ich schreibe Dir hier folgende Berechnung auf, welche Du während Deiner Herreise prüfen kannst.

1. Die Pferde sind, da das Frühjahr und der Marsch (denn es rücken von hier einige Regimenter ins Feld) zusammenkommen, sehr theuer und wir können rechnen, daß 2 Pferde jetzt wenigstens 10 Fr.d'or mehr kosten, als sie unter günstigeren Umständen gekostet haben würden. Sie sind bei unsrer Rückkehr, wo der Winter (und vielleicht auch der Friede) eintrit, sehr wohlfeil, überdieß auch nach der Wahrscheinlichkeit schlechter geworden; also kann man rechnen, daß wir wenigstens bei ihrem Verkauf 20 Fr.d'or daran verlieren.

2. Sie kosten uns monatlich (mit dem Kutscher) wenigstens 6 Fr.d'or, macht für 6 Monate 36 Fr.d'or.

3. Man kann Unfälle nach der Wahrscheinlichkeit in Anschlag bringen und etwa annehmen, daß von 10 Reisen durch Krankwerden und Fallen der Pferde eine verunglückt. Man müßte also für jede Reise den 10. Theil des Pferdepreises in Anschlag bringen, macht, die Pferde zu 50 Fr.d'or gerechnet, 5 Fr.d'or.

Also 20 Fr.d'or.
36 —
5 —
Summa 61 Fr.d'or.

4. Dagegen kann man rechnen, daß man zwar, durch die Chikane der Postbedienten, der Wagen mag noch so leicht sein, nach der Regel 3 Extra-Post-Pferde zu nehmen gezwungen ist; es muß aber durch Geschicklichkeit oft gelingen, (besonders in Frankreich, wo man, wie ich häufig höre, sehr wohlfeil reisen soll,) mit 2 Pferden wegzukommen; auch kann man gelegentlich mit Bauernpferden reisen. Gesetzt nun, man müßte die Hälfte der ganzen Reise nach Paris, das heißt 60 Meilen, 3 Pferde bezahlen, macht (in preuß. Staaten à 12 Gr., in Frankreich aber weit wohlfeiler à 8 Gr., also das Mittel à 10 Gr.) 60×30 = 1800 Gr., zweimal genommen (nämlich hin und zurück) 3600 Gr. = 150 Rthlr. Gesetzt ferner, man könnte nur 1/4 der ganzen Reise, also 30 Meilen, mit 2 Pferden wegkommen, macht 30×20×2 = 1200 Gr. = 50 Rthlr. Gesetzt endlich, man könnte nur das letzte Viertel der Reise mit Bauernpferden à 6 Gr. fahren, macht 30×12×2 = 720 Gr. = 30 Rthlr.

Also 150 Rthlr.
50
30 —
230 Rthlr.

Gesetzt, da Alles wohlfeil gerechnet, auch das Biergeld für Postillione vergessen ist, die ganze Reise kostete 70 Rthlr. mehr, als dieser Anschlag, so würde doch der Betrag nicht größer sein, als 300 Rthlr.

Dazu kommt, daß wir schneller nach Paris kommen, wo wir uns wohlfeil einmiethen können, also in den Wirthshäusern nicht so viel ausgeben.

Endlich ist auch das Betrügen des Kutschers in einem fremden Lande und der Ärger, dem man auf diese Art ausweicht, in Anschlag zu bringen.

Willst Du doch nicht ohne Bedienung reisen (indem wir, wenn wir auf der Hinreise den Brocken besteigen, oder die herrliche Wasserfarth von Mainz nach Coblenz machen, doch Jemanden bei dem Wagen und den Sachen zurücklassen auch in Paris Einen haben müssen, der uns die Stube und Kleider reinigt, Essen holt usw. usw.) so will ich die Hälfte hinzuthun, macht etwa 6 Fr.d'or für jeden, wobei wir, bei der Ersparung der Biergelder, nicht viel mehr verlieren, als etwa die Hälfte.

Zu einem dritten Reisegesellschafter bin ich weder sehr geneigt, noch ist er leicht zu finden. Brokes und Rühle wären die einzigen, beide sind durch Ämter gefesselt.

Adieu. Ich erwarte Dich Sonnabend. Bringe mir mein Huthfutral mit. Heinrich.

Berlin, d. 9. Aprill, 1801.

Liebe Wilhelmine! Meine theure, meine einzige Freundinn! Ich nehme Abschied von Dir! — Ach, mir ist es, als wäre es auf ewig! Ich habe mich wie ein spielendes Kind auf die Mitte der See gewagt, es erheben sich heftige Winde, gefährlich schaukelt das Fahrzeug über den Wellen, das Getöse übertönt alle Besinnung, ich kenne nicht einmal die Himmelsgegend, nach welcher ich steuern soll, und mir flüstert eine Ahndung zu, daß mir mein Untergang bevorsteht —

Ach, ich weiß es, diese Zeilen sind nicht dazu gemacht, Dir den Abschied zu erleichtern. Aber willst Du nicht mitempfinden, wenn ich leide? O gewiß! Wärst Du sonst meine Freundinn?

Ich will Dir erzählen, wie in diesen Tagen das Schicksal mit mir gespielt hat.

Du kennst die erste Veranlassung zu meiner bevorstehenden Reise. Es war im Grunde nichts, als ein innerlicher Ekel vor aller wissenschaftlichen Arbeit. Ich wollte nur nicht müßig die Hände in den Schooß legen und brüten, sondern mir lieber unter der Bewegung einer Fußreise ein neues Ziel suchen, da ich das alte verloren hatte, und zurückkehren, sobald ich es gefunden hätte. Die ganze Idee der Reise war also eigentlich nichts, als ein großer Spaziergang. Ich hatte aber Ulriken versprochen, nicht über die Grenzen des Vaterlandes zu reisen, ohne sie mitzunehmen. Ich kündigte ihr daher meinen Entschluß an. Als ich dies aber that,

hoffte ich zum Theil, daß sie ihn wegen der großen Schnelligkeit und der außerordentlichen Kosten nicht annehmen würde, theils fürchtete ich auch nicht, daß, wenn sie ihn annähme, dieser Umstand die eigentliche Absicht meiner Reise verändern könnte. Doch höre wie das blinde Verhängniß mit mir spielte. Ich erkundigte mich bei verschiedenen Männern, ob ich Pässe zur Reise haben müßte. Sie sagten mir, daß wenn ich allein auf der Post reisete, ich mit meiner Studenten-Matrikel wohl durchkommen würde; in Gesellschaft meiner Schwester aber und eines Bedienten müßte ich durchaus einen Paß haben, weil sonst diese Reise eines Studenten mit seiner unverheiratheten Schwester gewiß auffallen würde, wie ich selbst fürchte. Pässe waren aber nicht anders zu bekommen, als bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. v. Alvensleben, und auch bei diesem nicht anders, als wenn man einen hinreichenden Zweck zur Reise angeben kann. Welchen Zweck sollte ich aber angeben? Den wahren? konnte ich das? Einen falschen? durfte ich das? — Ich wußte nun gar nicht, was ich thun sollte. Ich war schon im Begrif, Ulriken die ganze Reise abzuschreiben, als ich einen Brief bekam, daß sie in 3 Tagen hier schon eintreffen würde. Vielleicht, dachte ich nun, läßt sie sich mit einer kleineren Reise begnügen, und war schon halb und halb willends ihr dies vorzuschlagen; aber Carl hatte schon an so viele Leute so viel von meiner Reise nach Paris erzählt, und ich selbst war damit nicht ganz verschwiegen gewesen, so daß nun die Leute schon anfiengen, mir Aufträge zu geben — — sollte sich nun mein Entschluß

auf einmal wie ein Wetterhahn drehen? — Ach, Wilhelmine, wir dünken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort. Ich mußte also nun reisen, ich mogte wollen oder nicht, und zwar nach Paris, ich mogte wollen oder nicht. Ich erzählte Carln diese ganze seltsame Veränderung meiner Lage, er tröstete mich, und sagte, ich mögte mich jetzt nur in die Verhältnisse fügen, er hoffte, es würde vielleicht recht gut werden, und besser, als ich es glaubte. Denn das ist sein Glaube, daß wenn uns das Schicksal einen Strich durch die Rechnung macht, dies grade oft zu unserm Beßten ausfalle. Darf ich es hoffen —? — Ich mußte also nun auch Päße fordern. Aber welchen Zweck sollte ich angeben? — Ach, meine liebe Freundinn, kann man nicht in Lagen kommen, wo man selbst mit dem beßten Willen doch etwas thun muß, was nicht ganz recht ist? Wenn ich nicht reisete, hätte ich da nicht Ulriken angeführt? Und wenn ich reisete, und also Päße haben mußte, mußte ich da nicht etwas Unwahres zum Zwecke angeben? — Ich gab also denjenigen Zweck an, der wenigstens nicht ganz unwahr ist, nämlich auf der Reise zu lernen (welches eigentlich in meinem Sinne ganz wahr ist) oder wie ich mich ausdrückte: in Paris zu studieren, und zwar Mathematik und Naturwissenschaft — — Ach, Wilhelmine, ich studieren? In dieser Stimmung? — — Doch es mußte so sein. Der Minister, und alle Professoren und alle Bekannten wünschen mir Glück — am Hofe wird es ohne Zweifel bekannt — soll ich nun zurückkehren über den Rhein, so wie ich hinübergieng? Habe ich

nicht selbst die Erwartung der Menschen gereizt? Werde ich nun nicht in Paris im Ernste etwas lernen müssen? Ach, Wilhelmine, in meiner Seele ziehen die Gedanken durcheinander, wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen soll — Alles, was die Menschen von meinem Verstande erwarten, ich kann es nicht leisten. Die Mathematiker glauben, ich werde dort Mathematik studieren, die Chemiker ich werde von Paris große chemische Kenntnisse zurückbringen — und doch wollte i ch eigentlich nichts, als allem Wissen entfliehen. Ja ich habe mir sogar Adressen an französische Gelehrte müssen mitgeben lassen, und so komme ich denn wieder in jenen Kreis von kalten, trocknen, einseitigen Menschen, in deren Gesellschaft ich mich nie wohl befand. — Ach liebe Freundinn, ehemals dachte ich mit so großer Entzückung an eine Reise — jetzt nicht. Ich versprach mir sonst so viel davon — jetzt nicht. Ich ahnde nichts gutes — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht Dich noch einmal zu sehen, und war schon im Begrif Dir selbst zu Fuße das Bild zu bringen. Aber immer ein neues Verhältniß und wieder ein neues machte es mir unmöglich. Ja, hätte mir Carl sein Pferd gegeben, ich hätte Dich doch noch einmal umarmt; aber er wollte und konnte auch nicht.

Und so lebe denn wohl! — Ach, Wilhelmine, schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen, und alle Wissenschaft, und allen Ehrgeiz auf immer auf! Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von

ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!

Liebe Wilhelmine, Deine Eltern werden die Köpfe schütteln, Ahlemann wird besorgt sein, die Mädchen werden flüstern — wirst Du irgend Jemandem jemals mehr Glauben beimessen, als mir? O dann, dann wärest Du meiner nicht werth! Denn diesen ganzen innerlichen Kampf, der eigentlich unsre Liebe gar nichts angeht, hat unaufhörlich der Wunsch, einst in Deinen Armen davon auszuruhen, unterbrochen; und hell und lebendig ist in mir das Bewußtsein, daß ich schnell lieber den Tod wählen mögte, als durch das ganze Leben das Gefühl, Dich betrogen zu haben, mit mir herum zu schleppen.

Ich werde Dir oft schreiben. Aber es mögen Briefe ausbleiben so lange sie wollen, Du wirst immer überzeugt sein, daß ich alle Abend und alle Morgen, wenn nicht öfter, an Dich denke. Dasselbe werde ich von Dir glauben. Also niemals Mißtraun oder Bangigkeit. Vertrauen auf uns, Einigkeit unter uns!

Und nun noch ein Paar Aufträge. Beifolgendes Bild konnte ich, wegen Mangel an Geld, das ich sehr nöthig brauche, nicht einfassen lassen. Thue Du es auf meine Kosten. Einst ersetze ich sie Dir. Mögtest Du es ähnlicher finden, als ich. Es liegt etwas Spöttisches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte er hätte mich ehrlicher gemalt — Dir zu gefallen, habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und so wenig

ich auch dazu gestimmt war, so gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte. Du hast mir so oft mit der Hand die Runzeln von der Stirn gestrichen, darum habe ich in dem Gemälde wo es nicht möglich war dafür gesorgt, daß es auch nicht nöthig war. So, ich meine so freundlich, werde ich immer aussehen, wenn wenn — — o Gott! Wann? — Küsse das Bild auf der Stirn, da küsse ich es jetzt auch.

Der zweite Auftrag ist dieser, mir anzukündigen, ob ich Dir 73 Rth., oder etwas weniger schuldig bin. Carl meint, ich hätte Dir schon etwas bezahlt, aber ich weiß von nichts. Schreibe mir dies, auch ob ich das Geld der Randow oder Carl geben oder Dir selbst überschicken soll.

Und nun lebe wohl. — Wenn Du mir gleich antwortest, so trifft mich Dein Brief noch in Berlin. Dann werde ich Dir zwar nicht mehr von hier, aber doch vielleicht schon von Potsdam schreiben.

Lebe wohl — Grüße Alles, wenigstens Louise, der Du alle meine Briefe zeigen kannst. Mache wenn Du willst überhaupt gar kein Geheimniß mehr aus unsrer Liebe, trage das Bild öffentlich, ich selbst habe es hier bei Clausius, der Glogern, Ulrike usw. usw. gezeigt, und Alle wissen, für wen es bestimmt war. Nenne mich Deinen Geliebten, denn ich bin es — und lebe wohl, lebe wohl — lebe wohl — Behalte mich lieb in Deinem innersten Herzen, bleibe treu, traue fest auf mich — lebe wohl — lebe wohl — Heinrich.

(Schicke mir doch das Bild-Futteral sogleich zurück, denn es gehört zu Deinem Bilde.)

## 40. An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 14. Aprill, 1801.

Liebe Freundinn, die Paar Zeilen, die Du mir geschrieben hast, athmen zugleich so viel Wehmuth und Würde, daß selbst Dein Anblick mich kaum weniger hätte rühren können. Wenn ich mir Dich denke, wie Du in Deinem Zimmer sitzest, mein Bild vor Dir, das Haupt auf die Arme gedrückt, die Augen voll Thränen — ach, Wilhelmine, dann kommt dieser Gedanke noch zu meinem eignen Kummer, ihn zu verdoppeln. Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt, und Dir schon zwei Trennungen zugemessen, deren jede gleich gefährlich war. Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsamgespannte Seele ewig-unruhig bewegt? Ach, Wilhelmine, Du bist so vielen Glückes würdig, ich bin es Dir schuldig, Du hast mir durch so vielen Edelmuth die Schuld auferlegt — warum kann ich sie nicht bezahlen? Warum kann ich Dir nichts geben zum Lohne, als Thränen? — O Gott gebe mir nur die Möglichkeit diese Thränen einst wieder mit Freuden vergüten zu können! — Liebe, theure Freundinn, ich fordre nicht von Dir, daß Du mir den Kummer verheimlichst, wenn Du ihn fühlst, so wie ich selbst immer das süßeste Recht der Freundschaft, nämlich das schwere Herz auszuschütten, übe; aber laß uns beide uns bemühen, so ruhig und so heiter unter der Gewitterwolke zu

stehen, als es nur immer möglich ist. Verzeihe mir diese Reise — ja verzeihen, ich habe mich nicht in dem Ausdrucke vergriffen, denn ich fühle nun selbst, daß die erste Veranlassung dazu wohl nichts, als eine Übereilung war. Lies doch meine Briefe von dieser Zeit an noch einmal durch und frage Carln recht über mich aus — Mir ist diese Periode in meinem Leben und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. Aber nun ist es unabänderlich geschehen und ich muß reisen — Ach, Wilhelmine, wie hätte sich mir noch vor drei Jahren die Brust gehoben unter der Vorempfindung einer solchen Reise! Und jetzt —! Ach, Gott weiß, daß mir das Herz blutet! Frage nur Carln, der mich alle Augenblicke einmal fragt: was seufzest Du denn? — Aber nun will ich doch so viel Nutzen ziehn aus dieser Reise, wie ich kann, und auch in Paris etwas lernen, wenn es mir möglich sein wird. Vielleicht geht doch noch etwas Gutes aus dieser verwickelten Begebenheit meines Lebens hervor — liebe Wilhelmine, soll ich Dir sagen, daß ich es fast hoffe? Ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe! Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hoffen und fürchten soll, ich fühle daß mich weder die Ehre, noch der Reichthum, noch selbst die Wissenschaften allein ganz befriedigen können; nur ein einziger Wunsch ist mir ganz deutlich, Du bist es, Wilhelmine — O Gott, wenn mir einst das bescheidne Loos fallen sollte, das ich begehre, ein Weib, ein eignes

Haus und Freiheit — o dann wäre es nicht zu theuer erkauft mit allen Thränen, die ich, und mit allen die Du vergießest, denn mit Entzückungen wollte ich sie Dir vergüten. Ja, laß uns hoffen — Was ich begehre, genießen Millionen, der Himmel gewährt Wünsche gern, die in seinen Zweck eingreifen, warum sollte er grade uns beide von seiner Güte ausschließen? Also Hoffnung und Vertrauen auf den Himmel und auf uns! Ich will mich bemühen, die ganze unseelige Spitzfündigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser innern Verwirrung ist. Vielleicht giebt es dann doch Augenblicke auf dieser Reise, in welchen ich vergnügt bin. O mögten sie auch Dir werden! Fahre nur fort, Dich immer auszubilden, ich müßte unsinnig sein mit den Füßen von mir zu stoßen, was sich zu meinem eignen Genuß von Tage zu Tage veredelt. Gewinne Deinen Rousseau so lieb wie es Dir immer möglich ist, auf diesen Nebenbuhler werde ich nie zürnen. Ich werde Dir oft schreiben, das nächste mal von Dreßden, etwa in 8 Tagen. Dahin schreibe mir, aber gleich, und scheue Dich nicht mit eigner Hand die Adresse zu schreiben, unsre Liebe soll kein Geheimniß mehr sein. Den 28. Aprill treffe ich ohngefähr in Leipzig ein, da kannst Du an Minna Clausius schreiben, die mit ihrem Vater dort zur Messe ist, und wieder einen Brief einlegen. Wohin Du auf der ganzen Reise schreibst, mußt Du aber immer den Brief bezeichnen, selbst abzuholen (in Frankreich französisch) — Und nun Adieu. Die 73 Rth., wovon Du vergessen hast mir zu schreiben, habe ich Carln ge-

geben, in der Meinung, daß es Dir so recht sein wird. Adieu, adieu, sei mein **starkes** Mädchen. Heinrich K.

## 41. An Wilhelmine v. Zenge

Dreßden, d. 4. Mai, 1801.

Liebe Wilhelmine, heute lag ich auf den Brühlschen Terrassen, ich hatte ein Buch mitgenommen, darin zu lesen, aber ich war zerstreut und legte es weg. Ich blickte von dem hohen Ufer herab über das herrliche Elbthal, es lag da wie ein Gemälde von Claude Lorrain unter meinen Füßen — es schien mir wie eine Landschaft auf einen Teppich gestickt, grüne Fluren, Dörfer, ein breiter Strom, der sich schnell wendet, Dreßden zu küssen und hat er es geküßt, schnell wieder flieht — und der prächtige Kranz von Bergen, der den Teppich wie eine Arabeskenborde umschließt — und der reine blaue italische Himmel, der über die ganze Gegend schwebte — Mich dünkte, als schmeckte süß die Luft, holde Gerüche streuten mir die Fruchtbäume zu, und überall Knospen und Blüthen, die ganze Natur sah aus wie ein funfzehnjähriges Mädchen — Ach, Wilhelmine, ich hatte eine unaussprechliche Sehnsucht, nur einen Tropfen von Freude zu empfangen, es schien ein ganzes Meer davon über die Schöpfung ausgegossen, nur ich allein gieng leer aus — Ich wünschte mir nur so viel Heiterkeit, und auch diese nur auf eine so kurze Zeit als nöthig wäre, Dir einen heitern kurzen Brief zu schreiben. Aber der

Himmel läßt auch meine bescheidensten Wünsche unerfüllt. Ich beschloß, auch für diesen Tag noch zu schweigen — Da sah ich Dich im Geiste, wie Du täglich auf Nachrichten harrest, täglich sie erwartest und täglich getäuscht wirst, ich dachte mir, wie Du Dich härmst und Dich mit falschen Vorstellungen quälst, vielleicht mich krank glaubst, oder wohl gar — Da stand ich schnell auf, rief Ulriken, die lesend hinter mir saß, mir zu folgen, gieng in mein Zimmer, und sitze nun am Tische, Dir wenigstens zu schreiben, daß ich noch immer lebe und noch immer Dich liebe.

Liebe, theure Freundinn, erlaß mir eine weitläufigere Mittheilung, ich kann Dir nichts Frohes schreiben und der Kummer ist eine Last, die noch schwerer drückt, wenn mehrere daran tragen. Noch habe ich seit meiner Abreise von Berlin keine wahrhaft vergnügte Stunde genossen, zerstreut bin ich wohl gewesen, aber nicht vergnügt — Meine heitersten Augenblicke sind solche, wo ich mich selbst vergesse — und doch, giebt es Freude, ohne ruhiges Selbstbewußtsein? Ach, Wilhelmine, Du bist glücklich gegen mich, weil Du eine Freundinn hast — ich kann Ulriken Alles mittheilen, nur nicht, was mir das Theuerste ist. Du glaubst auch nicht, wie ihr lustiges, zu allem Abendtheuerlichen aufgewecktes Wesen, gegen mein Bedürfniß absticht — Ach, könnte ich vier Monate aus meinem Leben zurücknehmen! Adieu, adieu, ich will vergessen, was nicht mehr zu ändern ist — Lebe wohl, mit dem ersten frohen Augenblick erhältst Du einen recht langen Brief von mir. Bis dahin laß mich schweigen —

wenn Du fürchtest, daß ich Dich kälter lieben werde, so quälst Du Dich vergeblich. O Gott, wenn mir ein einziger Wunsch erfüllt würde, mich aus diesem Labyrinthe zu retten — Liebe Wilhelmine, schreibe mir doch gleich nach Leipzig. Umstände haben uns verhindert, bereits dort zu sein. Du wirst aber wahrscheinlich einen Brief für mich an Minna Clausius geschickt haben, den sie nun, da sie mich nicht in Leipzig gesprochen hat, wieder nach Berlin zurückgenommen haben wird. Also würde ich jetzt, wenn Du nicht gleich schreibst, keinen Brief von Dir in Leipzig finden, wo ich ohngefähr in 10 Tagen einzutreffen denke. Schreibe also doch gleich, wenn Du kannst, und es Dir nicht auch so schwer wird wie mir — Adieu, grüße Louisen, und denke nur ein halb mal so oft an mich, wie ich an Dich denke, und zur bestimmten Zeit — Du weißt sie doch noch? Vielleicht erhältst Du noch von Dreßden aus einen Brief von mir. H. K.

## 42. An Wilhelmine v. Zenge

Leipzig, d. 21. Mai, 1801.

Liebe Wilhelmine, ich bin bei meiner Ankunft in dieser Stadt in einer recht großen Hoffnung getäuscht worden. Ich hatte nämlich Dir, und außer Dir noch Leopold, Rühle, Gleißenberg, usw. usw. theils schriftlich, theils mündlich gesagt, daß sie ihre Briefe an mich nach Leipzig addressiren mögten, weil ich die Messe hier besuchen würde. Da ich mich aber in Dreßden so lange aufhielt, daß die Messe während

dieser Zeit vorübergieng, so würde ich nun diesen Umweg über Leipzig nicht gemacht haben, wenn ich nicht gehofft hätte, hier eine ganze Menge von Briefen vorzufinden, besonders da ich in Dreßden keinen einzigen, außer vor 4 Wochen den Deinigen empfieng. Nun aber denke Dir mein Erstaunen als ich auf der hiesigen Post auch nicht einen einzigen Brief fand, auch für Ulriken nicht, so daß es fast scheint, als wären wir aus dem Gedächtniß unsrer Freunde und Verwandten ganz ausgelöscht — — Liebe Wilhelmine, bin ich es auch aus dem Deinigen? Zürnst Du auf mich, weil ich von Dreßden aus nur einmal, und nur so wenige Zeilen an Dich schrieb? Willst Du Dich darum mit Gleichem an mir rächen? Ach, laß diese Rache fahren — Wenn Du Dir einbildest, daß Du mir nicht mehr lieb und werth bist, so irrst Du Dich, und wenn Du die Kürze meines einzigen Briefes für ein Zeichen davon hältst, so verstehst Du Dich ganz falsch auf meine Seele — Sonst, ja sonst war es meine Freude, mir selbst oder Dir mein Herz zu öffnen, und meine Gedanken und Gefühle dem Papier anzuvertrauen; aber das ist nicht mehr so — Ich habe selbst mein eignes Tagebuch vernachläßigt, weil mich vor allem Schreiben ekelt. Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner selbst bewußt ward, meine schönsten — jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schaudern denken kann — Doch nichts in diesem Tone. Auch dieses war ein Grund, warum ich Dir so selten schrieb, weil ich voraussah, daß ich Dir doch nichts von mir schrei-

ben könnte, was Dir Freude machen würde. In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Dreßden hatte ich schon einen Brief an Dich bis zur Hälfte vollendet, als ich einsah, daß es besser war, ihn ganz zurückzuhalten, weil er Dir doch nichts, als Kummer gewährt haben würde. Ach, warum kann ich dem Wesen, das ich glücklich machen sollte, nichts gewähren, als Thränen? Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen? -- Doch davon laß mich ein für allemal schweigen. Das Bewußtsein Dich durch meine Briefe, statt zu erfreuen, zu betrüben, macht sie mir selbst so verhaßt, daß ich bei diesen letzten Zeilen schon halb und halb willends war, auch dieses Schreiben zu zerreißen — Doch Eines muß vollendet werden — und ich will Dir darum nur kürzlich die Geschichte meines Aufenthaltes in Dreßden mittheilen, die Dich nicht betrüben wird, wenn ich Dir bloß erzähle, was ich sah und hörte, nicht was ich dachte und empfand.

Ich zweifle, daß ich auf meiner ganzen bevorstehenden Reise, selbst Paris nicht ausgenommen, eine Stadt finden werde, in welcher die Zerstreuung so leicht und angenehm ist, als Dreßden. Nichts war so fähig mich so ganz ohne alle Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als diese in dieser Stadt gehäuften Werke der Kunst. Die Bildergallerie, die Gipsabgüsse, das Antikencabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchen-Musik in der katholischen Kirche, das Alles waren Gegenstände bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn und

Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintrit in diese für mich ganz neue Welt voll Schönheit. Täglich habe ich die griechischen Ideale und die italienischen Meisterstücke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Gallerie trat, stundenlang vor dem einzigen Raphael dieser Sammlung, vor jener Mutter Gottes gestanden, mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe, ach Wilhelmine, und mit Umrissen, die mich zugleich an zwei geliebte Wesen erinnerten — Wie oft, wenn ich auf meinen Spaziergängen junge Künstler sitzen fand, mit dem Bret auf dem Schoß, den Stift in der Hand, beschäftigt die schöne Natur zu copieren, o wie oft habe ich diese glücklichen Menschen beneidet, welche kein Zweifel um das Wahre, das sich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal, ihnen zeigt. Den Einen fragte ich einst, ob man, wenn man sonst nicht ohne Talent sei, sich wohl im 24. Jahre noch mit Erfolg der Kunst widmen könnte? Er antwortete mir, daß Wouvermann, einer der größten Landschaftsmaler, erst im 40. ein Künstler geworden sei. — Nirgends fand ich mich aber tiefer in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhebenste Musik noch zu den andern Künsten trit, das Herz gewaltsam zu bewegen. Ach, Wilhelmine, unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande, aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniete jedesmal, ganz isolirt von den Andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit

Innbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubt — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht mich neben ihn niederzuwerfen, und zu weinen — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden —. Doch davon wollte ich ja eben schweigen. — Dreßden hat eine große, feierliche Lage, in der Mitte der umkränzenden Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu treten wagten, es umlagern. Der Strom verläßt plötzlich sein rechtes Ufer, und wendet sich schnell nach Dreßden, seinen Liebling zu küssen. Von der Höhe des Zwingers kann man seinen Lauf fast bis nach Meißen verfolgen. Er wendet sich bald zu dem rechten bald zu dem linken Ufer, als würde die Wahl ihm schwer, und wankt, wie vor Entzücken, und schlängelt sich spielend in tausend Umwegen durch das freundliche Thal, als wollte er nicht in das Meer — Wir haben von Dreßden aus Morizburg, Pillnitz, Tharandt, das Du schon kennst, und Freiberg besucht. In Freiberg sind wir beide in das Bergwerk gestiegen. Ich mußte es, damit ich, wenn man mich fragt: sind Sie dort gewesen? doch antworten kann: ja. Ein weiteres Interesse hatte ich jetzt nicht dabei, so sehr mich die Kenntniß, die man sich hier erwerben kann, auch sonst interessirt hätte. Denn wenn das Herz ein Bedürfniß hat, so ist es kalt gegen Alles, was es nicht befriedigt, und nur mit halbem Ohre habe ich gehört, wie tief der Schacht ist, wohin der Gang streicht, wieviel Ausbeute er giebt, u. s. w. — Ich hatte ein Paar Adressen nach Dreßden mit, von denen ich aber nur Eine gebrauchte und die Andern verbrannt habe. Denn

für ein Herz, das sich gern jedem Eindruck hingiebt, ist nichts gefährlicher, als Bekanntschaften, weil sie durch neue Verhältnisse das Leben immer noch verwickelter machen, das schon verwickelt genug ist. Doch diese Verstandesregel war es eigentlich nicht, die mich davon abhielt. Ich fand aber in Dreßden ein Paar so liebe Leute, daß ich über sie alle Andern vergaß. Denn ob ich gleich Menschen, die ich kennen lerne, leicht lieb gewinne und dann gern unter ihnen bin, so habe ich doch kein Bedürfniß, viele kennen zu lernen. Diese lieben Leute waren zuerst der Hauptmann v. Zanthier, Gouverneur bei dem jungen Grafen v. Stollberg und Prinzen v. Pleß, ein Mann, dem das Herz an einer guten Stelle sitzt. Er machte uns zuerst mit Dreßden bekannt und hat viel zu unserm Vergnügen beigetragen. Außer ihm fanden wir noch in Dreßden ein Paar Verwandte, den Lieut. v. Einsiedel und seine Frau, welche uns auch mit dem weiblichen Theil von Dreßden bekannt machten. Unter diesen waren besonders zwei Fräulein v. Schlieben, arm und freundlich und gut, die Eigenschaften die zusammengenommen mit zu dem Rührendsten gehören, das ich kenne. Wir sind gern in ihrer Gesellschaft gewesen, und zuletzt waren die Mädchen auch so gern in der unsrigen, daß die Eine am Abend bei unserem Abschied aus vollem Herzen weinte. — Von Dreßden aus machten wir auch noch eine große Streiferei nach Töplitz, 8 Meilen, eine herrliche Gegend, besonders von dem nahegelegenen Schloßberge aus, wo das ganze Land aussieht, wie ein bewegtes Meer von Erde, die Berge, wie collossalische Pyramiden, in den schönsten Linien

geformt, als hätten die Engel im Sande gespielt — Von Töplitz fuhren wir tiefer in Böhmen nach Lowositz, das am südlichen Fuße des Erzgebirges liegt, da, wo die Elbe hineintrit. Wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, so trit sie schlank und klar unter die Felsen — Leise mit schüchternem Wanken naht sie sich — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr versperrend, um sie herum, der Glänzend-Reinen ins Antlitz zu schauen — sie aber ohne zu harren, windet sich, flüchtig, erröthend, hindurch — In Aussig ließen wir den Wagen zu Lande fahren, und fuhren noch 10 Meilen auf der Elbe nach Dreßden. Ach, Wilhelmine, es war einer von jenen lauen, süßen, halb dämmernden Tagen, die jede Sehnsucht, und alle Wünsche des Herzens ins Leben rufen — Es war so still auf der Fläche des Wassers, so ernst zwischen den hohen, dunkeln Felsenufern, die der Strom durchschnitt. Einzelne Häuser waren hie und da an den Felsen gelehnt, wo ein Fischer oder ein Weinbauer sich angesiedelt hatte. Mir schien ihr Loos unbeschreiblich rührend und reizend — das kleine einsame Hüttchen unter dem schützenden Felsen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle mahlen kann, Wünsche, die nicht über die Gipfel der umschließenden Berge fliegen — ach, liebe Wilhelmine, ist Dir das nicht auch alles so rührend und reizend wie mir? Könntest Du bei diesem Glück nicht auch Alles aufgeben, was jenseits der Berge liegt? Ich könnte es — ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen — ach, es ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt,

lebt für die Zukunft. Ja wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? — Ich malte mir ein ganzes künftiges Schicksal aus — ach, Wilhelmine, mit Freuden wollte ich um dieses Glück allen Ruhm und allen Ehrgeiz aufgeben — Zwei Fischer ruderten gegen den Strom, und trieften von Schweiß. Ich nahm unserm Schiffer das Ruder und fieng [an] aus Leibeskräften zu arbeiten. Ja, fiel mir ein, das ist ein Scherz, wie aber wenn es Ernst wäre —? Auch das, antwortete ich mir, und beschloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir doch nicht ohne Anstrengung und Mühe — aber es gelang mir. Ich wischte mir den Schweiß ab, und setzte mich neben Ulriken, und faßte ihre Hand — sie war kalt — ich dachte an den Lohn, an Dich — —

Adieu, adieu. Schreibe mir nach Göttingen, aber gleich, und Dein ganzes Schicksal während der verflossnen Zeit, Deine Verhältnisse, auch etwas von meiner Familie. Wenn es mir so leicht wird, wie heute, so schreibe ich bald wieder. Dein treuer Freund Heinrich.

## 43. An Wilhelmine v. Zenge

Göttingen, d. 3. Juni, 1801.

Mein liebes Minchen, ich habe Deinen Brief, der mir aus mehr als einer Rücksicht herzlich wohl that, gestern hier erhalten und eile ihn zu beantworten. — Du bist nicht zufrieden, daß ich Dir das Äußere meiner Lage beschreibe, ich soll Dir auch etwas aus meinem

Innern mittheilen? Ach, liebe Wilhelmine, leicht ist das, wenn Alles in der Seele klar und hell ist, wenn man nur in sich selbst zu blicken braucht, um deutlich darin zu lesen. Aber wo Gedanken mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen kämpfen, da ist es schwer zu nennen, was in der Seele herrscht, weil noch der Sieg unentschieden ist. Alles liegt in mir verworren, wie die Werchfasern im Spinnrocken, durcheinander, und ich bin vergebens bemüht mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinaus ziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Ja selbst meine Wünsche wechseln, und bald trit der eine, bald der andere ins Dunkle, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken drüber hinziehn. — Was Du mir zum Troste sagst, ist wirklich das Tröstlichste, das ich kenne. Ich selbst fange an, zu glauben, daß der Mensch zu etwas mehr da ist, als bloß zu denken — Arbeit, fühle ich, wird das Einzige sein, was mich ruhiger machen kann. Alles was mich beunruhigt ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen, und die Besorgniß, wenn ich zu schnell ein falsches ergriffe, die Bestimmung zu verfehlen und so ein ganzes Leben zu verpfuschen — Aber sei ruhig, ich werde das rechte schon finden. Falsch ist jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menschen steckt. Ich habe fast eine Ahndung von dem rechten — wirst Du, Wilhelmine, mir dahin folgen, wenn Du Dich überzeugen kannst, daß es das rechte ist —? Doch laß mich lieber schweigen von dem, was selbst in mir noch ganz undeutlich ist. Die Geschichte Deines Lebens

während der Abwesenheit Deiner Eltern, und besonders die Art von Freude, welche Du da genossen hast, hat mich ganz unbeschreiblich gerührt — Diese Freude, Wilhelmine, ist Dir gewiß; aber wirst Du Dich mit dieser einzigen begnügen können —? Kann es ein Mädchen von Deinem Stande, so bist Du es, und dieser Gedanke stärkt mich ganz unbeschreiblich. — Sei zufrieden mit diesen wenigen Zügen aus meinem Innern. Es ist darin so wenig bestimmt, daß ich mich fürchten muß etwas aufzuschreiben, weil es dadurch in gewisser Art bestimmt wird. Errathe daraus was Du willst — gewiß ist es, daß ich kein andres Erdenglück wünsche, als durch Dich. Fahre fort, liebes Mädchen, Dich immer fähiger zu machen, zu beglücken. Rousseau ist mir der liebste durch den ich Dich bilden lassen mag, da ich es selbst nicht mehr unmittelbar, wie sonst, kann. Ach, Wilhelmine, Du hast mich an frohe Zeiten erinnert, und Alles ist mir dabei eingefallen, auch das, woran Du mich nicht erinnert hast. Glaubst Du wohl, daß ein Tag vergeht, ohne daß ich an Dich dächte —? Dein Bild darf ich so oft nicht betrachten als ich wohl mögte, weil mir jeder unbescheidner Zeuge zuwider ist. Mehr als einmal habe ich gewünscht, meinem ersten Entschluß, allein zu reisen, treu geblieben zu sein — Ich ehre Ulrike ganz unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele Alles, was achtungswürdig und bewundrungswerth ist, vieles mag sie besitzen, vieles geben können, aber es läßt sich, wie Göthe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen — Doch dies bleibt, wie Alles, unter uns — Von unsrer Reise kann ich Dir auch Manches wieder

erzählen. Wir reisen, wie Du vielleicht noch nicht weißt, mit eignen Pferden, die wir in Dreßden gekauft haben. Johann leistet uns dabei treffliche Dienste, wir sind sehr mit ihm zufrieden, und denken oft mit Dankbarkeit an Carln, der ihn uns freiwillig abtrat. — Carl ist wohl jetzt in Frankfurt? Oder ist er in Magdeburg? Wenn Du ihn siehst oder schreibst, so sage ihm doch auch ein Wörtchen von mir. Ich hatte versprochen, ihm auch zuweilen zu schreiben, aber das Schreiben wird mir jetzt so schwer, daß ich oft selbst die nothwendigsten Briefe vernachläßige. Gestern endlich habe ich zum erstenmale an meine Familie nach Pommern geschrieben — sollte man wohl glauben, daß ein Mensch, der in seiner Familie Alles fand, was ein Herz binden kann, Liebe, Vertrauen, Schonung, Unterstützung mit Rath und That, sein Vaterland verlassen kann, ohne selbst einmal schriftlich Abschied zu nehmen von seinen Verwandten? — Und doch sind sie mir die liebsten und theuersten Menschen auf der Welt! So wiedersprechen sich in mir Handlung und Gefühl — Ach, es ist ekelhaft, zu leben — Schreibe also Carln, er solle nicht zürnen, wenn Briefe von mir ausblieben, großmüthig sein, und zuweilen etwas von sich hören lassen, Neuigkeiten schreiben und dergleichen. Bitte ihn doch auch, er mögte sich einmal bei Rühle erkundigen, ob dieser denn gar keine Briefe von mir erhalten hat, auch nicht die große Schrift, die ich ihm von Berlin aus schickte? Er mögte ihn doch antreiben, einmal an mich zu schreiben, da mir sehr viel daran gelegen wäre, wenigstens zu wissen, ob die Schrift nicht verloren gegangen ist. —

Ich will Dich doch von Leipzig nach Göttingen führen, aber ein wenig schneller, als wir reiseten. Denn wir wandern, wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten uns auf und wechseln gern ein freundliches Wort mit den Leuten. Wir suchen uns in jeder Stadt immer die Würdigsten auf, in Leipzig Plattner, Hindenburg, in Halle Klügel, in Göttingen Blumenbach, Wrisberg usw. usw. Aber Du kennst wohl diese Namen nicht? Es sind die Lehrer der Menschheit. — In Leipzig fand endlich Ulrike Gelegenheit zu einem Abendtheuer, und hörte verkleidet einer öffentlichen Vorlesung Plattners zu. Das geschah aber mit Vorwissen des Hofraths, indem er selbst wünschte, daß sie, Störung zu vermeiden, lieber in Mannskleidern kommen mögte, als in Weiberröcken. Alles lief glücklich ab, der Hofrath und ich, wir waren die einzigen in dem Saale, die um das Geheimniß wußten. — In Halberstadt besuchten wir Gleim, den bekannten Dichter, einen der rührendsten und interessantesten Greise, die ich kenne. An ihn waren wir zwar durch nichts addressirt, als durch unsern Namen; aber es giebt keine bessere Addresse als diesen. Er war nämlich einst ein vertrauter Freund Ewald Kleists, der bei Frankfurt fiel. Kurz vor seinem Tode hatte dieser ihm noch einen Neffen Kleist empfohlen, für den jedoch Gleim niemals hatte etwas thun können, weil er ihn niemals sah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich sei es, und die Freude mit der er uns entgegen kam war unbeschreiblich. Doch ließ er es uns nicht empfinden, als er sich getäuscht, denn

Alles, was Kleist heißt, ist ihm theuer. Er führte uns in sein Cabinet, geschmückt mit Gemälden seiner Freunde. Da ist keiner, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb, oder eine große That begieng. Kleist that beides und Kleist steht oben an — Wehmüthig nannte er uns die Namen der vorangegangnen Freunde, trauernd, daß er noch zurück sei. Aber er ist 83 Jahr und so die Reihe wohl auch bald an ihn — Er besitzt einige hundert Briefe von Kleist, auch sein erstes Gedicht. Gleim war es eigentlich, der ihm zuerst die Aussicht nach dem Parnaß zeigte, und die Veranlassung ist seltsam und merkwürdig genug. Kleist war nämlich in einem Duell blessirt, und lag krank im Bette zu Potsdam. Gleim war damals Regiments Quartirmeister und besuchte den Kranken, ohne ihn weiter genau zu kennen. Ach, sagte Kleist, ich habe die größte Langeweile, denn ich kann nicht lesen. Wissen Sie was, antwortete Gleim, ich will zuweilen herkommen und Ihnen etwas vorlesen. Damals eben hatte Gleim scherzhafte Gedichte gemacht, im Geschmack Anakreons, und las ihm unter andern eine Ode an den Tod vor, die ohngefähr so lautet: Tod, warum entführst Du mir mein Mädchen? Kannst Du Dich auch verlieben? — — Und so geht es fort. Am Ende heißt es: Was willst Du mit ihr machen? Kannst Du doch mit Zähnen ohne Lippen, wohl die Mädchen beißen, doch nicht küssen — Über diese Vorstellung, wie der Tod mit seinen nackten, eckigen Zähnen, vergebens sich in die weichen Rosenlippen drückt, einen Kuß zu versuchen, geräth Kleist so ins Lachen, daß

ihm bei der Erschütterung, das Band von der Wunde an der Hand abspringt. Man ruft einen Feldscheer. Es ist ein Glück, sagt dieser, daß Sie mich rufen lassen, denn unbemerkt ist der kalte Brand im Entstehen und morgen wäre es zu spät gewesen. — Aus Dankbarkeit widmete Kleist der Dichtkunst das Leben, das sie ihm gerettet hatte. — In Wernigerode lernten wir eine sehr liebenswürdige Familie kennen, die stollbergsche. — In Goßlar fuhren wir in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die Erze mit angezündeten Holzstößen abgebrannt werden, und Alles vor Hitze nackend arbeitet. Man glaubt in der Hölle, oder doch wenigstens in der Werkstatt der Cyklopen zu sein. — Von Ilsenburg aus bestiegen wir am Nachmittage des 31. den Brocken, den Du schon aus meiner früheren Reisebeschreibung kennst. Ich habe auch Quedlinburg lange wieder, aber nur von Weitem, angesehen — In Ilsenburg habe ich den Teich gesehen, auf welchem die Knobelsdorf als Kind herumgefahren ist. Schreibe doch Carl, der alte Otto ließe die Knobelsdorf grüßen. — Und nun lebe wohl. Heute sind wir hier auf einem Balle, wo die Füße springen werden, indessen das Herz weint. Dann geht der Körper immer weiter und weiter von Dir, indessen die Seele immer zu Dir zurück strebt. Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indessen ich kein innigeres Bedürfniß habe, als Ruhe — Können so viele Wiedersprüche in meinem engen Herzen wohnen? — ? Lebe wohl. Hier hast Du meine Reiseroute. Morgen geht es nach Frankfurt,

Mainz, Mannheim; dahin schreibe mir, und theile diese Adresse Carln mit. Wir werden dann unsre Tour über die Schweiz und Südfrankreich nehmen — Südfrankreich! Du kennst doch noch das Land? Und das alte Project —? In Paris werde ich schon das Studium der Naturwissenschaft fortsetzen müssen und so werde ich wohl am Ende noch wieder in das alte Gleis kommen, vielleicht auch nicht, wer kann es wissen — Ich bin an lauter Pariser Gelehrte addressirt, und die lassen Einen nicht fort, ohne daß man etwas von ihnen lernt. Lebe wohl, grüße die goldne Schwester, Carln, und Alle die es gern hören, daß ich mich ihrer erinnere. Heinrich Kleist.

## 44. An Wilhelmine v. Zenge

Straßburg, d. 28. Juni, 1801.

Liebe Wilhelmine, ich habe wieder in Mannheim und in Straßburg vergebens nach Briefen von Dir gefragt, und weiß nun seit 5 Wochen nicht wie Du Dich befindest, wie Du lebst, was Du thust, nichts, als daß Du mich liebst. Diese Nachricht bleibt treuen Liebenden nie aus, und ich hoffe, Du wirst sie auch von mir empfangen haben. Täglich habe ich mit der alten Innigkeit an Dich gedacht, und jede einsame Stunde benutzt, meine Wünsche im Traume zu erfüllen — Im Traume — denn in der Wirklichkeit — — Ach Wilhelmine, wird es nicht einst einen Augenblick geben, wo wir uns in die Arme drücken und rufen werden: endlich — endlich sind wir glücklich —? —

— Ich muß von andern Dingen reden. — Ich wollte Dir heute von Straßburg aus einen recht langen Brief schreiben, wozu ich auch so ziemlich gestimmt war. Aber höre, auf welche Art Du um diesen langen Brief gekommen bist. Man hat uns hier so viel von den Friedensfesten die am 14. Juli in Paris gefeiert werden sollen vorerzählt, daß wir uns entschlossen haben, die Schweiz im Stiche zu lassen, und direct nach Paris zu gehen. Nun aber dürfen wir keinen Tag verlieren, um zur rechten Zeit hinzukommen. Wir reisen also in einer Stunde schon ab, und ich nutze diese Frist bloß, um Dir im Kurzen einige Nachricht von mir zu geben. Sobald in Paris das Friedensfest vorbei ist, schreibe ich Dir gleich, und zwar einen langen Brief — Ach, Wilhelmine, von der einen Seite ist es mir lieb, endlich einmal wieder ein wenig zur Ruhe zu kommen, von der andern ist es mir, als ob sich mein Herz vor der Stadt, die ich betreten soll, sträubte — Noch habe ich von den Franzosen nichts, als ihre Gräuel und ihre Laster kennen gelernt — Und die Thoren werden denken, man komme nach Paris, um ihre Sitten abzulernen! Als ich in Halberstadt bei Gleim war, trauerte er, daß ich nach Frankreich gienge. Auf meine Frage: warum? antwortete er: weil ich ein Franzose werden würde. Ich versprach ihm aber, als ein Deutscher zurück zu kehren. — Doch ich muß eilen, der Koffer ist eingepackt. Schreibe mir sogleich nach Paris: A Mon. de Kleist, ci-devant lieut. au reg. des gardes prussiennes, poste-restante, recht viel von Dir, aber auch etwas von

den Freunden. Du bist die Einzige, von der ich Briefe empfange aus meinem Vaterlande. Adieu, Dein treuer

Heinrich.

## 45. An Karoline v. Schlieben

Paris, d. 18. Juli, 1801.

Liebe Freundinn. Entsinnen Sie sich wohl noch eines armen kleinen Menschen, der vor einigen Monaten an einem etwas stürmischen Tage, als die See ein wenig hoch gieng, mit dem Schiffchen seines Lebens in Dreßden einlief, und Anker warf in diesem lieben Örtchen, weil der Boden ihm so wohl gefiel, und die Lüfte da so warm wehten, und die Menschen so freundlich waren? Entsinnen Sie sich des Jünglings wohl noch, der zuweilen an kühlen Abenden unter den dunkeln Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechselnd, an Ihrer Seite gieng, oder schweigend neben Ihnen stand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen untergieng? Entsinnen Sie sich dessen wohl noch, der Sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Göttern und Heroen führte, und oft mit Ihnen vor der Mutter Gottes stand, vor jener hohen Gestalt, mit der stillen Größe, mit dem hohen Ernste, mit der Engelreinheit? Der Ihnen einst, am Abhange der Terrasse an jenem schönen Morgen die Halme hielt, aus welchen Sie den Glücks-kranz flochten, der Ihre Wünsche erfüllen soll? Dem Sie ein wenig von Ihrem Wohlwollen schenkten und Ihr Andenken für immer versprachen?

Blättern Sie in Ihrem Stammbuch nach — und wenn Sie ein Wort finden, das warm ist, wie ein Herz, und einen Namen, der hold klingt, wie ein Dichternamen, so können Sie nicht fehlen; denn kurz, es ist Heinrich Kleist.

Ja, liebe Freundinn, aus einem fernen fremden Lande fliegt der Geist eines Freundes zu Ihnen zurück, und versetzt sich in das holde, freundliche Thal von Dreßden, das mehr seine Heimath ist, als das stolze, ungezügelte, ungeheure Paris. Da fand er Wohlwollen bei guten Menschen, und es ist nichts, was ihn inniger rühren, nichts was ihn tiefer bewegen kann, als dieses. O mögte das Gefühl, es mir geschenkt zu haben, Sie nur halb so glücklich machen, als mich, es von Ihnen empfangen zu haben. Von Ihnen — denn ach, es bricht durch die kalte Kruste der Convenienz, die von Jugend auf unsre Herzen überzieht, so selten, besonders bei den Weibern so selten, ein warmes Gefühl hervor — Sie dürfen nur immer so viel fühlen, als der Hof erlaubt, und keinen Menschen mehr lieben, als die französischen Gouvernanten vorschreiben. Und doch — den Mann erkennt man an seinem Verstande; aber wenn man das Weib nicht an ihrem Herzen erkennt, woran erkennt man es sonst? Ja, es giebt eine gewiße himmlische Güte, womit die Natur das Weib bezeichnet hat, und die ihm allein eigen ist, Alles, was sich ihr mit einem Herzen nähert, an sich zu schließen mit Innigkeit und Liebe: so wie die Sonne, die wir darum auch Königinn, nicht König nennen, alle Weltkörper, die in ihrem Wirkungs-

raum schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend, bis sie am Ende ihrer spiralförmigen Bahn an ihrem glühenden Busen liegen —

Das ist die Einrichtung der Natur, und nur ein Thor oder ein Bösewicht kann es wagen, daran etwas verändern zu wollen. Die Tugend hat ihren eignen Wohlstand, und wo die Sittlichkeit im Herzen herrscht, da bedarf man ihres Zeichens nicht mehr. Wozu wollte man das Gold vergolden? Lassen Sie sich also nicht irren, was auch der Herold der Etikette dagegen einwendet. Das ist die Weisheit des Staubes; was Ihnen Ihr Herz sagt, ist Goldklang, und der spricht es selbst aus, daß er ächt sei. Alle diese Vorschriften für Mienen und Gebährden und Worte und Handlungen, sie sind nicht für den, dem ein Gott in seinem Innern heimlich anvertraut, was recht ist. Sie sind nur Zeichen der Sittlichkeit, die oft nicht vorhanden ist, und mancher hüllt sein Herz nur darum in diesen klösterlichen Schleier, die Blößen zu verstecken, die es sonst verrathen würden. Ihr Herz aber, liebe Freundinn, hat keine — warum wollten Sie es nicht zeigen? Ach, es ist so menschlich zu fühlen und zu lieben — O folgen Sie immer diesem schönsten der Triebe; aber lieben Sie dann auch mit edlerer Liebe, Alles was edel und gut ist und schön.

Ob Sie dabei glücklich sein werden — Ach, liebe Freundinn, wer ist glücklich? —? Der kalte Mensch, dem nie ein Gefühl die Brust erwärmte, der nie emp=

fand, wie süß eine Thräne, wie süß ein Händedruck ist, der stumpf bei dem Schmerze, stumpf bei der Freude ist, er ist nicht glücklich; aber das warme, weiche Herz, das unaufhörlich sich sehnt, immer wünscht und hofft, und niemals genießen kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindrucke bewegt wird, jedem Gefühle sich hingiebt, mit seiner Liebe alle Wesen umfaßt, an Alles sich knüpft, wo es mit Wohlwollen empfangen wird, sei es die Brust eines Freundes, die ihm Trost, oder der Schatten eines Baumes, der ihm Kühlung gab — — ist es glücklich —?

Ich habe auf meiner Reise so viele guten lieben Menschen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg) der mir wie ein Vater so ehrwürdig war, in Halberstadt Gleim, der ein Freund von Allen ist, die Kleist heißen, in Wernigerode eine treffliche Familie (die stollbergsche) in Rödelheim bei Frankfurt am Main einen Menschen, den ich fast den beßten nennen mögte, in Straßburg eine Frau, die ein fast so weiches fühlbares Herz hat, wie Henriette, — — Aber zu schnell wechseln die Erscheinungen im Leben und zu eng ist das Herz, sie alle zu umfassen, und immer die vergangnen schwinden, Platz zu machen den neuen — Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt giebt es sich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es vorempfindet — Ach, es muß öde und leer und traurig sein, später zu sterben, als das Herz —

Aber noch lebt es — Zwar hier in Paris ist es so gut, als todt. Wenn ich das Fenster öffne, so sehe ich nichts, als die blasse, matte, fade Stadt, mit

ihren hohen, grauen Schieferdächern und ihren ungestalteten Schornsteinen, ein wenig von den Spitzen der Thuillerieen, und lauter Menschen, die man vergißt, wenn sie um die Ecke sind. Noch kenne ich wenige von ihnen, ich liebe noch keinen, und weiß nicht, ob ich einen lieben werde. Denn in den Hauptstädten sind die Menschen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich, um wahr zu sein. Schauspieler sind sie, die einander wechselseitig betrügen, und dabei thun, als ob sie es nicht merkten. Man geht kalt an einander vorüber; man windet sich in den Straßen durch einen Haufen von Menschen, denen nichts gleichgültiger ist, als ihres Gleichen; ehe man eine Erscheinung gefaßt hat, ist sie von zehn andern verdrängt; dabei knüpft man sich an keinen, keiner knüpft sich an uns; man grüßt einander höflich, aber das Herz ist hier so unbrauchbar, wie eine Lunge unter der luftleeren Campane, und wenn ihm einmal ein Gefühl entschlüpft, so verhallt es, wie ein Flötenton im Orkan. Darum schließe ich zuweilen die Augen und denke an Dreßden — Ach, ich zähle diesen Aufenthalt zu den frohsten Stunden meines Lebens. Die schöne, große edle, erhabene Natur, die Schätze von Kunstwerken, die Frühlingssonne, und so viel Wohlwollen — Was macht Ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Und Einsiedels? Und Ihre liebe Schwester? Wenn ein fremder Maler eine Deutsche malen wollte, und fragte mich nach der Gestalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, so würde ich ihn zu Ihrer Schwester führen und sagen, das ist ein

ächtes deutsches Mädchen. Was macht auch mein liebes Dreßden? Ich sehe es noch vor mir liegen in der Tiefe der Berge, wie der Schauplatz in der Mitte eines Amphitheaters — ich sehe die Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert sind, und gleichsam von Bewunderung angewurzelt scheinen — und die Felsen im Hintergrunde von Königstein, die wie ein bewegtes Meer von Erde aussehen, und in den schönsten Linien geformt sind, als hätten da die Engel im Sande gespielt — und die Elbe, die schnell ihr rechtes Ufer verläßt, ihren Liebling Dreßden zu küssen, die bald zu dem einen, bald zu dem andern Ufer flieht, als würde ihr die Wahl schwer, und in tausend Umwegen, wie vor Entzücken, durch die freundlichen Fluren wankt, als wollte sie nicht ins Meer — und Lokowitz, das versteckt hinter den Bergen liegt, als ob es sich schämte — und die Weißritz, die sich aus den Tiefen des plauenschen Grundes losringt, wie ein verstohlnes Gefühl aus der Tiefe der Brust, die, immer an Felsen wie an Vorurtheilen sich stoßend, nicht zornig aber doch ein wenig unwillig murmelt, sich unermüdet durch alle Hindernisse windet, bis sie an die Freiheit des Tages trit und sich ausbreitet in dem offnen Felde und frei und ruhig ihrer Bestimmung gemäß ins Meer fließt —

Einige große Naturscenen, die freilich wohl mit der dreßdenschen wetteifern dürfen, habe ich doch auch auf meiner Reise kennen gelernt. Ich habe den Harz bereiset und den Brocken bestiegen. Zwar war an diesem

Tage die Sonne in Regenwolken gehüllt, und wenn die Könige trauren, so trauert das Land. Über das ganze Gebirge war ein Nebelflor geschlagen und wir standen vor der Natur, wie vor einem Meisterstücke, das der Künstler aus Bescheidenheit mit einem Schleier verhüllt hat. Aber zuweilen ließ er uns durch die zerrißnen Wolken einen Blick des Entzückens thun, denn er fiel auf ein Parradies —

Doch der schönste Landstrich von Deutschland, an welchem unser großer Gärtner sichtbar con amore gearbeitet hat, sind die Ufer des Rheins von Mainz bis Coblenz, die wir auf dem Strome selbst bereiset haben. Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt. Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz und gradaus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) trit ihm in den Weg und beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattinn den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird — — und er ehrt die edle Warnung und giebt, der freundlichen Weisung folgend, sein voreiliges Ziel auf, und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe dankbar seine blumigen Füße ihm küssend —

Aber still und breit und majestätisch strömt er bei Bingen heran, und sicher, wie ein Held zum Siege, und langsam, als ob er seine Bahn wohl vollenden würde — und ein Gebirge (der Hundsrück) wirft sich ihm in den Weg, wie die Verläumdung der unbescholtenen Tugend. Er aber durchbricht es, und wankt nicht, und die Felsen weichen ihm aus, und blicken mit Bewunderung und Erstaunen auf ihn hinab — doch er eilt verächtlich bei ihnen vorüber, aber ohne zu frohlocken, und die einzige Rache, die er sich erlaubt, ist diese, ihnen in seinem klaren Spiegel ihr schwarzes Bild zu zeigen —

Ich wäre auf dieser einsamen Reise, die ich mit meiner Schwester machte, sehr glücklich gewesen, wenn, — wenn — — Ach, liebe Freundinn, Ulrike ist ein edles, weises, vortreffliches, großmüthiges Mädchen, und ich müßte von allem diesen nichts sein, wenn ich das nicht fühlen wollte. Aber — so viel sie auch besitzen, so viel sie auch geben kann, an ihrem Busen läßt sich doch nicht ruhen — Sie ist eine weibliche Heldenseele, die von ihrem Geschlechte nichts hat, als die Hüften, ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt — — Doch still davon. Auch der leiseste Tadel ist zu bitter für ein Wesen, das keinen Fehler hat, als diesen zu groß zu sein für ihr Geschlecht.

Seit 8 Tagen sind wir nun hier in Paris, und wenn ich Ihnen Alles schreiben wollte, was ich in diesen Tagen sah und hörte und dachte und empfand, so würde das Papier nicht hinreichen, das auf meinem

Tische liegt. Ich habe dem 14. Juli, dem Jahrestage der Zerstörung der Bastille beigewohnt, an welchem zugleich das Fest der wiedererrungenen Freiheit und das Friedensfest gefeiert ward. Wie solche Tage würdig begangen werden könnten, weiß ich nicht bestimmt; doch dies weiß ich, daß sie fast nicht unwürdiger begangen werden können, als dieser. Nicht als ob es an Obelisken und Triumphbogen und Dekorationen, und Illuminationen, und Feuerwerken und Luftbällen und Canonaden gefehlt hätte, o behüte. Aber keine von allen Anstalten erinnerte an die Hauptgedanken, die Absicht, den Geist des Volks durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von Vergnügen zu zerstreuen, war überall herrschend, und wenn die Regierung einem Manne von Ehre hätte zumuthen wollen, durch die mâts de cocagne, und die jeux de caroussels, und die theatres forains und die escamoteurs, und die danseurs de corde mit Heiligkeit an die Göttergaben Freiheit und Frieden erinnert zu werden, so wäre dies beleidigender, als ein Faustschlag in sein Antlitz. — Rousseau ist immer das 4. Wort der Franzosen; und wie würde er sich schämen, wenn man ihm sagte, daß dies sein Werk sei? —

Doch ich muß schließen — Diesen Brief nimmt Alexander von Humboldt, der morgen früh mit seiner Familie von Paris abreiset, mit sich bis Weimar; und jetzt ist es 9 Uhr Abends. — Von mir kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich wenigstens ein Jahr hier bleiben werde, das Studium der Naturwissenschaft auf dieser Schule der Welt fortzusetzen. Wohin ich

dann mich wenden werde, und ob der Wind des Schicksals noch einmal mein Lebensschiff nach Dreßden treiben wird —? Ach, ich zweifle daran. Es ist wahrscheinlich, daß ich nie in mein Vaterland zurückkehre. In welchem Welttheile ich einst das Pflänzchen des Glückes pflücken werde, und ob es überhaupt irgendwo für mich blüht —? Ach, dunkel, dunkel ist das Alles. — Ich hoffe auf etwas Gutes, doch bin ich auf das Schlimmste gefaßt. Freude giebt es ja doch auf jedem Lebenswege, selbst das Bitterste ist doch auf kurze Augenblicke süß. Wenn nur der Grund recht dunkel ist, so sind auch matte Farben hell. Der helle Sonnenschein des Glücks, der uns verblendet, ist auch nicht einmal für unser schwaches Auge gemacht. Am Tage sehn wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Nacht ist, sehn wir in die Sterne — —

Und soll ich diesen Brief schließen, ohne Sie mit meiner ganzen Seele zu begrüßen? O mögte Ihnen der Himmel nur ein wenig von dem Glücke schenken, von dem Sie so viel, so viel verdienen. Auf die Erfüllung Ihrer liebsten Wünsche zu hoffen, zu hoffen —? Ja, immerhin. Aber sie zu erwarten —? Ach, liebe Freundinn, wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde. Sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht ist, in den Himmel. Wenn Sie auf diesem Sterne keinen Platz finden können, der Ihrer würdig ist, so finden Sie vielleicht auf einem andern einen um so bessern.

Und nun leben Sie wohl -- der Himmel schenke Ihnen einen heitern, frischen Morgen — einen Regenschauer in der Mittagshitze, — und einen stillen, kühlen, sternenklaren Abend, an welchem sich leicht und sanft einschlafen läßt. Heinrich Kleist.

N. S. Ich habe vergessen, Sie um eine Antwort zu bitten; war diese Bitte nöthig, oder würden Sie von selbst meinem Wunsche zuvorgekommen sein? — Noch Eines. Ich wollte auch Einsiedeln mit dieser Gelegenheit schreiben, aber ich weiß seinen Wohnort nicht, auch ist es jetzt wegen Mangel an Zeit nicht mehr möglich. Er hat mir so viele Gefälligkeit erzeigt, und ich fühle, daß ich ihm Dank schuldig bin. Wollen Sie es wohl übernehmen, ihm dies einmal gelegentlich mitzutheilen? Es wird ihn sehr interessiren, zu wissen, wie wir mit unsern Pferden, die er uns gekauft hat, zufrieden gewesen sind. Schreiben Sie ihm, daß es keine gesündern, dienstfertigern und fleißigern Thiere gab, als diese zwei Pferde. Wir haben sie unaufhörlich gebraucht, sie haben uns nie im Stiche gelassen, und wenn wir 14 Stunden an einem Tage gemacht hatten, so brauchten wir sie nur vollauf mit Haber zu füttern und ein wenig schmeichelnd hinter den Ohren zu kitzeln, so zogen sie uns am folgenden Tage noch 2 Stunden weiter. In 8 Tagen haben wir ohne auszuruhn von Straßburg bis Paris 120 Poststunden gemacht — Hier nun haben wir sie verkauft, und nie ist mir das Geld so verächtlich gewesen, als der Preis für diese Thiere, die wir gleichgültig der Peitsche des Philisters übergeben mußten, nachdem sie

uns mit allen ihren Kräften gedient hatten. Übrigens war dieser Preis 13 französische Louis d'or, circa 87 Thlr, also nur 2 Thaler Verlust. — Ein einziges Mal waren wir ein wenig böse auf sie, und das mit Recht, denke ich. Wir hatten ihnen nämlich in Butzbach, bei Frankfurt am Main, die Zügel abnehmen lassen vor einem Wirthshause, sie zu tränken und mit Heu zu füttern. Dabei war Ulrike so wie ich in dem Wagen sitzen geblieben, als mit einemmal ein Esel hinter uns ein so abscheuliches Geschrei erhob, daß wir wirklich grade so vernünftig sein mußten, wie wir sind, um dabei nicht scheu zu werden. Die armen Pferde aber, die das Unglück haben keine Vernunft zu besitzen, hoben sich hoch in die Höhe und giengen spornstreichs mit uns in vollem Carriere über das Steinpflaster der Stadt durch. Ich grif nach dem Zügel, aber die hiengen ihnen, aufgelöset, über der Brust, und ehe ich Zeit hatte, an die Größe der Gefahr zu denken, schlug schon der Wagen mit uns um, und wir stürzten — Und an einem Eselsgeschrei hieng ein Menschenleben? Und wenn es nun in dieser Minute geschlossen gewesen wäre, darum also hätte ich gelebt? Darum? Das hätte der Himmel mit diesem dunkeln, räthselhaften, irrdischen Leben gewollt, und weiter nichts —? Doch für diesmal war es noch nicht geschlossen, — wofür er uns das Leben gefristet hat, wer kann es wissen? Kurz, wir standen beide ganz frisch und gesund von dem Steinpflaster auf und umarmten uns. Der Wagen lag ganz umgestürzt, daß die Räder zu oberst standen, ein Rad war ganz zer-

schmettert, die Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen, das Alles kostete uns 3 Louis d'or und 24 Stunden, am andren Morgen gieng es weiter — Wann wird der letzte sein?

Grüßen Sie Alles, was mich ein wenig liebt, auch Ihren Bruder.

## 46. An Wilhelmine v. Zenge

Paris, d. 21. Juli, 1801.

Mein liebes Minchen, recht mit herzlicher Liebe erinnere ich mich in diesem Augenblicke Deiner — O sage, bist Du mir wohl noch mit so vieler Innigkeit, mit so vielem Vertrauen ergeben, als sonst? Meine schnelle Abreise von Berlin, ohne Abschied von Dir zu nehmen, der seltsame Dir halbunverständliche Grund, meine kurzen, trüben, verwirrten und dabei sparsamen Briefe — o sage, hat Dir nicht zuweilen eine Ahndung von Mißtrauen ein wenig das Herz berührt? Ach, ich verzeihe es Dir, und bin in meiner innersten Seele froh durch das Bewußtsein, besser zu sein, als ich scheine. Ja, meine liebe Freundinn, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängstigt hat, so war doch nicht mein Herz, sondern bloß meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philosophie, unfähig mich zu beschäfftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlassen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe

grade am Wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf einer Reise ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde — Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich meinem Abgrunde entgegen gienge — Und nur das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, mein gutes, treues, unschuldiges Mädchen, Dich, die sich mir ganz hingegeben hat, weil sie ihr Glück von mir erwartet — Ach, Wilhelmine, ich habe oft mit mir gekämpft, — und warum soll ich nicht das Herz haben, Dir zu sagen, was ich mich nicht schäme, mir selbst zu gestehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht sei, Dich zu verlassen? Ob es nicht meine Pflicht sei, Dich von dem zu trennen, der sichtbar seinem Abgrunde entgegen eilt? — Doch höre, was ich mir antwortete. Wenn Du sie verlässest, sagte ich mir, wird sie dann wohl glücklicher sein? Ist sie nicht doch auch dann um die Bestimmung ihres Lebens betrogen? Wird sich ein andrer Mann um ein Mädchen bewerben, dessen Verbindung weltbekannt ist? Und wird sie einen andern Mann lieben können, wie mich —? Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele — ach, liebe Freundinn, wer kann sich erwehren, ein wenig eigennützig zu sein? Soll ich mir denn, so fragte ich mich, die einzige Aussicht in der Zukunft zerstören, die mich noch ein wenig mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich auch den einzigen Wunsch meiner Seele fahren lassen, den Wunsch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich denn ohne Ziel,

ohne Wunsch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf diesem Sterne, mit dem Bewußtsein, niemals ein Örtchen zu finden, wo das Glück für mich blüht — Ach, Wilhelmine, es war mir nicht möglich, allen Ansprüchen auf Freude zu entsagen, und wenn ich sie auch nur in der entferntesten Zukunft fände. Und dann — ist es denn auch so gewiß, daß ich meinem Abgrund entgegen eile? Wer kann die Wendungen des Schicksals errathen? Giebt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich schnell unglücklich machte, kann nicht eine eben so unbegreifliche Fügung mich eben so schnell glücklich machen? Und wenn auch das nicht wäre, wenn auch der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unsern Tagen nicht eben sehr hoffen darf, habe ich denn nicht auch Hülfsmittel in mir selbst? Habe ich nicht Talent, und Herz und Geist, und ist meine gesunkene Kraft denn für immer gesunken? Ist diese Schwäche mehr als eine vorübergehende Krankheit, auf welcher Gesundheit und Stärke folgen? Kann ich denn nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich stolz, eitel, voll Vorurtheile? Ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen, und will ich einen größern Preis, als Freiheit, ein eignes Haus und Dich?

Küsse mein Bild, Wilhelmine, so wie ich so eben das Deinige geküßt habe — Doch höre. Eines muß ich Dir noch sagen, ich bin es Dir schuldig. Es ist gewiß, daß früh oder spät, aber doch gewiß einmal ein heitrer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu sein, und werde es nicht immer

bleiben. Aber — es kann ein Weilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müssen, wo ich sie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört Liebe — Was sagst Du dazu? Frage Dein Herz. Täusche mich nicht, so wie ich fest beschlossen habe, Dich niemals zu täuschen.

Jetzt muß ich Dir doch auch etwas von meiner Reise schreiben. — Weißt Du wohl, daß Dein Freund einmal dem Tode recht nahe war? Erschrick nicht, bloß nahe, und noch steht er mit allen seinen Füßen im Leben. Am folgenden Tage, nachdem ich meinen Brief an Dich in Göttingen auf die Post gegeben hatte, reiseten wir von dieser Stadt ab nach Frankfurt am Mayn. Fünf Meilen vor diesem Orte, in Butzbach, einem kleinen Städtchen, hielten wir an einem Morgen vor einem Wirthshause an, den Pferden Heu vorzulegen, wobei Johann ihnen die Zügel abnahm und wir beide sorglos sitzen blieben. Während Johann in dem Hause war, kommt ein Zug von Steineseln hinter uns her, und Einer von ihnen erhebt ein so gräßliches Geschrei, daß wir selbst, wenn wir nicht so vernünftig wären, scheu geworden wären. Unsere Pferde aber, die das Unglück haben, keine Vernunft zu besitzen, hoben sich kerzengrade in die Höhe, und giengen dann spornstreichs mit uns über dem Steinpflaster durch. Ich grif nach der Leine — aber die Zügel lagen den Pferden, aufgelöset, über der Brust, und ehe wir Zeit hatten an die Größe der Gefahr zu denken, schlug unser leichter Wagen schon um, und

wir stürzten — Also an ein Eselsgeschrei hieng ein Menschenleben? Und wenn es geschlossen gewesen wäre, darum hätte ich gelebt? Das wäre die Absicht des Schöpfers gewesen bei diesem dunkeln, räthselhaften irrdischen Leben? Das hätte ich darin lernen und thun sollen, und weiter nichts —? Doch, noch war es nicht geschlossen. Wozu der Himmel es mir gefristet hat, wer kann es wissen? — Kurz, wir standen beide, frisch und gesund von dem Steinpflaster auf, und umarmten uns. Der Wagen lag ganz umgestürzt, die Räder zu oberst, ein Rad war ganz zertrümmert, die Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen. Das kostete uns 3 Louis d'or und 24 Stunden; dann gieng es weiter — wohin? Gott weiß es.

Von Mainz aus machten wir eine Rheinreise nach Bonn. — Ach, Wilhelmine, das ist eine Gegend, wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt. Am ersten Tag, bis Coblenz, hatten wir gutes Wetter. Am zweiten, wo wir bis Cölln fahren wollten, erhob sich schon bei der Abfahrt ein so starker Sturm, in widriger Richtung, daß die Schiffer mit dem großen Postschiff, das ganz bedeckt ist, nicht weiter fahren wollten, und in einem trierischen Dorfe am Ufer landeten. Da blieben wir von 10 Uhr Morgends den ganzen übrigen Tag, immer hoffend, daß sich der Sturm legen würde. Endlich um 11 Uhr in der Nacht schien es, ein wenig ruhiger zu werden, und wir schifften uns mit der

ganzen Gesellschaft wieder ein. Aber kaum waren wir auf die Mitte des Rheins, als wieder ein so unerhörter Sturm loßbrach, daß die Schiffer das Fahrzeug gar nicht mehr regieren konnten. Die Wellen, die auf diesem breiten, mächtigen Strome, nicht so unbedeutend sind, als die Wellen der Oder, ergriffen das Schiff an seiner Fläche, und schleuderten es so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken, die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Ein Jeder klammerte sich alle Andern vergessend an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten — Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das nur dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigenthum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Wiederspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen mögte, wie ein unverständliches Buch, sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen

es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finster? Geduld — es wird nicht immer so sein, und ich sehne mich nach einem Tage, wie der Hirsch in der Mittagshitze nach dem Strome, sich hineinzustürzen — Aber Geduld! — Geduld —? Kann der Himmel die von seinen Menschen verlangen, da er ihnen selbst ein Herz voll Sehnsucht gab? Zerstreuung! Zerstreuung! — O wenn mir die Wahrheit des Forschens noch so würdig schiene, wie sonst, da wäre Beschäfftigung hier in diesem Orte vollauf — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es versuchen. Ich habe hier schon durch Humboldt und Lucchesini einige Bekanntschaften französischer Gelehrter gemacht, auch schon einige Vorlesungen besucht — Ach, Wilhelmine, die Menschen sprechen mir von Alkalien und Säuren, indessen mir ein allgewaltiges Bedürfniß die Lippe trocknet — Lebe wohl, wohl, schreibe mir bald, zum Troste.

Dein H. K.

(künftig etwas von Paris)

## 47. An Wilhelmine v. Zenge

Paris, d. 15. August, 1801.

Mein liebes Minchen, Dein Brief, und die paar Zeilen von Carln und Louisen haben mir außerordent-

lich viele Freude gemacht. Es waren seit 10 Wochen wieder die ersten Zeilen, die ich von Deiner Hand laß; denn die Briefe, die Du mir, wie Du sagst, während dieser Zeit geschrieben hast, müssen verloren gegangen sein, weil ich sie nicht empfangen habe. Desto größer war meine Freude, als ich heute auf der Post meine Adresse und Deine Hand erkannte — Aber denke Dir meinen Schreck, als der Postmeister meinen Paß zu sehen verlangte, und ich gewahr ward, daß ich ihn unglücklicherweise vergessen hatte —? Was war zu thun? Die Post ist eine starke halbe Meile von meiner Wohnung entfernt — Sollte ich zurücklaufen, sollte ich noch zwei Stunden warten, einen Brief zu erbrechen, den ich schon in meiner Hand hielt? — Ich bat den Postmeister, er mögte einmal eine Ausnahme von der Regel machen, ich stellte ihm die Unbequemlichkeit des Zurücklaufens vor, ich vertraute ihm an, wie viele Freude es mir machen würde, wenn ich den Brief mit mir zurücknehmen könnte, ich schwor ihm zu, daß ich Kleist sei und ihn nicht betrüge — Umsonst! Der Mann war unerbittlich. Schwarz auf weiß wollte er sehen, Mienen konnte er nicht lesen — Tausendfältig betrogen, glaubte er nicht mehr, daß in Paris jemand ehrlich sein könnte. Ich verachtete, oder vielmehr ich bemitleidete ihn, hohlte meinen Paß, und vergab ihm, als er mir Deinen Brief überlieferte. Ganz ermüdet lief ich in ein Caffehaus und laß ihn — und der Ernst, der in Deinem Briefe herrscht, Deine stille Bemühung, Dich immer mehr und mehr zu bilden, die Beschreibung Deines Zustandes, in

welchem Du Dich, so sehr ich Dich auch betrübe, doch noch so ziemlich glücklich fühlst, das Alles rührte mich so innig, daß ich es in dem Schauspielhause, in welches ich gegangen war, ein großes Stück zu sehen, gar nicht aushalten konnte, noch vor dem Anfang der Vorstellung wieder herauslief, und jetzt, noch mit aller Wärme der ersten Empfindung, mich niedersetze, Dir zu antworten.

Du willst, ich soll Dir etwas von meiner Seele mittheilen? Mein liebes Mädchen, wie gern thue ich das, wenn ich hoffen kann, daß es Dich erfreuen wird. Ja, seit einigen Wochen scheint es mir, als hätte sich der Sturm ein wenig gelegt — Kannst Du Dir wohl vorstellen, wie leicht, wie wehmüthig froh dem Schiffer zu Muthe sein mag, dessen Fahrzeug in einer langen finstern stürmenden Nacht, gefährlich-wankend, umhergetrieben ward, wenn er nun an der sanftern Bewegung fühlt, daß ein stiller, heitrer Tag anbrechen wird? Etwas Ähnliches empfinde ich in meiner Seele — O mögtest Du auch ein wenig von der Ruhe genießen, die mir seit einiger Zeit zu Theil geworden ist, mögtest Du, wenn Du diesen Brief liesest auch einmal ein wenig froh sein, so wie ich es jetzt bin, da ich ihn schreibe. Ja, vielleicht werde ich diese Reise nach Paris, von welcher ich keinem Menschen, ja sogar mir selbst nicht Rechenschaft geben kann, doch noch segnen. Nicht wegen der Freuden, die ich genoß, denn sparsam waren sie mir zugemessen; aber alle Sinne bestätigen mir hier, was längst mein Gefühl mir sagte, nämlich daß uns die Wissenschaften

weder besser noch glücklicher machen, und ich hoffe daß mich das zu einer Entschließung führen wird. O ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird —? Gott weiß es. Sie ist reifer zum Untergange als irgend eine andere europäische Nation. Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseaus, Helvetius, Voltaires stehen, so denke ich, was haben sie genutzt? Hat ein einziges seinen Zweck erreicht? Haben sie das Rad aufhalten können; das unaufhaltsam stürzend seinem Abgrund entgegeneilt? O hätten alle, die gute Werke geschrieben haben, die Hälfte von diesem Guten gethan, es stünde besser um die Welt. Ja selbst dieses Studium der Naturwissenschaft, auf welches der ganze Geist der französischen Nation mit fast vereinten Kräften gefallen ist, wohin wird es führen? Warum verschwendet der Staat Millionen an alle diese Anstalten zur Ausbreitung der Gelehrsamkeit? Ist es ihm um Wahrheit zu thun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen andern Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden. — Und worauf? Auf Künste und Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch versinnlichen, den raffinirtesten Luxus noch raffiniren. — Und wenn am Ende auch das üppigste und verwöhnteste Bedürfniß keinen Wunsch mehr ersinnen kann, was ist dann —? O wie un=

begreiflich ist der Wille, der über die Menschengattung waltet! Ohne Wissenschaft zittern wir vor jeder Lufterscheinung, unser Leben ist jedem Raubthier ausgesetzt, eine Giftpflanze kann uns tödten — und sobald wir in das Reich des Wissens treten, sobald wir unsre Kenntnisse anwenden, uns zu sichern und zu schützen, gleich ist der erste Schrit zu dem Luxus und mit ihm zu allen Lastern der Sinnlichkeit gethan. Denn wenn wir zum Beispiel die Wissenschaften nutzen, uns vor dem Genuß giftiger Pflanzen zu hüten, warum sollen wir sie nicht auch nutzen, wohlschmeckende zu sammeln, und wo ist nun die Grenze hinter welcher die poulets à la suprême und alle diese raffinements der französischen Kochkunst liegen? Und doch — gesetzt, Rousseau hätte in der Beantwortung der Frage, ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, recht, wenn er sie mit nein beantwortet, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen! Denn es mußten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt werden konnten, wie nöthig waren, einzusehen, daß man keine haben müßte. Nun also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen; und somit fienge das Elend wieder von vorn an. Denn der Mensch hat ein unwidersprechliches Bedürfniß sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Thier. Sein moralisches Bedürfniß treibt ihn zu den Wissenschaften an, wenn dies auch kein physisches thäte. Er wäre also, wie Irion, verdammt, ein Rad auf einen Berg zu wälzen, das halb erhoben, immer wieder in den

Abgrund stürzt. Auch ist immer Licht, wo Schatten ist, und umgekehrt. Wenn die Unwissenheit unsre Einfalt, unsre Unschuld und alle Genüsse der friedlichen Natur sichert, so öffnet sie dagegen allen Gräueln des Aberglaubens die Thore — Wenn dagegen die Wissenschaften uns in das Labyrinth des Luxus führen, so schützen sie uns vor allen Gräueln des Aberglaubens. Jede reicht uns Tugenden und Laster, und wir mögen am Ende aufgeklärt oder unwissend sein, so haben wir dabei so viel verloren, als gewonnen. — Und so mögen wir denn vielleicht am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht — Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck seines Daseins und seine Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht giebt — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten und mit Andacht ißt er ihn auf — Wenn die Überzeugung solche Thaten rechtfertigen kann, darf man ihr trauen? — Was heißt das auch, etwas Böses thun, der Wirkung nach? Was ist böse? Absolut böse? Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind

die Dinge der Welt, jede Handlung ist die Mutter von Millionen andern, und oft die schlechteste erzeugt die beßten — Sage mir, wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses gethan? Etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort —? Und was uns auch die Geschichte von Nero, und Attila, und Cartouche, von den Hunnen, und den Kreuzzügen, und der spanischen Inquisition erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen sich, und die Menschen leben, genießen, und sterben nach wie vor. — Ja, thun, was der Himmel sichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das ist genug — Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde — und dann sterben — Dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. Freiheit, ein eignes Haus, und ein Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch seine drei Gelübde! O um diesen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren lassen und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten — Nachruhm! Was ist das für ein seltsames Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist? O über den Irrthum, der die Menschen um zwei Leben betrügt, der sie selbst nach dem Tode noch äfft! Denn wer kennt die Namen der Magier und ihre Weis-

heit? Wer wird nach Jahrtausenden von uns und unserm Ruhme reden? Was wissen Asien, und Afrika und Amerika von unsern Genien? Und nun die Planeten —? Und die Sonne —? Und die Milchstraße —? Und die Nebelflecke —? Ja, unsinnig ist es, wenn wir nicht grade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen! Das ist der Preis des Lebens! Ja, wahrlich, wenn wir seiner niemals froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen, warum gabst Du es mir? Lebensgenuß seinen Geschöpfen zu geben, das ist die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menschen ist es, ihn zu verdienen. Ja, es liegt eine Schuld auf den Menschen, etwas Gutes zu thun, verstehe mich recht, ohne figürlich zu reden, schlechthin zu thun — Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einsehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entschluß bewirken — Sei ruhig, bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele, zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen — thue ich es noch einmal, so ist es das letztemal — denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne sie. Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Dürfte ich auf meine eigne Bildung keine Kräfte verschwenden, so würde ich vielleicht jetzt schon wählen. Aber noch fühle ich meine eigne Blößen. Ich habe den Lauf meiner Studien

plötzlich unterbrochen, und werde das Versäumte hier nachholen, aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck — Erlaß es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt und ein geschriebenes Wort ist ewig. Aber hoffe das Beßte — Ich werde Dich endlich einmal erfreuen können, Wilhelmine, und Deine Sorge sei es, mir die Innigkeit Deiner Liebe aufzubewahren, ohne welche ich in Deinen Armen niemals glücklich sein würde. Kein Tag möge vergehen, ohne mich zu sehen — Du kannst mich leicht finden, wenn Du in die Gartenlaube, oder in Carls Zimmer, oder an den Bach gehst, der aus den Linden in die Oder fließt — So möge die Vergangenheit und die Zukunft Dir die Gegenwart versüßen, so mögest Du träumend glücklich sein, bis — bis — — — Ja, wer könnte das aussprechen —?

Lebe wohl, ich drücke Dir einen langen Kuß auf die Lippen — — Adieu Adieu —

N. S. Gieb das folgende Blat Louisen, das Billet schicke Carln. Grüße Deine Eltern — sage mir, warum bin ich unruhig so oft ich an sie denke, und doch nicht, wenn ich an Dich denke? — Das macht, weil wir uns verstehen — O mögte doch die ganze Welt in mein Herz sehen! Ja, grüße sie, und sage ihnen daß ich sie ehre, sie mögen auch von mir denken, was sie wollen. Schreibe bald (Ich habe Dir schon von Paris aus einmal geschrieben) — aber nicht mehr poste restante, sondern dans la rue Noyer, No 21.

## 48. An Luise v. Zenge

Paris, d. 16. August, 1801.

Empfangen Sie, goldnes Louischen, zum Lohne für Ihre lieben, in Carls Schreiben eingeschloßnen, Worte diesen Brief aus Paris. Sie beneiden mich, wie es scheint, um meinen Aufenthalt und wünschen an meiner Stelle zu sein. Wenn Sie mir folgen wollen, so will ich Ihren Geist in die Nähe der Coulissen führen, die aus der Ferne betrachtet, so reizend scheinen. Aber erschrecken müssen Sie nicht, wenn Sie die Gestalten ein wenig mit Farben überladen und ein wenig grob gezeichnet finden.

Denken Sie sich in der Mitte zwischen drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ohngefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeschobenen Häusern, welche schmal in die Höhe wachsen, gleichsam den Boden zu vervielfachen, denken Sie sich alle diese Häuser durchgängig von jener blassen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige schöne, edle, aber einzeln in der Stadt zerstreut, denken Sie sich enge, krumme, stinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Koth mit Staub und Staub mit Koth abwechseln, denken Sie sich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt trit, aber schmutzig und mit tausend Unrath geschwängert, sie verläßt, und der in fast grader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen —

denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt, deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint.

Verrath, Mord und Diebstahl sind hier ganz unbedeutende Dinge, deren Nachricht niemanden afficirt. Ein Ehebruch des Vaters mit der Tochter, des Sohnes mit der Mutter, ein Todtschlag unter Freunden und Anverwandten sind Dinge, dont on a eu d'exemple, und die der Nachbar kaum des Anhörens würdigt. Kürzlich wurden einer Frau 50000 Rth. gestohlen, fast täglich fallen Mordthaten vor, ja vor einigen Tagen starb eine ganze Familie an der Vergiftung; aber das Alles ist das langweiligste Ding von der Welt, bei deren Erzählung sich jedermann ennuyirt. Auch ist es etwas ganz Gewöhnliches, einen todten Körper in der Seine oder auf der Straße zu finden. Ein solcher wird dann in einem an dem pont St. Michel dazu bestimmten Gewölbe geworfen, wo immer ein ganzer Haufe übereinander liegt, damit die Anverwandten, wenn ein Mitglied aus ihrer Mitte fehlt, hinkommen und es finden mögen. Jedes Nationalfest kostet im Durchschnitt zehn Menschen das Leben. Das sieht man oft mit Gewißheit vorher, ohne darum dem Unglück vorzubeugen. Bei dem Friedensfest am 14. Juli stieg in der Nacht ein Ballon mit einem eisernen Reifen in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befestigt war, das in der Luft abbrennen, und dann den Ballon entzünden sollte. Das Schauspiel war schön, aber es war voraus zu sehen, daß wenn der Ballon in Feuer aufgegangen war, der Reifen auf

ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menschen war. Aber ein Menschenleben ist hier ein Ding, von welchem man 800000 Exemplare hat — der Ballon stieg, der Reifen fiel, ein Paar schlug er todt, weiter war es nichts.

Zwei Antipoden können einander nicht fremder und unbekannter sein, als zwei Nachbarn von Paris, und ein armer Fremdling kann sich gar an niemanden knüpfen, niemand knüpft sich an ihn — zuweilen gehe ich durch die langen, krummen, engen, schmutzigen, stinkenden Straßen, ich winde mich durch einen Haufen von Menschen, welche schreien, laufen, keuchen, einander schieben, stoßen, umdrehen, ohne es übel zu nehmen, ich sehe Einen fragend an, er sieht mich wieder an, ich frage ihn ein Paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyirt sich, wir sind einander herzlich satt, er empfiehlt sich, ich verbeuge mich, und wir haben einander vergessen, so bald wir um die Ecke sind — Geschwind laufe ich nach dem Louvre, und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceischen Venus, oder trete unter die italienischen Tableaus, wo Menschen auf Leinwand gemahlt sind —

Übrigens muß man gestehen, daß es vielleicht nirgends Unterhaltung giebt, als unter den Franzosen. Man nenne einem Deutschen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tausendmal mit seinem Geiste anfassen, drehen und wenden, bis er es von allen Seiten kennt, und Alles, was sich davon sagen läßt erschöpft hat. Dagegen ist

der zweite Gedanke über ein und dasselbe Ding dem Franzosen langweilig. Er springt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunst, gewinnt jedem Dinge die interessante Seite ab, spricht mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften, und wenn man dem eine Viertelstunde zugehört hat, so ist es, als ob man in einen Kuckkasten gesehen hätte. Man versucht es, seinen Geist zwei Minuten lang an einem heiligen Gegenstand zu fesseln: er wird das Gespräch kurzweg mit einem ah ba! abbrechen. Der Deutsche spricht mit Verstand, der Franzose mit Witz. Das Gespräch des Erstern ist wie eine Reise zum Nutzen, das Gespräch des Andern wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutsche geht um das Ding herum, der Franzose fängt den Lichtstrahl auf, den es ihm zuwirft und geht vorüber.

Zwei Reisende, die zu zwei verschiednen Zeiten nach Paris kommen, sehen zwei ganz verschiedene Menschenarten. Ein Aprillmonat kann kaum so schnell mit der Witterung wechseln, als die Franzosen mit der Kleidung. Bald ist ein Rock zu eng für Einen, bald ist er groß genug für zwei, und ein Kleid, das sie heute einen Schlafrock nennen, tragen sie morgen zum Tanze, und umgekehrt. Dabei sitzt ihnen der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken, bald haben sie kurze Ärme, bald keine Hände, die Füße scheinen bald einem Hottentotten, bald einem Sineser anzugehören, und die Philosophen mögen uns von der Menschengattung erzählen, was sie wollen, in Frank-

reich gleicht jede Generation weder der, von welcher sie abstammt, noch der, welche ihr folgt.

Seltsam ist die Verachtung, in welcher der französische Soldat bei dem französchen Bürger steht. Wenn man die Sieger von Marengo mit den Siegern von Maraton, und selbst mit den Überwundenen von Cannä vergleicht, so muß man gestehen, daß ihnen ein trauriges Schicksal geworden ist. Von allen Gesellschaften, die man hier du ton nennt, sind die französischen Helden ausgeschlossen — warum? Weil sie nicht artig genug sind. Denn dem Franzosen ist es nicht genug, daß ein Mensch eine große, starke, erhabene Seele zeige, er will auch, daß er sich zierlich betrage, und ein Officier möge eine That begangen haben, die Bayards oder Turenne's würdig wäre, so ist das hinreichend, von ihm zu sprechen, ihn zu loben und zu rühmen, nicht aber mit ihm in Gesellschaften zu sein. Tanzen soll er, er soll wenigstens die 4 französischen Positionen und die 15 Formeln kennen, die man hier Höflichkeiten nennt, und selbst Achilles und Hektor würden hier kalt empfangen werden, weil sie keine éducation hatten, und nicht amusant genug waren.

Eine ganz rasende Sucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzosen und treibt sie von einem Orte zum andern. Sie ziehen den ganzen Tag mit allen ihren Sinnen auf die Jagd, den Genuß zu fangen, und kehren nicht eher heim, als bis die Jagdtasche bis zum Ekel angefüllt ist. Ganze Haufen von Affischen laden überall den Einwohner und den Fremdling zu Festen ein. An allen Ecken der Straßen und auf allen

öffentlichen Plätzen schreit irgend ein Possenreißer seine Künste aus, und lockt die Vorübergehenden vor seinen Kuckkasten oder fesselt sie, wenigstens auf ein Paar Minuten, durch seine Sprünge und Faxen. Selbst mit dem Schauspiele oder mit der Oper, die um 11 Uhr schließt, ist die Jagd noch nicht beendigt. Alles strömt nun nach öffentlichen Orten, der gemeinere Theil in das palais royal, und in die Caffeehäuser, wo entweder ein Concert von Blinden, oder ein Bauchredner oder irgend ein andrer Harlekin die Gesellschaft auf Kosten des Wirthes vergnügt, der vornehmere Theil nach Frascati oder dem pavillon d'Hannovre, zwei fürstlichen Hotels, welche seit der Emigration ihrer Besitzer das Eigenthum ihrer Köche geworden sind. Da wird dann der letzte Tropfen aus dem Becher der Freude wollüstig eingeschlürft: eine prächtige Gruppe von Gemächern, die luxuriösesten Getränke, ein schöner Garten, eine Illumination und ein Feuerwerk — Denn nichts hat der Franzose lieber, als wenn man ihm die Augen verblendet.

Das, goldnes Louischen, sind die Vergnügen dieser Stadt. Ist es nicht entzückend, ist es nicht beneidenswürdig, so viel zu genießen? —? Ach, zuweilen wenn ich dem Fluge einer Rakete nachsehe, oder in den Schein einer Lampe blicke oder ein künstliches Eis auf meiner Zunge zergehen lasse, wenn ich mich dann frage: genießest Du —? O dann fühle ich mich so leer, so arm, dann bewegen sich die Wünsche so unruhig, dann treibt es mich fort aus dem Getümmel unter den Himmel der Nacht, wo die Milchstraße und die Nebelflecke dämmern —

Ja, zuweilen, wenn ich einmal einen Tag widmete mit dem Haufen auf diese Jagd zu ziehen, die man doch auch kennen lernen muß, wenn ich dann, ohne Beute, ermüdet zurückkehre, und still stehe auf dem pont-neuf, über dem Seine-strom, diesem einzigen schmalen Streifen Natur, der sich in diese unnatürliche Stadt verirrte, o dann habe ich eine unaussprechliche Sehnsucht, hinzufliegen nach jener Höhe, welche bläulich in der Ferne dämmert, und alle diese Dächer und Schornsteine aus dem Auge zu verlieren, und nichts zu sehen, als rundum den Himmel — Aber giebt es einen Ort in der Gegend dieser Stadt, wo man ihrer nicht gewahr würde?

Überdrüßig aller dieser Feuerwerke und Illuminationen und Schauspiele und Possenreißereien hat ein Franzose den Einfall gehabt, den Einwohnern von Paris ein Vergnügen von einer ganzen neuen Art zu bereiten, nämlich das Vergnügen an der Natur. Der Landgraf von Hessen Kassel hat sich auf der Wilhelmshöhe eine gothische Ritterburg, und der Kurfürst von der Pfalz in Schwetzingen eine türkische Moschee erbaut. Sie besuchen zuweilen diese Orte, beobachten die fremden Gebräuche und versetzen sich so in Verhältnisse, von welchen sie durch Zeit und Raum getrennt sind. Auf eine ähnliche Art hat man hier in Paris die Natur nachgeahmt, von welcher die Franzosen weiter, als der Landgraf von der Ritterzeit und der Kurfürst von der Türkei, entfernt sind. Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, stinkende Stadt, und geht in die — Vorstadt, die große, einfältige,

rührende Natur zu genießen. Man bezahlt (im hameau de Chantilly) am Eingange 20 sols für die Erlaubniß, einen Tag in patriarchalischer Simplicität zu durchleben. Arm in Arm wandert man, so natürlich wie möglich, über Wiesen, an dem Ufer der Seen, unter dem Schatten der Erlen, hundert Schritte lang, bis an die Mauer, wo die Unnatur anfängt — dann kehrt man wieder um. Gegen die Mittagszeit (das heißt um 5 Uhr) sucht jeder sich eine Hütte, der Eine die Hütte eines Fischers, der Andere die eines Jägers, Schiffers, Schäfers usw. usw. jede mit den Insignien der Arbeit und einem Namen bezeichnet, welchen der Bewohner führt, so lange er sich darin aufhält. Fünfzig Laquaien, aber ganz natürlich gekleidet, springen umher, die Schäfer- oder die Fischer-Familie zu bedienen. Die raffinirtesten Speisen und die feinsten Weine werden aufgetragen, aber in hölzernen Näpfen und in irdenen Gefäßen; und damit nichts der Täuschung fehle, so ißt man mit Löffeln von Zinn. Gegen Abend schifft man sich zu zwei und zwei ein, und fährt, unter ländlicher Musik, eine Stunde lang spatzieren auf einem See, welcher 20 Schritte im Durchmesser hat. Dann ist es Nacht, ein Ball unter freiem Himmel beschließt das romantische Fest, und jeder eilt nun aus der Natur wieder in die Unnatur hinein —

Große, stille, feierliche Natur, Du, die Cathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen in den Rauchfässern der Blumen gegen die Altäre der

Felder, an welchen Gott Messe lieset und Freuden austheilt zum Abendmahl unter der Kirchenmusik, welche die Ströme und die Gewitter rauschen, indessen die Seelen entzückt ihre Genüsse an dem Rosenkranze der Erinnerung zählen — so spielt man mit Dir —?

Zwei waren doch an diesem Abend in dem hameau de Chantilly, welche genossen; nämlich ein Jüngling und ein Mädchen, welche, ohne zu tanzen, dem Spiele in einiger Entfernung zusahen. Sie saßen unter dem Dunkel der Bäume, nur matt von den Lampen des Tanzplatzes erleuchtet — nebeneinander, versteht sich; und ob sie gleich niemals lachten, so schienen sie doch so vergnügt, daß ich mich selbst an ihrer Freude erfreute, und mich hinter sie setzte in der Ferne, wo sie mich nicht sahen. Sie hatten beide die nachbarlichen Ärme auf ein Geländer gelehnt, das ihren Rücken halb deckte. Das geschah aber bloß, um sich zu stützen. Die Kante war schmal, und die warmen Hände mußten zuweilen einander berühren. Das geschah aber so unmerklich, daß es niemand sah. Sie sahen sich meistens an, und sprachen wenig, oder viel, wie man will. Wenn sie mit eigentlichen Worten sprachen, so war es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten sie einander mehr die Wangen, als das Ohr zu, und es schien, als ob es ihnen mehr um den Athem, als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz glühte wie ein Wunsch — — Zuweilen sahen sie, mit feuchten Blicken, träumend in den Schein der Lampen — Es schien, als folgten sie der Musik in ein unbekanntes Land — Dann, schüchtern, mit einemmale

zählten sie die Menschen und wogen ihre Mienen — Als sie mich erblickten, warfen sie ihre Augen auf den Boden, als ob sie ihn suchten — Da stand ich auf, und gieng weg —

Wohin? Fragen Sie das —? Nach Frankfurt gieng ich —

Ich wüßte nichts mehr hinzuzusetzen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund H. K.

N. S. Weil doch kein Blat unbeschrieben die Reise von Paris nach Frankfurt machen soll, so schreibe ich Ihnen noch ein Paar Moden. Das ist Ihnen doch lieb? Binden Sie die Bänder Ihrer Haube so, von dem Ohre an die Kante der Wangen entlang, daß die Schleife grade die Mitte des Kinns schmückt — oder werfen Sie, wenn Sie ausgehen, den Schleier, der an Ihrem Haupte befestigt ist, so um das Haupt Ihrer Schwester, daß er, à l'inséparable, beide bedeckt — und Sie sehen aus wie eine Pariser Dame au dernier goût.

## 49. An Wilhelmine v. Zenge

Paris, d. 10. Octobr, 1801.

Liebe Wilhelmine. Also mein letzter Brief hat Dir so viele Freude gemacht? O mögte Dir auch dieser, unter so vielen trüben Tagen, ein Paar froher Stunden schenken! Andere beglücken, es ist das reinste Glück auf dieser Erde. — Nur schwer ist es, wenn wir selbst nicht glücklich sind, und Andere doch grade in unserm Glücke das ihrige setzen. — Indessen fühle

ich mich doch wirklich von Tage zu Tage immer heiterer und heiterer, und hoffe, daß endlich die Natur auch mir einmal das Maas von Glück zumessen wird, das sie allen ihren Wesen schuldig ist. Auf welchem Wege ich es suchen soll, darüber bin ich freilich noch nicht recht einig, obgleich sich mein Herz fast überwiegend immer zu einem neigt — Aber ob auch Dein Herz sich dazu neigen wird? —? Ach, Wilhelmine, da bin ich fast schüchtern in der Mittheilung. Aber wenn ich denke, daß Du meine Freundinn bist, so schwindet alle Zurückhaltung, und darum will ich Dir die mancherlei Gedanken, die meine Seele jetzt für die Zukunft bearbeitet, mittheilen.

Ein großes Bedürfniß ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, etwas Gutes zu thun. Ja, ich glaube fast, daß dieses Bedürfniß bis jetzt immer meiner Trauer dunkel zum Grunde lag, und daß ich mich jetzt seiner bloß deutlich bewußt geworden bin. Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die, wie eine Ehrenschuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt. Vielleicht kannst Du Dir, wie dringend dieses Bedürfniß ist, nicht lebhaft vorstellen. Aber das kommt, weil Dein Geschlecht ein leidendes ist — Besonders seitdem mich die Wissenschaften gar nicht mehr befriedigen, ist dieses Bedürfniß in mir rege geworden. Kurz, es steht fest beschlossen in meiner Seele: ich will diese Schuld abtragen.

Wenn ich mich nun aber umsehe in der Welt, und frage: wo giebt es denn wohl etwas Gutes zu thun?

— ach, Wilhelmine, darauf weiß ich nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber — liebes Mädchen, Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßstabe der Welt beurtheilen. Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß der Welt zu passen. Ich finde viele ihrer Einrichtungen so wenig meinem Sinn gemäß, daß es mir unmöglich wäre, zu ihrer Erhaltung oder Ausbildung mitzuwirken. Dabei wüßte ich doch oft nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen — Ach, es ist so schwer, zu bestimmen, was gut ist, der Wirkung nach. Selbst manche von jenen Thaten, welche die Geschichte bewundert, waren sie wohl g u t in diesem reinen Sinne? Ist nicht oft ein Mann, der e i n e m Volke nützlich ist, verderblich für zehn andere? — Ach, ich kann Dir das Alles gar nicht aufschreiben, denn das ist ein endloses Thema. — Ich wäre auch in einer solchen Lage nicht glücklich, o gar nicht glücklich. Doch das sollte mich noch nicht abhalten, hineinzutreten, wüßte ich nur etwas wahrhaft Gutes, etwas, das mit

meinen innern Forderungen übereinstimmt, zu leisten. — Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigne Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen [ist]. Wenigstens würde ich ohne Erniedrigung kaum, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können. Und doch würde ich auch dieses saure Mittel nicht scheuen, wenn es mich nur auch, zum Lohne, an meinen Zweck führte. — Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Wert haben, so ist es nur, in so fern sie vorbereiten zum Handeln. Aber unsere Gelehrten, kommen sie wohl, vor allem Vorbereiten, jemals zum Zweck? Sie schleifen unaufhörlich die Klinge, ohne sie jemals zu brauchen, sie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptsache zu thun. — Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurück zu kehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinweg setzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beschéert wäre, das mich und Dich empfienge — Du wirst mich, wegen dieser Abhängigkeit von dem Urtheile Anderer, schwach nennen, und ich muß Dir darin Recht geben, so unerträglich mir das Gefühl auch ist. Ich selbst habe freilich durch einige seltsamen Schritte die Erwartung der Menschen gereizt; und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich denn grade ihre Er-

wartung erfüllen? O es ist mir zur Last — Es mag wahr sein, daß ich so eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen. Kenntnisse, was sind sie? Und wenn Tausende mich darin überträfen, übertreffen sie mein Herz? Aber davon halten sie nicht viel — Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt auch wegen meiner Vermögensumstände fast nicht mehr. Ach, Wilhelmine, wie viele traurige Vorstellungen ängstigen mich unaufhörlich, und Du willst, ich soll Dir vergnügt schreiben? Und doch — habe noch ein wenig Geduld. Vielleicht, wenn der Anfang dieses Briefes nicht erfreulich ist, so ist es sein Ende. — Nahrungssorgen, für mich allein, sind es doch nicht eigentlich, die mich sehr ängstigen, denn wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, so könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld — o nichts davon. Ich habe mir, da ich unter den Menschen in dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde (denn ich gehe wenig aus) ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastarde nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterinn das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. — Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, das ist genug. Denn nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr

drängte, werde ich etwas thun, das meinen innern Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche. — Nun, liebe Wilhelmine, komme ich auf das Erfreuliche. Fasse Muth, sieh mein Bild an, und küsse es. — Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor die Seele — aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst, und nicht kindisch-träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. — Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie 50 Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Heerd nieder, und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst, nennen sie sich weise. — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, als sie, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? — Unter den persischen Magiern gab es ein religiöses Gesetz: ein Mensch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieses, ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen. — Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese. Das *soll* ich thun, das weiß ich *bestimmt* — Ach, Wilhelmine, welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung *ganz* nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften!! Ach, der unseelige Ehrgeiz, er ist ein Gift für alle Freuden. — Darum will ich mich losreißen, von allen Verhältnissen, die mich unaufhörlich zwingen zu streben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht. —

Was meinst Du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch Deine Phantasie nicht bestechen wollte. Denn sonst giebt es wohl keine Lage, die für ein reines Herz so unüberschwenglich reich an Genüssen wäre, als diese. — Die Romane haben unsern Sinn verdorben. Denn durch sie hat das Heilige aufgehört, heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, einfältigste Glück ist zu einer bloßen Träumerei herabgewürdigt worden. — Doch wie gesagt, ich will Deine Phantasie nicht bestechen. Ich will die schöne Seite dieses Standes gar nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geschmack an diesem Gedanken finden kannst. Für jetzt prüfe bloß mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichsten Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden mögte, wird mich nicht irre führen. Ein jeder hat seine eigne Art, glücklich zu sein, und niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen sein soll. Was ich thue, ist nichts Böses, und die Menschen mögen über mich spötteln so viel sie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden sie mich ehren müssen. — Doch wenn auch das nicht wäre, ich selbst ehre mich. Meine Vernunft will es so, und das ist genug.

Aber nun, Wilhelmine, wenn ich diese Forderung

meiner Vernunft erfülle, wenn ich mir ein Landgut kaufe, bleibt mir dann kein Wunsch übrig? Fehlt mir dann nichts mehr? Fehlt mir nicht noch ein Weib? Und giebt es ein anderes für mich, als Du? Ach, Wilhelmine, wenn es möglich wäre, wenn Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zusammenfielen! Denke an die heiligen Augenblicke, die wir durchleben könnten! Doch nichts davon, für jetzt — Denke jetzt vielmehr nur an das, was Dir in dieser Lage vielleicht weniger reizend scheinen mögte. Denke an das Geschäfft, das Dir anheimfiele — aber dann denke auch an die Liebe, die es belohnen wird. — Wilhelmine! — Ach, viele Hindernisse schrecken mich fast zurück. Aber wenn es möglich wäre, sie zu übersteigen! — Wilhelmine! Ich fühle, daß es unbescheiden ist, ein solches Opfer von Dir zu verlangen. Aber wenn Du es mir bringen könntest! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben ist von der Art, daß es einen solchen Schrit nicht unmöglich macht. — Indessen, vielleicht ist es doch anders. Ängstige Dich darum nicht. Ich habe kein Recht auf solche Aufopferungen, und wenn Du dieß mir verweigerst, so werde ich darum an Deiner Liebe nicht zweifeln. — Indessen, liebes Mädchen, weiß ich nur fast keinen andern Ausweg. Ich habe mit Ulriken häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das Mädchen thut Alles Mögliche, mich, wie sie meint, auf den rechten Weg zurückzuführen. Aber das ist eben das Übel, daß jeder seinen Weg für den rechten hält. — Wenn Du einstimmen könntest in meinen

innigsten Wunsch, dann, Wilhelmine, dann will ich Dir zeigen, welch' ein Glück uns bevorsteht, an das kein anderes reicht. Dann erwarte einen froheren Brief von mir — Wenn ein solcher Schrit wirklich Dein Glück begründen könnte, so wird auch Dein Vater nichts dagegen einwenden. — Antworte mir bald. Mein Plan ist, den Winter noch in dieser traurigen Stadt zuzubringen, dann auf das Frühjahr nach der Schweiz zu reisen, und mir ein Örtchen auszusuchen, wo es Dir und mir und unsern Kindern einst wohlgefallen könnte. — Ich muß diesen Brief auf die Post tragen, denn mit Sehnsucht sehe ich Deiner Antwort entgegen. H. K.

## 50. An Wilhelmine v. Zenge

Paris, d. 27. Octobr 1801.

Liebe Wilhelmine, Du wirst ohne Zweifel schon meinen letzten Brief, in welchem ich Dir meinen Plan für die Zukunft mittheilte, nämlich mich in der Schweiz anzukaufen, empfangen haben. Was sagst Du dazu? Freiheit, die edelste Art der Arbeit, ein Eigenthum, ein Weib — ach, liebes Mädchen, für mich ist kein Loos wünschenswerther, als dieses. Aber auch für Dich? Stelle Dir Deine Lage nicht so reizlos vor. Sie ist es freilich für jeden dem der rechte Sinn fehlt. Aber darf ich das von Dir fürchten? Bist Du an Pracht und Verschwendung gewöhnt? Sind die Vergnügungen des Stadtlebens nicht auch flache Freuden für Dich?

Kann Deine Seele sie genießen? Und bleibt nicht immer noch ein Wunsch unerfüllt, den nur allein eine solche Zukunft, wie ich sie Dir bereite, erfüllen kann? — Liebe Wilhelmine, ich habe, Deine Einbildungskraft nicht zu bestechen, in meinem letzten Briefe Dich gebeten, für die erste Zeit meinen Plan nur an seiner weniger reizenden Seite zu prüfen. Aber nun stelle Dir auch einmal seine reizende vor, und wenn Du mit dem rechten Sinn Vortheile und Nachtheile abwägst, o tief, tief sinkt die Schaale des Glückes. Höre mich einmal an, oder vielmehr beantworte mir diese eine Frage: Welches ist das höchste Bedürfniß des Weibes? Ich müßte mich sehr irren, wenn Du anders antworten könntest, als: die Liebe ihres Mannes. Und nun sage mir, ob irgend eine Lage alle Genüsse der Liebe so erhöhen, ob irgend ein Verhältniß zwei Herzen so fähig machen kann, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, als ein stilles Landleben? — Glaubst Du daß sich die Leute in der Stadt lieben? Ja, ich glaube es, aber nur in der Zeit, wo sie nichts Besseres zu thun wissen. Der Mann hat ein Amt, er strebt nach Reichthum und Ehre, das kostet ihm Zeit. Indessen würde ihm doch noch einige für die Liebe übrig bleiben. Aber er hat Freunde, er liebt Vergnügungen, das kostet ihm Zeit. Indessen würde ihm doch noch einige für die Liebe übrig bleiben. Aber wenn er in seinem Hause ist, so ist sein zerstreuter Geist außer demselben, und so bleiben nur ein Paar Stunden übrig, in welchen er seinem Weibe ein Paar karge Opfer bringt — Etwas Ähnliches gilt von dem

Weibe, und das ist ein Grund, warum ich das Stadtleben fürchte. Aber nun das Landleben! Der Mann arbeitet; für wen? Für sein Weib. Er ruht aus; wo? bei seinem Weibe. Er geht in die Einsamkeit; wohin? zu seinem Weibe. Er geht in Gesellschaften; wohin? zu seinem Weibe. Er trauert; wo? bei seinem Weibe. Er vergnügt sich; wo? bei seinem Weibe. Das Weib ist ihm Alles — und wenn ein Mädchen ein solches Loos ziehen kann, wird sie säumen? — Ich sehe mit Sehnsucht einem Briefe von Dir entgegen. Deine Antwort auf meinen letzten Brief wird mich schwerlich noch in Paris treffen. Ich habe überlegt, daß es sowohl meines Vermögens, als der Zeit wegen nothwendig sei, mit der Ausführung meines Planes zu eilen. Überdies fesselt mich Paris durch gar nichts, und ich werde daher noch vor dem Winter nach der Schweiz reisen, um den Winter selbst für Erkundigungen und Anstalten zu nutzen. — Sei nicht unruhig. Deine Einstimmung ist ein Haupterforderniß. Ich werde nichts Entscheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von Dir erhalten habe. Auch wenn aus der Ausführung dieses Planes nichts werden sollte, ist es mir doch lieb aus dieser Stadt zu kommen, von der ich fast sagen mögte, daß sie mir ekelhaft ist. — Schreibe mir also sogleich nach Bern Bern, und solltest Du mir auch schon nach Paris geschrieben haben. Ich werde mir diesen Brief nachschicken lassen. — Mit Ulriken hat es mir große Kämpfe gekostet. Sie hält die Ausführung meines Planes nicht für möglich, und

glaubt auch nicht einmal, daß er mich glücklich machen wird. Aber ich hoffe sie von beiden durch die Erfahrung zu überzeugen. — So gern sie auch die Schweiz sehen mögte, so ist es doch im Winter nicht rathsam. Sie geht also nach Frankfurt zurück, ich begleite sie bis Frankfurt am Main. — Aber dies Alles, liebe Wilhelmine, mußt Du aufs Sorgfältigste verschweigen; sage auch noch Deinem Vater nichts von meinem Plane, er soll ihn erst erfahren, wenn er ausgeführt ist. Auch bei uns sage nichts, von dem ganzen Inhalt dieses Briefes. Sie mögten sich seltsame Dinge vorstellen, und es ist genug, daß Du im Voraus von Allem unterrichtet bist. Ulrike wird sie überraschen, und es ihnen beibringen. — Lebe wohl, und wünsche mir Glück. Ich kann nicht länger schreiben, denn der Brief muß auf die Post. — Schreibe Carln, daß er sich gefaßt machen mögte, seinen Johann wieder aufzunehmen. Ende Novembers ist er in Frankfurt a/Oder.

H. K.

## 51. An Wilhelmine v. Zenge

Frankfurt am Main, d. 2. December 1801

Liebe Wilhelmine, ich fürchte nicht, daß Dich Ulrikens Ankunft ohne mich schmerzhaft überraschen wird, da ich Dich bereits von Paris aus darauf vorbereitet, und Dir meinen Plan, noch in diesem Winter nach der Schweiz zu reisen, darin mitgetheilt habe.

Deinen Brief habe ich noch in Paris, noch an dem Morgen meiner Abreise, fast kaum eine Stunde ehe

ich mich in den Wagen setzte, erhalten — Ob er mir Freude gemacht hat —?

Liebe Freundinn, ich mögte nicht gern an Deiner Liebe zweifeln müssen, und noch wankt mein Glaube nicht — Wenn es auch keine hohe Neigung ist, innig ist sie doch immer, und noch immer, trotz Deines Briefes, kann sie mich glücklich machen.

Ich wüßte kein besseres, herzlicheres Mittel, uns beide wieder auf die alte Bahn zu führen, als dieses: laß uns beide Deinen letzten Brief vergessen.

Herzlich lieb ist es mir, daß ich ihn nicht gleich in der ersten Stimmung beantwortete, und daß ich auf einer Reise von 15 Tagen Zeit genug gehabt habe, Dich zu entschuldigen. Ich fühle nun, daß ich doch immer noch auf Deine Liebe rechnen kann, und daß Deine Weigerung, mir nach der Schweiz zu folgen, auf vielen Gründen beruhen kann, die unsrer Vereinigung gar keinen Abbruch thun.

Deine Anhänglichkeit an Dein väterliches Haus ist mir so ehrwürdig, und wird mir doch, wenn Du mich nur wahrhaft liebst, so wenig schaden, daß es gar nicht nöthig ist, das Mindeste dagegen einzuwenden. Sind nicht fast alle Töchter in demselben Falle, und folgen sie nicht doch, so schwer es ihnen auch scheint, dem weisen Spruche aus der Bibel: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen?

Wenn Du mich nur wahrhaft liebst, wenn Du nur wahrhaft bei mir glücklich zu werden hoffst — Und da mogte freilich in meiner ersten Einladung, aus Furcht

Dich bloß zu überreden, zu wenig Überzeugendes, zu wenig Einladendes liegen.

Deine ganze Weigerung scheint daher mehr ein Mißverständniß, als die Frucht einer ruhigen Prüfung zu sein. Du schreibst Dein Körper sei zu schwach für die Pflichten einer Bauersfrau — und dabei hast Du Dir wahrscheinlich die niedrigsten, ekelhaftesten gedacht. Aber denke Dir die besseren, angenehmeren, denke daß Dir in einer solchen Wirthschaft, wie ich sie unternehmen werde, wenigstens 2 oder 3 Mägde zur Seite gehen — wirst Du auch jetzt noch zu schwach sein?

Liebe Wilhelmine, wenn Du Dich jetzt nicht recht gesund fühlst, so denke, daß vielleicht Dein städtisches Leben an manchem Schuld sei, und daß gewiß die Art der Arbeit, die ich Dir vorschlage, statt Deine Kräfte zu übersteigen, sie vielmehr stärken wird. Aufblühn wirst Du vielleicht — Doch ich verschweige Alles, was nur irgend einer Überredung ähnlich sehen könnte. Freiwillig und gern mußt Du mir folgen können, wenn nicht jeder trübe Blick mir ein Vorwurf sein soll. — Dennoch würde ich mehr hinzusetzen, wenn ich nur mit voller Überzeugung wüßte, daß Du mich nicht weniger innig liebst, als ich es doch nothwendig bedarf. Manche Deiner Gründe der Weigerung sind so seltsam — Du schreibst, Kopfschmerzen bekämst Du im Sonnenschein — Doch nichts davon. Alles ist vergessen, wenn Du Dich noch mit Fröhlichkeit und Heiterkeit entschließen kannst. Ich habe Dir kurz vor meiner Abreise von Paris Alles gezeigt, was auf dem Wege, den ich Dich führen will,

Herrliches und Vortreffliches für Dich liegt. Die Antwort auf diesen Brief soll entscheidend sein. Du wirst ihr wahrscheinlich schon nach Bern geschickt haben, und ich ihn dort bei meiner Durchreise empfangen. Es wird der Augenblick sein, der über das Glück der Zukunft entscheidet. Heinrich Kleist.

N. S. Louisens Vorschlag ist mir um des Wohlwollens willen, das ihn gebildet hat innig rührend. Aber wenn ich auch, als ich Deinen Brief erhielt, meinen Koffer noch nicht durch die Post nach Bern geschickt gehabt hätte, so würde ich doch nicht haben nach Frkft. zurückkehren können, wenigstens jetzt noch nicht. Denn ob ich gleich alle die falschen Urtheile, die von Gelehrten und Ungelehrten über mich ergehen werden, in der Ferne ertragen kann, so wäre es mir doch unerträglich gewesen, sie anzuhören, oder aus Mienen zu lesen. Ich kann nicht ohne Kränkung an alle die Hoffnungen denken, die ich erst geweckt, dann getäuscht habe — und ich sollte nach Frft. zurückkehren? Ja, wenn Frft. nicht größer wäre, als der Nonnenwinkel — Küsse Louisen, und bitte sie ein gutes Wort für mich bei Dir einzulegen. Sage ihr, daß wenn mir keine Jugendfreundinn zur Gattinn würde, ich nie eine besitzen würde. Das wird sie bewegen —

Carln hätte ich eigentlich nothwendig schreiben müssen wegen Johann. Es ist mir aber unmöglich und ich bitte Dich, ihn zu benachrichtigen, daß dieser Mensch mich auf eine unwürdige Art, 2 Tage vor der Abreise, da schon die Pferde gekauft waren, in Paris verlassen

hat. Wäre er mir nur halb so gut gewesen, als ich ihm, er wäre bei mir geblieben — Giebt es denn nirgends Treue? — — Ach, Wilhelmine —!

## 52. An Ulrike v. Kleist

Basel, d. 16. Decmbr 1801

Mein liebes, theures Ulrikchen, mögtest Du doch das Ziel Deiner Reise so glücklich erreicht haben, wie ich das Ziel der meinigen! Ich kann nicht ohne Besorgniß an Deine einsame Fahrt denken. Niemals habe ich meine Trennung von Dir gebilligt, aber niemals weniger als jetzt. Aber Gott weiß, daß oft dem Menschen nichts anders übrig bleibt, als unrecht zu thun. — Vielleicht bist Du in diesem Augenblick damit beschäfftigt, mir aus Frankfurt zu schreiben, daß Du mir Alles verzeihst. Denn Deine unbezwungene Tugend ist es, ich weiß es — Ach, Ulrike, Alles, was ich nach dem Trennungstage von Dir denken würde, habe ich monatelang vorhergesehen. Doch ich weiß, daß Du es nicht gerne hörst.

Ich habe auf meiner Reise oft Gelegenheit gefunden, mich Deiner zu erinnern, und wehmüthiger, als Du glaubst. Denn immer sah ich Dich, so wie Du Dich in den letzten Tagen, ja auf der ganzen Fahrt von Paris nach Frankfurt mir zeigtest. Da warst Du so sanft — Deine erste Tagereise gieng wahrscheinlich bis Hanau, die meinige bis Darmstadt. Das war ein recht trauriger Tag, der gar kein Ende nehmen wollte. Am andern Morgen, als wir über

die schöne Bergstraße nach Heidelberg giengen, ward unsre Wanderung heiterer. Denn da war Alles so weit, so groß, so weit, und die Lüfte wehten da so warm, wie damals auf dem Kienast in Schlesien. — Vergiß nicht Leopold zu sagen, daß er Gleißenberg von mir grüßen soll. — In Heidelberg bestieg ich wieder die schöne Ruine, die Du kennst. Daran haben wir damals nicht gedacht, daß Clairant und Clara wirklich einander bei dem tiefen Brunnen, der hier in den Felsen gehauen ist, zuerst wiedersahen, und daß doch etwas Wahres an dieser Geschichte ist. — Bei Durlach saßen wir einmal beide auf dem Thurnberg, und sahen die Sonne jenseits des Rheins über den Vogesen untergehen. Entsinnst Du Dich wohl noch unsers Gesprächs? Mir war das Alles wieder lebendig, als ich diesmal dicht an dem Fuße dieses Berges vorbeigieng. — Ich bin diesmal auch in Carlsruhe gewesen, und es ist Schade, daß Du diese Stadt, die wie ein Stern gebaut ist, nicht gesehen hast. Sie ist klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintrit, so ist es, als ob ein geordneter Verstand uns anspräche. — Bei Straßburg gieng ich mit meinem Reisegefährten über den Rhein. Das ist wohl ein guter Mensch, den man recht lieb haben kann. Seine Rede ist etwas rauh, doch seine That ist sanft. — Wir rechneten ohngefähr, daß Du an diesem Tage in Leipzig sein könntest. Hast Du Hindenburg wieder gesprochen? Auch die jüngste Schlieben? Ich habe in Straßburg niemanden besucht, vorzüglich darum, weil die Zeit zu kurz war. Denn der schlechte Weg

und die kurzen Wintertage hatten uns außerordentlich verspätet. Das Wetter für diese Reise war aber so ziemlich erträglich, fast eben so erträglich wie auf der Lebensreise, ein Wechsel von trüben Tagen und heitern Stunden. Manche Augenblicke waren herrlich und hätten im Frühlinge nicht schöner sein können. — Von hier aus giengen wir durch das französische Elsaß nach Basel. Es war eine finstre Nacht als ich in das neue Vaterland trat. Ein stiller Landregen fiel überall nieder. Ich suchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war so dunkel. Mir war's, wie ein Eintrit in ein anderes Leben. — Ich bin schon seit einigen Tagen hier, und hätte Dir freilich ein wenig früher schreiben können. Aber als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft niedersetzte, war es mir ganz unmöglich. — Diese Stadt ist sehr still, man könnte fast sagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur sieht hier aus wie eine 80jährige Frau. Doch sieht man ihr an, daß sie in ihrer Jugend wohl schön gewesen sein mag. — Zuweilen stehe ich auf der Rheinbrücke und es ist erfreulich zu sehen, wie dieser Strom schon an seinem Beginnen so mächtig anfängt. Aber man sagt, er verliert sich im Sande. — Heinrich Zschokke ist nicht mehr hier. Er hat seinen Abschied genommen und ist jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelassen. Man sagt, er sei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden. Ach, Ulrike, ein unglückseeliger Geist geht durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger untereinander

an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf, als das Leben! — Ich wollte, Du wärest bei mir geblieben. — Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerspruche stehen und doch ungern scheiden? — Lebe wohl, schreibe mir nach Bern. Wenn mein liebes, bestes Tantchen ein freundliches Wort in Deinem Brief schreiben wollte, wenn auch Minette, Gustel, Leopold, Julchen das thun wollten, so würde mich das unbeschreiblich freun.

Heinrich Kleist.

## 53. An Heinrich Lohse

Liechsthal, d. 23. Decmbr, 1801.

Mein lieber Lohse, Du empfängst durch einen Boten diesen eingeschloßnen Schlüssel, den ich nicht, wie ich gestern versprach, selbst nach Basel bringen kann, weil ich mich krankhaft ermattet fühle am Leibe und an der Seele. Sondre Dein Eigenthum von dem meinigen ab, schicke den Schlüssel mir zurück, und bedeute unsre lieben Wirthsleute, daß sie meine beiden Koffer zurückbehalten sollen bis auf weitere Nachricht.

Und weiter hätte ich Dir nichts zu sagen? O doch, noch etwas. Aber sei unbesorgt. Du sollst keine Vorwürfe von mir hören. Ich will Abschied von Dir nehmen auf ewig, und dabei fühle ich mich so friedliebend, so liebreich, wie in der Nähe einer Todesstunde.

Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß

eine Schuld auch auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, diese, daß ich Dein Gutes nicht nach seiner Würde ehrte, weil es nicht das Beßte war. O verzeihe mir! Es ist mein thörigt überspanntes Gemüth, das sich nie an dem, was ist, sondern nur an dem, was nicht ist, erfreuen kann. Sage nicht, daß Gott mir verzeihen solle. Thue Du es, es wird Dir göttlich stehen.

Ich verzeihe Dir Alles, o Alles. Ich weiß jetzt nicht einmal, ja kaum weiß ich noch, was mich gestern so heftig gegen Dich erzürnt hat, und wenn ich mich in diesem öden Zimmer so traurig einsam sehe, so kann ich mir gar nicht Rechenschaft geben, gar nicht deutlich, warum Du nicht bei mir bist?

Und ich sollte Dich nicht lieben? Ach, wie wirst Du jemals einen Menschen überzeugen können, daß ich Dich nicht liebte! — Du hast wohl selten daran gedacht, was ich schon für Dich gethan habe? Und es war doch so viel, so viel, ich hätte für meinen Bruder nicht mehr thun können. Denke nun zuweilen daran zurück, auch an Metz, ich muß Dich nur daran erinnern. Ach es ist nicht möglich, nicht möglich, es muß Dich doch immer rühren, so oft Du daran denkst.

Und doch konntest Du von mir scheiden? So schnell? So leicht —? Ach, Lohse, wenn Caroline Dich einst fragen wird, wie konntest Du so schnell, so leicht von einem Menschen scheiden, der Dir doch so viel Liebes, so viel Gutes that, wie wirst Du Dich getrauen können zu antworten, es sei geschehen, weil er immer recht haben wollte —?

O weg von dem verhaßten Gegenstande. Du fühlst gewiß nicht einmal, was mich daran schmerzt. Ich habe mich in den vergangnen Tagen vergebens bemüht, auch mir diese Empfindlichkeit zu stumpfen. Aber noch die bloße Erinnerung erregt mir die Leidenschaft. — Was suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft? Warum grade, grade Du —? Es war mir doch Alles in der Welt so gleichgültig, selbst das Höchste so gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige setzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es ist abscheulich, abscheulich, ich fühle mich jetzt wieder so bitter, so feindseelig, so häßlich — Und doch hättest Du alle holden Töne aus dem Instrumente locken können, das Du nun bloß zerrissen hast —

Doch das ist geschehen. Ich will kurz sein. Unsere Lebenswege scheiden sich, lebe wohl — Und wir sollten uns nicht wiedersehen —? O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich sterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich sein, auch nicht wenn Du wiederkehrst — Und Du glaubst, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, ihr habt alle keine Herzen — — Wenn mir geholfen ist, wie ich es wünsche, so ist es auch Dir. Ich weiß wohl noch etwas, worüber Du Thränen des Entzückens weinen sollst. Dann wird auch Caroline Dir etwas von mir erzählen — O Gott, Caroline! — Wirst Du sie denn auch glück-

lich machen? — O verschmähe nicht eine Warnung. Es ist die letzte, die pflegt aus reiner Quelle zu kommen. Traue nicht dem Gefühl, das Dir sagt, an Dir sei nichts mehr zu ändern. Vieles solltest Du ändern, manches auch könntest Du. Lerne auch mit dem Zarten umzugehen. — Wenn aber die Lebensreise noch nicht am Ende wäre, dann weiß ich noch nichts Bestimmtes. Bei Heinrich Zschokke wirst Du aber immer erfahren können, wo ich bin. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du bist, dann will ich mein Versprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem überschicken, was mein ist.

Und nun, was ich noch sagen wollte — es wird mir so schwer das letzte Wort zu schreiben — wir waren uns doch in Paris so gut, o so gut — Bist Du nicht auch unsäglich traurig? Ach, höre, willst Du mich nicht noch einmal umarmen? Nichts, nichts gedacht, frage Dein erstes Gefühl, dem folge — — Und wenn es doch das letzte Wort wäre — O Gott, so sage ich Dir und allen Freuden das Lebewohl Lebewohl Lebewohl. Heinrich Kleist.

Bern, d. 27. Decmbr

Also Du bist nicht nach Basel gegangen? Ei der Tausend! Wie man doch die dummen Leute anführen kann! Denn ich habe Dich wirklich überall voll Betrübniß gesucht, und die ganze Scene von Metz wiederholt — Also Du bist frisch und gesund in Bern? Nun, das freut mich, freut mich doch — Aber Gott weiß, ich habe jetzt einen innerlichen Widerwillen vor Dir und könnte Dich niemals wieder herzlich umarmen.

Ich nehme also das Obengesagte zurück. — Empfange Dein Eigenthum in der Krone, schicke mir die Charte, Pantoffeln usw. usw. und lebe recht wohl.

d. 29., Mittags.

Mein lieber Lohse, ich muß Dir jetzt doch mein unverständliches Betragen erklären! — Ich schrieb diesen Brief in Liechsthal und empfieng ihn in Basel zurück. — Als ich in Bern erfuhr, daß Du hier seyst, schrieb ich die Nachschrift. Denn damals schien es mir noch süß, Dir wehe zu thun. — Am andern Tage dachte ich wieder, es [sei] so besser Dir das zu ersparen. Darum schickte ich Dir bloß die Sachen ohne den Brief. — Heute Morgen als ich Dich unter den Arkaden begegnete, Gott weiß, ich hatte das Alles vergessen und mir war es wie vor 6 oder 8 Wochen. Aber das war doch wohl nur bloß ein vorübergehendes Gefühl — Prüfe selbst ruhig, ob wir wohl für einander passen — Du wirst wie ich, die Unmöglichkeit einsehen — Aber komm noch einmal zu mir, wir wollen ohne Groll scheiden.

## 54. An Ulrike v. Kleist

Bern, d. 12. Januar, 1802 (Adressire die Briefe nach Bern)

Mein liebes Ulrikchen, der Tag, an welchem ich Deinen Brief empfieng, wird Einer der traurigsten meines Lebens bleiben. Die vergangne Nacht ist die dritte, die ich schlaflos zugebracht habe, weil mir immer das entsetzliche Bild vorschwebt — So unglücklich

mußte diese Reise enden, die Dir niemals viele Freude gemacht hat? — Ich war in der ersten Überraschung ganz außer mir. Mir wars, als geschähe das Unglück indem ich es laß, und es dauerte lange, ehe mir zum Troste einfiel, daß es ja schon seit drei Wochen vorbei war. — Wie werden mich die Verwandten von allen Seiten mit Vorwürfen überschüttet haben! Werden sie es mir verzeihen können, daß ich Dich so einsam reisen ließ? Und doch, hätte meine Gegenwart Dir zu etwas Anderm dienen können, als bloß den Unfall mit Dir zu theilen?

Die andere Hälfte Deines Briefes, welche mich betrifft, ist auch nicht sehr erfreulich — Mein liebes Ulrikchen, zurückkehren zu Euch ist, so unaussprechlich ich Euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Äußerste ertragen — Laß mich. Erinnre mich nicht mehr daran. Wenn ich auch zurückkehrte, so würde ich doch gewiß, gewiß ein Amt nicht nehmen. Das ist nun einmal abgethan. Dir selbst wird es einleuchten, daß ich für die üblichen Verhältnisse gar nicht mehr passe. Sie beschränken mich nicht mehr, so wenig wie das Ufer einen anschwellenden Strom. Laß das also für immer gut sein. — Und dann, ich will ja, wohlverstanden, Deinen Willen thun, will ja hineintreten in das bürgerliche Leben, will ein Amt nehmen, Eines, das für bescheidne Bedürfnisse gewiß hinreicht, und das noch dazu vor allen andern den Vorzug hat, daß es mir gefällt. — Ja, wenn auch wirklich mein Vermögen so tief herabgeschmolzen ist, wie Du schreibst, so kann ich doch immer noch

meinen stillen, anspruchlosen Wunsch, ein Feld mit eignen Händen zu bebauen, ausführen. Ja zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zustand, kaum etwas anderes übrig, und es ist mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal so freundlich zusammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an, ist mein Geist auf diesem Lebenswege vorangegangen. Ich bin so sichtbar dazu gebohren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen. Darum eben sträube ich mich so gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich ihnen zu antworten, wenn sie mich fragen: wie hast Du sie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen — Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben — Aber nur *in* der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, *außer* ihr nicht. Ach, das ist ein häßlicher Gegenstand. Von etwas Anderm. — Ja, was ich sagen wollte, ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehen müssen: Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann. — Und im Ernste, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin.

Dich, zum Beispiel, mein liebes, beßtes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demselben Augenblicke, so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih' mir! Ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht. — Du riethest mir einmal in Paris, ich mögte, um heitrer zu werden, doch kein Bier mehr trinken, und sehr empfindlich war mir diese materialistische Erklärung meiner Trauer — jetzt kann ich darüber lachen, und ich glaube, daß ich auf dem Wege zur Genesung bin. Ach, Ulrike, es muß irgendwo einen Balsam für mich geben, denn der bloße Glaube an sein Dasein stärkt mich schon. — Ich will Dir wohl sagen, wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe, denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt. Darum soll er für jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld, desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Lust soll mir die Mühe sein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. Denn zuletzt mögte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und selbst die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine, noch unerklärte, Beförderung der Gesundheit -- Wie, was war das? So hätte ich ja wohl nicht krank sein müssen, oder —? Wie Du willst, nur keine Untersuchung! In der Bibel steht, arbeite so wird es Dir wohl gehen — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf die Gefahr hin wagen.

Und nun einen Schritt näher zum Ziele. Ich will,

daß von dem Wackerbarthschen Capitale Du, die Tante, Stojentin und Werdeck sogleich bezahlt werden. Jeder Andere, der irgend mit einer Forderung an mich auftreten könnte, wird vor der Hand abgewiesen, weil ich hier nicht genau die Größe der Schuld weiß, und mir zu diesem Behufe erst Papiere aus Berlin schicken lassen muß*. Auch bin ich von ihnen mehr oder weniger betrogen worden, und will nicht allein leiden, was ich nicht allein verbrach. Ich ersuche also Pannwitz mir zu schreiben, wie viel sie von mir fordern, worauf ich selbst bestimmen werde, wie viel ihnen zu bezahlen ist. Die Schuld soll sodann mit diesem Theile von Seiten der Interessenten als gelöscht angesehen werden. Von mir selbst aber soll sie das nicht, und ich lege mir die Pflicht auf, auch den noch übrigen Theil einst zu bezahlen. Das soll Pannwitz ihnen sagen zu ihrer Ruhe, wenn etwas anderes sie beruhigen kann, als schwarz auf weiß. Das nun, was von meinem gesammten Capital übrig bleibt, wenn meine Schulden bezahlt sind, darüber will ich nun sobald als möglich frei disponiren können, und ich will Dir jetzt sagen, was ich damit anzufangen denke.

Mir ist es allerdings Ernst gewesen, mein liebes Ulrikchen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgesehen, oft

---

* Du kannst Leopold sagen oder schreiben, er mögte einmal in Berlin bei Zengen in meinem Büreau, oder in der Kiste ein blau geheftetes Rechenbuch in octav aufsuchen. Da werden auf der vorletzten Seite sämmtliche Posten stehen, die ich schuldig bin. — Das Buch kann er nur Pannwitzen schicken.

mehr in der Absicht, um dabei vorläufig mancherlei zu lernen, als bestimmt zu handeln. Auf meiner Reise durch dieses Land habe ich fleißig die Landleute durch Fragen gelockt, mir Nützliches und Gescheutes zu antworten. Auch habe ich einige landwirthschaftliche Lehrbücher gelesen und lese noch dergleichen, kurz, ich weiß soviel von der Sache, als nur immer in so kurzer Zeit in einen offnen Kopf hineingehen mag. Dazu kommt, daß ich durch Heinrich Zschokke einige lehrreiche Bekanntschaften gemacht habe, und nun mehrere mit Landmännern machen werde. Überall vertraue ich mich mit ziemlicher Offenheit an, und finde Wohlwollen und Unterstützung durch Rath und That. Zschokke selbst will sich ankaufen, sogar in meiner Nähe, auch spricht er zuweilen von dem Schweizerbürgerrecht, das er mir verschaffen könne, und sieht dabei sehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese. — Kurz, Du siehst, daß ich, ob ich gleich verliebt bin, mich doch nicht planlos, in blinder Begierde, über den geliebten Gegenstand hinstürze. Vielmehr gehe ich so vorsichtig zu Werke, wie es der Vernunft bei der Liebe nur immer möglich ist. — Ich habe also unter sehr vielen beurtheilten Landgütern endlich am Thuner See Eines gefunden, das mir selbst wohl gefällt, und, was Dir mehr gelten wird, auch von meinen hiesigen Freunden für das schicklichste gehalten wird. — Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird, oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische

Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen. — Das Gut also von dem die Rede war, hat ein kleines Haus, ziemlich viel Land, ist während der Unruhen ein wenig verfallen und kostet circa 3500 Rthlr. Das ist in Vergleichung der Güte mit dem Preise das beßte das ich fand. Dazu kommt ein Vortheil, der mir besonders wichtig ist, nämlich daß der jetzige Besitzer das erste Jahr lang in dem Hause wohnen bleiben, und das Gut gegen Pacht übernehmen will, wodurch ich mit dem Praktischen der Landwirthschaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe, um mich sodann allein weiter forthelfen zu können. — Auch wird Lohse, den seine Kunst ernährt, bei mir wohnen, und mir mit Hülfe an die Hand gehen. — Wenn ich also, wie Du schreibst, auf Deine Unterstützung rechnen kann, wenn Du mir eine — wie nenne ich es? Wohlthat erzeigen willst, die mir mehr als das Leben retten kann, so lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital so viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann. Das schicke mir dann so bald als möglich, und wenn Du mir auch nur einen Theil gleich, das Übrige etwa in einigen Monaten schicken könntest, so würde ich gleich aus dieser Stadt gehen, wo meine Verhältnisse mir immer noch den Aufenthalt sehr theuer machen. Alles, was Du mir zulegst, lasse ich sogleich auf die erste Hypothek eintragen, und verlieren kannst Du in keinem Falle, auch in dem schlimmsten nicht.

Ob Du aber nicht etwas gewinnen wirst, ich meine, außer den Procenten —? Mein liebes Ulrikchen, bei Dir muß ich von gewissen Dingen immer

schweigen, denn ich schäme mich zu reden, gegen Einen, der handelt. — Aber Du sollst doch noch einmal Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. — Auch Tante und die Geschwister sollen mir wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß schenken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal, oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal? eine Kluft wirft zwischen mich und sie.

H. K.

## 55. An Heinrich Zschokke

Thun, d. 1. Februar 1802.

Mein lieber Zschokke, suchen Sie nur gleich das Ende des Briefes, wenn Sie nicht Zeit haben, mehr als das Wesentliche desselben zu lesen. Da will ich Alles, was ich für Sie (oder eigentlich für mich) auf dem Herzen trage, registerartig unter Nummern bringen. Vorher aber noch ein Paar Worte Geschwätz, wie unter Liebenden.

Ich kann erst in etwa zwei Wochen aufs Land ziehen, wegen eines Mißverständnisses, das zu weitläufig und zu nichtbedeutend wäre, um Sie damit zu unterhalten. Ich wohne also in Thun, nahe am Thore — übrigens kann man hier nicht wohl anders wohnen. Ich gehe häufig aufs Land, besehe noch mehrere Güter, mache es aber, nach Ihrem Rathe, in allen Stücken wie der berühmte Cunctator. Indessen gestehe ich,

daß mich mancherlei an dem Ihnen schon beschriebenen Gute zu Gwat reizt, besonders der Umstand, daß es kein Haus hat, welches mir die Freiheit giebt, mir eines a priori zu bauen. Auch ist es so gut wie gewiß daß der Besitzer mit 24000 Pfund zufrieden sein wird. Leute, unpartheiische, meinen, unter diesen Umständen sei das Gut weder zu theuer, noch besonders wohlfeil, und grade das könnte den Kauf beschleunigen, denn es flößt mir Vertrauen ein. Überdies hat der Mann eines von den Gesichtern, denen ich zu trauen pflege, man mag die Physiognomik schelten, so viel man will. Damit will ich sagen, daß ich so ziemlich gesinnt sei, fortan dem eignen Lichte zu folgen. Denn zuletzt muß man doch in der Welt an Rechtschaffenheit glauben, und alles Fragen um Meinung und Rath kann uns davon nicht erlösen, weil wir doch wenigstens an die Rechtschaffenheit dessen glauben müssen, den wir um Rath fragen. — Wie stehts mit Ihrer Lust zum Landleben? Wie stehts mit der Schweizer-Regierung? Denn das hängt zusammen, und inniger als Sie mir gesagt haben. Immer hoffe ich noch, Sie einmal irgendwo im Staate wieder an der Spitze zu sehen, und nirgends, dünkt mich, wären Sie mehr an Ihrer Stelle, als da. — Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wiederbekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßnern die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht: „Ich komme,

ich weiß nicht, von wo? Ich bin, ich weiß nicht, was? Ich fahre, ich weiß nicht, wohin? Mich wundert, daß ich so fröhlich bin." — Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thue ich oft und weit, denn die Natur ist hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet, und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, der Künstler bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint. Jetzt zwar sieht auch hier unter den Schneeflocken die Natur wie eine 80jährige Frau aus, aber man sieht es ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr, denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur Wenige, etwa den Hauptm. Muelinen und seinen Hofmeister, angenehme Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei. Bis jetzt aber bin ich es noch in keiner Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirne mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Thuner Sees stehe. — Nun genug des Geschwätzes. Hier folgen die Bitten.

I. Ich bitte dem Überbringer dieses, Fuhrmann Bucher, den Koffer aus Basel, wenn er im Kaufhause angelangt sein sollte, zu übergeben.

II. Ihn in meine ehemalige Wohnung zu schicken, wo er noch einen Koffer, einen Rock, und einige Wäsche in Empfang nehmen soll.

III. Ihn zu Geßnern zu schicken, wo er die bestellten Bücher übernehmen soll.

IIII. Dem Knaben, der mir aufwartete, zu sagen, daß er sich bei dem Huthmacher, der Geßnern gegenüber wohnt, meinen alten von mir dort abgelegten Huth hohlen soll.

V. Mich unaufhörlich herzlich zu lieben, wie in der ersten Stunde unseres Wiedersehens.

Heinrich Kleist.

## 56. An Ulrike v. Kleist

Thun, d. 19. Februar 1802.

Meine liebe Freundinn meine einzige — Ich bin fast gewiß, daß Du mir meine Bitte um den Vorschuß zum Ankauf nicht abgeschlagen hast, so groß das Opfer bei Deiner Kenntniß meines Charakters auch war. — Wenn Du es noch nicht abgeschickt hast, so schicke es nicht ab. Wundere Dich nicht, diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anschein, daß die Schweiz sowie Cisalpinien, französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken. — So leicht indessen wird es dem Aller-Welts-Consul mit der Schweiz nicht gelingen. Zwar thut er sein Mögliches, dieses arme Land durch innere Unruhen immer schwach zu erhalten, und jetzt in diesem Augenblicke noch ist Zürich im Aufstande; indessen gewiß, wenn er sich deutlich erklärt, vereinigt sich Alles gegen den allgemeinen Wolf. — Jetzt also, wie Du siehst, und wie alle Männer meiner Bekanntschaft mir rathen, ist es höchst gewagt, sich in der

Schweiz anzukaufen, obschon die Güter sehr wohlfeil sind. Besonders mögte ich Dein Eigenthum nicht so auf's Spiel setzen — kurz, vor der Hand thu' ich es nicht. — Ich weiß, in welche unangenehme Lage Dich diese neue Zumuthung setzen kann, doch trage ich jeden Schaden, der Dir dadurch zufließen könnte. — Sollte uns der Himmel einmal wieder zusammen führen, auf Händen will ich Dich Mädchen, tragen, im physischen und moralischen Sinne — Ich bin jetzt bei weitem heitrer, und kann zuweilen wie ein Dritter über mich urtheilen. Hab' ich jemals Gewissensbisse gefühlt, so ist es bei der Erinnerung an mein Betragen gegen Dich auf unsrer Reise. Ich werde nicht aufhören Dich um Verzeihung zu bitten, und wenn Du in der Sterbestunde bei mir bist, so will ich es noch thun. — Ich gebe indessen den Plan nicht auf, und werde das nächste Jahr in der Schweiz bleiben. Ich wohne in diesem Örtchen, so wohlfeil, als Du es nur erdenken könntest. — Wenn ich Dir nur Deine Sorge für mich nehmen könnte, so hätte ich manchen frohen Augenblick mehr. In Hinsicht des Geldes, kann ich Dir versichern, ist in der Zukunft für mich, zur Nothdurft gesorgt. Du kannst es errathen, ich mag darüber nichts sagen. — Nur vor der Hand brauche ich noch von meinem eigenen Gelde. Darum will ich doch, daß Du mir nun, oder vielmehr Pannwitz, Alles schickest, was an baarem Gelde noch mein ist. Mit dem Hause mag es vor der Hand dahin gestellt bleiben. Das mußt Du mir aber gleich schicken, und wäre nichts da, so bitte ich Dich um 50 Louisdor,

wofür Du meinen Antheil an Interessen des Hauses nehmen könntest, nach Maßgabe.

Lebe wohl, und grüße die Unsrigen von Herzen. Schreib mir doch recht viel von neuen Verhältnissen im Hause durch Gustels Heirath.

— Den Brief adressire künftig immer nach Thun.

Heinrich Kleist.

## 57. An Heinrich Zschokke

Thun, d. 2. März, 1802.

Mein lieber Zschokke, ich habe Ihren Brief aus Aarau erhalten, und mit Freude zugleich, und mit Erstaunen, vernommen, daß Sie wirklich mit sichrer Hand das Schiff Ihres Lebens fort von den Küsten der politischen Welt in den Hafen der philosophischen Ruhe führen. Denn niemals (ich darf es Ihnen selbst frei gestehen) habe ich an den Ernst Ihres Wunsches geglaubt, und erst jetzt fühle ich in Ihrer Seele, wie gegründet er sein mag, da eine Nacht der Verwirrung über Ihr unglückliches Vaterland hereinzubrechen droht. Es bedarf wohl nicht der Erklärung, daß ich hierbei an den Aller-Welts-Consul, an den Cousin de la Suisse (weil er sich so hoch mit der Verwandschaft rühmt) denke. Mich erschreckt die bloße Möglichkeit, statt eines Schweizerbürgers durch einen Taschenspielers Kunstgriff ein Franzose zu werden. Sie werden von den Unruhen im Simmethal gehört haben, es sind bereits Franzosen hier eingerückt, und nicht ohne Bitterkeit habe ich ihrem Einzug beigewohnt.

Ist es denn wahr, daß sie auch das pays de Vaud in Besitz genommen? — Unter diesen Umständen denke ich nicht einmal daran mich in der Schweiz anzukaufen. Ich habe mir eine Insel in der Aare gemiethet, mit einem wohleingerichteten Häuschen, das ich in diesem Jahre bewohnen werde, um abzuwarten, wie sich die Dissonanz der Dinge auflösen wird. Ich werde in einigen Wochen einziehen, vorher aber noch, Geschäfte halber, auf ein Paar Tage nach Bern kommen. Schreiben Sie mir doch ja, ich bitte Sie, wie weit Sie mit Ihrem Kauff in Richtigkeit sind. Jetzt denke ich mehr als jemals an eine Zukunft in Ihrer Nachbarschaft, wenn überhaupt das Schicksal mir eine Freystätte in der Schweiz bereitet. Nächstens mündlich mehr davon. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie das geßnersche Haus, das ich sehr ehre und liebe.

Heinrich Kleist.

N. S. Hierbei erfolgen 7 schuldige Batzen — Wenn Sie doch gelegentlich einmal im Hôtel de Musique das letzte Mittagsessen bezahlen wollten, nur Eines, das ich dort schuldig geblieben bin.

## 58. An Ulrike v. Kleist

Thun d. 18. März, 1801 [= 1802]

Mein beßtes Ulrickchen, ich habe das Geld empfangen und bin untröstlich, daß mein Brief zu spät angelangt ist. Ich dachte immer, daß Du doch auf jeden Fall aus den Zeitungen die Lage der Schweiz kennen und daraus ersehen würdest, daß es jetzt gar

nicht einmal möglich sei, sich mit Sicherheit anzukaufen. Denn kaum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir von den Züricher Unruhen schrieb, abgeschickt, so entstand sogar 1½ Stunde von hier, im Simmethal, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf sogleich ein französischer General mit Truppen in Thun selbst einrückte. Es ist fast so gut wie ausgemacht, daß dies unglückliche Land auf irgend eine Art ein Opfer der französischen Brutalität wird, und ich weiß aus sichern Händen, daß die Schweizer-Regierung, die bisher immer noch laviert hat, auf dem Puncte ist, sich ganz unzweideutig gegen die Franzosen zu erklären. Die Erbitterung der Schweizer gegen diese Affen der Vernunft ist so groß, daß jede andere Leidenschaft weicht, und daß die heftigsten Köpfe der Partheien durch den Würfel entscheiden lassen, wer sich in die Meinung des andern fügen soll, bloß um, wie schmollende Eheleute, sich gegen den Dieb zu wehren, der einbricht. Ein Krieg also steht wahrscheinlicher Weise diesem Lande schon in diesem Sommer bevor — doch ich habe Dir meine Gründe schon weitläufiger in meinem letzten Briefe entwickelt. Jetzt nur davon, was soll ich mit dem Gelde anfangen? Ich bin so beschämt durch meine Übereilung und Deine unendliche Güte, daß ich gar nicht weiß, was ich Dir sagen soll. In Deinem Briefe ist so unendlich viel und mancherlei zu lesen, ob es gleich darin nicht geschrieben steht, daß ich immer wechselnd bald mit Entzücken* an Dich,

* Entzücken? — Fällt Dir nichts ein? — — — Mir ist das ganze vergangne Jahr wie ein Sommernachtstraum. — Schreibe

bald mit Widerwillen an mich denke. Nun, von der einen Seite, mein beßtes Mädchen, kann ich jetzt Dich beruhigen, denn wenn mein kleines Vermögen gleich verschwunden ist, so weiß ich jetzt doch wie ich mich ernähren kann. Erlass' mir das Vertrauen über diesen Gegenstand, Du weißt, warum? — Kurz, ich brauche nichts mehr, als Gesundheit, die mir eben auf ein Paar Tage gefehlt hat. — Schreibe mir nur, wie ich es mit dem Gelde halten soll, und ob Du Dich auf irgend eine Art an dem Hause schadlos halten kannst. Noch habe ich den Wechsel nicht eingelöset, werde heute nach Bern, und läßt es sich machen, so bleibt das Geld fern von meinen unsichern Händen, bis Du bestimmst, was damit geschehen soll. — Kannst Du Dich an dem Hause schadlos halten, so ist mir's auf jeden Fall lieb das Geld zu besitzen, das ich auf diese Art zu jeder Zeit und Gelegenheit brauchen kann. Schreibe mir bald, grüße die lieben Verwandten, und bald erhältst Du einen recht frohen Brief von Deinem Dir herzlich guten Bruder Heinrich.

## 59. An Ulrike v. Kleist

Auf der Aarinsel bei Thun, d. 1. Mai, 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich muß meiner Arbeit einmal einen halben Tag stehlen, um dir Rechenschaft zu geben von meinem Leben; denn ich habe immer eine undeutliche Vorstellung, als ob ich dir das schuldig

mir doch, ob sich Johann eingefunden? Hat auch die Lalande geschrieben?

wäre, gleichsam als ob ich von deinem Eigenthum zehrte.

Deinen letzten Brief mit Inschriften und Einlagen von den Geliebten, habe ich zu großer Freude in Bern empfangen, wo ich eben ein Geschäft hatte bei dem Buchhändler Geßner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau, und Kinder, wie die lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem sich gern verweilen läßt. Drauf machte ich mit Zschokke und Wieland, Schwager des Geßner, eine kleine Streiferei durch den Aargau — Doch das wäre zu weitläufig, ich muß dich überhaupt doch von manchen andern Wunderdingen unterhalten, wenn wir einmal wieder beisammen sein werden. — Jetzt leb' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, $^1/_4$ Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli. Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu euch; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht

sie ihre schöne Schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich mögte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich aber, Gott sei dank, befreit, obschon Alles, was ich erwerbe, so grade wieder drauf geht. Denn, du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich sagte dem Mädeli: sie sollte sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim Alten bleiben. — Übrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner, oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit, und schmeicheln mir — kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht, und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen

so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber mögte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung — du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in deinen Armen sein. — Adieu. Grüße, küsse, danke Alle. Heinrich Kleist.

N. S. Ich war vor etwa 4 Wochen, ehe ich hier einzog, im Begrif nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht so auch und vielleicht noch besser. Auf den Winter aber werde ich dorthin — oder vielleicht gar schon nach Berlin. — [Zweite Nachschrift:] Bitte doch nur Leopold, daß er nicht böse wird, weil ich nicht schreibe, denn es ist mir wirklich immer eine erstaunliche Zerstreuung, die ich vermeiden muß. In etwa 6 Wochen werde ich wenigstens ein Dutzend Briefe schreiben. —

## 60. An Wilhelmine v. Zenge

Auf der Aarinsel bei Thun, d. 20. Mai, 1802.

Liebe Wilhelmine, um die Zeit des Jahreswechsels erhielt ich den letzten Brief von Dir, in welchem Du noch einmal mit vieler Herzlichkeit auf mich einstürmst, zurückzukehren ins Vaterland, mich dann mit vieler Zartheit an Dein Vaterhaus und die Schwächlichkeit Deines Körpers erinnerst, als Gründe, die es Dir unmöglich machen, mir in die Schweiz zu folgen, dann

mit diesen Worten schließest: wenn Du dies Alles gelesen hast, so thue was Du willst. Nun hatte ich es wirklich in der Absicht mich in diesem Lande anzukaufen, in einer Menge von vorhergehenden Briefen an Bitten und Erklärungen von meiner Seite nicht fehlen lassen, so daß von einem neuen Briefe kein bessrer Erfolg zu erwarten war; und da mir eben aus jenen Worten einzuleuchten schien, Du selbst erwartetest keine weiteren Bestürmungen, so ersparte ich mir und Dir das Widrige einer schriftlichen Erklärung, die mir nun aber Dein jüngst empfangner Brief doch nothwendig macht.

Ich werde wahrscheinlicher Weise niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörigter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden, wie die Natur meiner Seele.

Ich war im Begriff mir ein kleines Gut in der Schweiz zu kaufen, und Pannwitz hatte mir schon den Rest meines ganzen Vermögens dazu überschickt, als ein abscheulicher Volksaufstand mich plötzlich, acht Tage ehe ich das Geld empfieng davon abschreckte. Ich fieng es nun an für ein Glück anzusehn, daß Du mir nicht hattest in die Schweiz folgen wollen, zog in ein

ganz einsames Häusdchen auf einer Insel in der Aare, wo ich mich nun mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen muß.

Indessen geht, bis mir dieses glückt, wenn es mir überhaupt glückt, mein kleines Vermögen gänzlich drauf, und ich bin wahrscheinlicher Weise in einem Jahre ganz arm. — Und in dieser Lage, da ich noch außer dem Kummer, den ich mit Dir theile, ganz andre Sorgen habe, die Du gar nicht kennst, kommt Dein Brief, und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war —

— Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch als bald zu sterben. H. K.

## 61. An Wilhelm v. Pannwitz

Bern, im August, 1802

Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei Monaten krank in Bern, und bin um 70 französische Louisd'ors gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigne Arbeit verdient hatte. Ich bitte Gott um den Tod und dich um Geld, das du auf mein Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter schreiben, als dies Allernothwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doctor und Apotheker Wyttenbach, meinem Arzt, einem ehrlichen Mann, der es euch zurückschicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.

Heinrich Kleist.

## 62. An Ulrike v. Kleist

Weimar, im Novmbr 1802.

Mein liebes Ulrickchen, ich bin sehr beunruhigt über das Ausbleiben aller Nachrichten von dir. Wenn ich nicht irre, so solltest du nach unsrer Verabredung zuerst schreiben —? Sollte ich es, so verzeih mir; und dem Himmel sei Dank, daß er mir in diesem Augenblick zufällig die Lust zum Schreiben gab. Denn du weißt, was ein Brief von mir bedeutet. Es könnte eine Zeit kommen, wo du ein leeres Blatt von mir mit Freudenthränen benetztest — Ich wohne hier zur Miethe, und hätte allerdings die Geschirre usw. brauchen können; bin aber oft ganze Tage in Osmannstädt, wo mir ein Zimmer eingeräumt worden ist; denn Wieland hat sich nicht entschließen können, das Haus, in dem es spukt, zu beziehen. Wirklich, im Ernste, wegen seiner Bedienung, die er sonst hätte abschaffen müssen. — Mögte dich der Himmel doch nur glücklich in die Arme der Deinigen geführt haben! Warum sage ich nicht, der Unsrigen? Und wenn es die Meinigen nicht sind, wessen ist die Schuld, als meine? Ach, ich habe die Augen zusammengekniffen, indem ich dies schrieb — — Wenn du nur glücklich von Werben nach Gurow gekommen bist, für das Andre bin ich nicht besorgt. — Jetzt eben fällt mir etwas ein, was wohl der Grund deines langen Stillschweigens sein könnte; nämlich die Arbeit an meinen Hemden. Ich mögte auf jede Hand weinen, die einen Stich daran thut — Lebe wohl. Schreibe doch recht bald, poste

restante. Und die Hemden werden mir allerdings wohlthun. Heinrich.

Auch brauche ich immer noch chemisets.

## 63. An Ulrike v. Kleist

Weimar, d. 9. Decembr, 1802.

Mein liebes Ulrikchen, der Anfang meines Gedichtes, das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einz'gen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen; und dann, mag er thun, was er will. Zur Hauptsache! Ich brauche schon wieder Geld; und kann dir weiter nichts sagen. Ich habe Andern geborgt. Es ist verrückt, ich weiß es. Heinrich Kleist. — [Am Rande:] Schicke mir doch, wenn es sein kann, den ganzen Rest.

Dein Geschenk habe ich empfangen, und würde es mit noch größerer Freude tragen, wenn ich wüßte, ob du es mit eignen lieben Händen verfertigt hast? — Das Weihnachtsfest bringe ich in Osmanstädt zu. Wieland, der alte, auch der junge, grüßen dich; und ich alle Unsrigen.

## 64. An Ulrike v. Kleist

[Weimar, Anfang Januar 1803.]

Mein liebes Ulrikchen,

Da ich heute ungewöhnlich hoffnungsreich bin, so habe ich mich entschließen können, das böse Geschäfft

an Tantchen zu vollbringen. Ich habe die Feiertage in Osmanstädt zugebracht, und mich nun (trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands) entschlossen, ganz hinauszuziehen. Ich warte nur auf das Geld, um welches ich dich gebeten habe, um nun zuletzt auf den Platz hinzugehen, an welchem sich mein Schicksal endlich, unausbleiblich, und wahrscheinlich glücklich entscheiden wird; denn ich setze meinen Fuß nicht aus diesem Orte, wenn es nicht auf den Weg nach Frankfurt sein kann. — Die Geßnern ist allerdings endlich niedergekommen; und gesund. Er aber (denke dir!) hat deine Koffer Louis, bei welchem deine Mäntel in Bern zurückblieben, noch nicht geschickt! — Schreibe mir doch auch einige Neuigkeiten; denn ich fange wieder an, Antheil an die Welt zu nehmen. H. K.

## 65. An Ulrike v. Kleist

Meine vortreffliche Schwester,

Ich hatte gleich nach Empfang deines Schreibens einige sehr leidenschaftliche Zeilen für dich aufgesetzt; hielt sie aber aus leicht begreiflichen Gründen lieber zurück. Ich melde dir daher jetzt bloß, daß ich das Geld empfangen habe. In Kurzem werde ich dir viel Frohes zu schreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück.

Osmanstädt, Januar, 1803. Heinrich Kleist.

N. S. Ich wohne schon geraume Zeit hier, und es freut mich, daß du das gern siehst. Ich habe aber mehr Liebe gefunden, als recht ist, und muß

über kurz oder lang wieder fort; mein seltsames Schicksal! — Wenigstens bis zum Frühjahr mögte ich hier bleiben. Wieland erzählt mir seine Lebensgeschichte; und ich schreibe sie auf. Er läßt dich grüßen. Er hat nicht gewußt, daß du es bist, der ihn besucht hat. Jetzt weiß er es. — Herr Gott! Was macht denn Gustchen? Schreibe mir bald, viel und ruhig. Verhehle mir deine Besorgnisse nicht. — Grüße Alles.

## 66. An Ulrike v. Kleist

Leipzig, d. 13. März, 1803.

Ich habe deinen Brief vom 18. Febr. empfangen, und eile ihn zu beantworten. — Vielen Dank für alle deine guten Nachrichten. Wie mag doch das kleine Ding aussehen, das Gustel gebohren hat? Ich denke, wie die Mäuse, die man aus Apfelkernen schneidet. —

Merkels unbekannter Correspondent bin ich nicht. —

Du bist doch immer noch die alte reiselustige Ulrike! Die Mara hat anderthalb Meilen von mir gesungen (in Weimar) und wahrhaftig, sie hätte in dem Kruge zu Osmanstädt singen können; es ist noch die Frage, ob ich mich gerührt hätte. Aber der Himmel behüte mich, dir diese Reiselustigkeit zu bespötteln. Denn das wäre, als ob Einer, der mit sinkenden Kräften gegen einen Fluß kämpfte, die Leute, die auf sein Schreien ans Ufer stürzten, der Neugierde zeihen wollte. —

Das Verzeichniß der Sachen, die ich bei Carl Zenge zurückließ, kann ich nicht geben. —

Und dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächsten Brief? O du Vortreffliche! Und o du Unglückliche! Wann werde ich den Brief schreiben, der dir so viele Freude macht, als ich dir schuldig bin? —

---

Ich weiß nicht, was ich dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. — Ich wollte ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen, und dir zuschicken. — Dummer Gedanke!

Kurz, ich habe Osmanstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort, und kann dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann; außer du! —! Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!

Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu, und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es waren recht traurige Tage! Und ich hatte eine recht große Sehnsucht nach dir, o du meine Freundinn!

Endlich entschloß ich mich nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier.

---

Ich nehme hier Unterricht in der Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren. Sie müßte, gut declamirt, eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorge-

stellt. Sie würde mit vollkommner Declamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun. Als ich sie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir, über seine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache vergieng, und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend.

---

Vorgestern faßte ich ein Herz, und gieng zu Hindenburg. Da war große Freude. „Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik?" — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — „So sind Sie bloß so herum-gereiset?" — Ja, herum gereiset. — Er schüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" — Und nun fiel ich ihm um den Hals, und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir überein kam: der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle.

Ob ich nicht auch mit Wünschen so fertig werden könnte? Und Huth? Und Hüllmann? usw. usw. usw. usw. usw.

---

Hindenburg erzählte mir, du habest von der Gräfin Genlis einen Ruf als Erzieherinn in ihr Institut zu Paris erhalten. Was verstehst du davon? Ich, nichts.

Wieland hat Osmanstädt verkauft, und zieht auf

1. Mai nach Weimar. Der 3. Mai wird zu seiner Ehre mit einem großen Feste gefeiert werden. Ich bin eingeladen; und Alles, was süß ist, lockt mich. Was soll ich thun?

Wenn ihr mich in Ruhe ein Paar Monate bei euch arbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja, ich würde!

---

Leset doch einmal im 34 oder 36. Blat des Freimüthigen den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters. Und ich schwöre euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kauz, der Kotzebue. Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben — O ihr Erynnien mit eurer Liebe!

---

Frage aber mit Behutsamkeit nach diesem Blatte, damit der litterarische Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter sei? Es darf es überhaupt niemand als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren; und auch unter diesen nur die verschwiegenen. — Auch thut mir den Gefallen und leset das Buch nicht. Ich bitte euch darum. Kurz, thut es nicht. Hört ihr?

Und nun küsse in meinem Namen jeden Finger meiner ewig verehrungswürdigen Tante! Und, wie sie, den Orgelpfeifen gleich, stehen, küsse sie Alle von der Obersten bis zur Letzten, der kleinen Maus aus dem Apfelkern geschnitzt! Ein einziges Wort von euch, und ehe ihrs euch verseht, wälze ich mich vor Freude

in der Mittelstube. Adieu! Adieu! Adieu! O du meine Allertheuerste!

Leipzig, d. 14. März 1803. Heinrich.

## 67. An Heinrich Lohse

[Dresden, April 1803.]

Mein lieber Lohse, ich bin seit einigen Tagen in Dreßden, und habe das ganze Schl[iebensche] Haus voller Besorgnisse um dein Schicksal gefunden, weil du seit so vielen Monaten nicht geschrieben hast. Es ist kein Übel der Erde, unter welchem dich C[aroline] im Geiste nicht seufzen und erliegen sieht. Bald ist es ihr am wahrscheinlichsten, daß du krank, bald, daß du ihr untreu seist usw. Möglich ist, daß die Wahrheit auf eine gewisse Art zwischen inne liegt. Es kann sein, daß du in einem Augenblick der Hoffnungslosigkeit dich entschlossen hast, dein Schicksal von dem Schicksal dieses armen Mädchens zu trennen. Sollte dies der Fall sein, und sollte Trennung von ihr ein Mittel sein, um mit freierer Bewegung deiner Kräfte wenigstens dir allein ein erträgliches Loos zu erringen (du verstehst mich) so setze, wie du es angefangen hast, dein Stillschweigen fort, und ich will, während meines Hierseins, alles Mögliche thun, um den großen Schmerz, der dieses arme Mädchen dann allerdings träfe, zu mildern. Wenn du aber zu deinen Kräften noch ein klein wenig Muth spürst, o mein lieber Lohse, so laß dir sagen, daß keine Arbeit dich schrecken muß, die dies Vortrefflichste der Mädchen dir gewinnen

kann. Nach meiner (allerdings unvollständigen) Ansicht der Dinge scheint mir die Schweiz immer noch der Ort zu sein, an welchem du dein Talent am frühesten und sichersten gelten machen kannst. C[aroline] ist überdies auf dem Wege eine ächte Künstlerinn zu werden und wird einst mehr als dich unterstützen können. Solltest du aber nicht dir zutrauen, die Schweizermaler zu verdrängen (welches du allerdings darfst und kannst), so kannst du wahrhaftig nichts beßres thun, als in dein Vaterland zurückzukehren, unter Menschen, die dich lieben, mit dir verwandt sind, oder wenigstens deine Sprache verstehn. Deine Pläne mögen aber sein, welche sie wollen, so theile sie deinem Freunde mit, und scheue dich nicht, jede Hülfe von ihm zu fordern, die er dir leisten kann. Ich werde noch einige Zeit, vielleicht einen Theil des Sommers, in Dreßden bleiben und hier wird mich auf jeden Fall dein Brief finden. Mein Schicksal nähert sich einer Krise, ist sie glücklich, so werden mir Mittel genug zu Gebote stehen, um dir zu helfen. H. K.

## 68. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Freundinn,

Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt, und ich soll das Anerbieten eines Freundes annehmen, von seinem Gelde so lange zu leben, bis ich eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst, die ihn sehr interessirt, völlig ins Licht gestellt habe. Ich soll in spätestens zwölf Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen,

wo ich diese meine litterarische Arbeit, die sich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter seinen Augen vollenden soll. Nicht gern aber mögte ich dich, meine Verehrungswürdige, vorübergehen, wenn ich eine Unterstützung anzunehmen habe; mögte dir nicht gern einen Freund vorziehen, dessen Börse, in Verhältniß mit seinem guten Willen, noch weniger weit reicht, als die deinige. Ich erbitte mir also von dir, meine Theure, so viele Fristung meines Lebens, als nöthig ist, seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun. Du wirst mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, sei es noch so spät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unsterblichkeit zusammen zu pflücken. Dein Freund wird es, die Kunst und die Welt wird es dir einst danken.

Das liebste wäre mir, wenn du statt aller Antwort selber kämest. Ich würde dir mündlich manchen Aufschluß geben, den aufzuschreiben völlig außer meinem Vermögen liegt. In eilf Tagen würdest du mich noch hier, die nächstfolgenden in Leipzig finden. Da würdest du auch meinen Freund kennen lernen, diesen vortrefflichen Jungen. Es ist Pfuel, von Königs Regiment. — Doch auch dein Brief wird mir genug sein. Adieu.

Dreßden, d. 3. Juli, 1803. Heinrich v. Kleist.

N. S. Grüße Alles, und gieb mir Nachrichten.

## 69. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Pfuels eigner Vortheil bei meiner Begleitung in die Schweiz ist zu groß, als daß ich jetzt zurücknehmen sollte, was ich unter andern Umständen versprach. Er würde immer noch die Reisekosten für mich bezahlen, um mich nur bei sich zu sehen; und da ich doch einmal in meinem Vaterlande nicht, nicht an deiner Seite leben kann, so gestehe ich, daß mir selber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber, und auch nützlicher ist, als der an der seinigen. Laß mich also nur mit ihm gehen.

Ich bin wirklich immer, eurer Rückreise wegen, in Sorgen gewesen, und werde es auch bleiben, bis ich Nachrichten von dir empfange. Das kann aber doch nicht eher sein, als in Bern, und dahin adressire deinen Brief. Ich selber werde jetzt oft, und mit Vergnügen an euch schreiben. Seit ich euch in Dreßden sah, scheint mir das leicht, da es mir doch, ich schwöre es dir, vorher unmöglich war. Ich weiß nicht, welche seltsame Vorstellung von einer unvernünftigen Angst meiner Verwandten über mich, in meinem Hirn Wurzel gefaßt hatte. Zum Theil war ich überdrüßig euch mit Hoffnungen hinzuhalten, zum Theil schien es mir auch unmöglich, bei euch noch welche zu erregen. Es ist also einerlei, dachte ich, ob du schreibst oder nicht.

Lies' doch inliegenden Brief von Wieland, dem Alten, den ich, auf ein kurzes Empfehlungsschreiben das ich Werdecks mitgab, am Abend eurer Abreise

empfieng. Ich sehe sein Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn lese. — Die beiden letzten Zeilen sind mir die rührendsten. Du kannst sie, wenn du willst, verstehen.

Schliebens lassen euch noch tausendmal grüßen. Die jüngste hat mir zum Andenken ein Halbhemdchen gestickt, das ausnehmend schön ist. Ich habe die beiden Mädchen immer die niedlichsten Sachen verfertigen sehen, Kleider, Tücher, Schleier usw. und bemerkte doch niemals, daß sie sie selber trugen. Am Tage vor meiner Abreise erfuhr ich, daß die armen Kinder diese Arbeit ihrer Hände verkaufen. Eine Freundinn bezahlt sie ihnen, und sucht sie selber dann wieder bei Kaufleuten abzusetzen. Das ist aber doch immer nur ein sehr ungewisser Absatz, und die armen Mädchen müssen, weil sie so heimlich zu Werke gehen, ihre Waare oft um ein Spottgeld hingeben. Könnte man ihnen nicht helfen? Ließen sich ihre Sachen nicht etwa bei einem der Kaufleute absetzen, die in Gulben auf den Markt kommen? Wenn du irgend ein Mittel weißt, wie sich dies mit Anstand und Verschweigung des Namens thun läßt, so nimm dich doch der Sache an. Du kannst in diesem Falle nur grade zu mit ihnen darüber in Correspondenz treten. [Am Rand:] (Sie wissen aber davon nichts, daß ich dir diesen Vorschlag mache.)

Die inliegenden Noten sind für mein neues Cousinchen, Emilie Schätzel. Die Arie ist hier für's Clavier gesetzt, kann aber von ihrem Lehrer leicht für die Zither angeordnet werden.

Gleißenberg, wie du wissen wirst, ist Gouverneur bei

der école militaire geworden, als Capitain. Rühle löſ't ihn in Schleſien ab. — Ich gratulire von Herzen Carolinen; denn, ſo wahr ich lebe, ſie wird einen Mann heirathen.

Und nun lebe wohl, ich gehe heut Mittag von hier ab. Ich küſſe Tantchens Hand, und alle meine Geſchwiſter, auch Ottilien.

Leipzig, d. 20. Juli, 1803. Heinrich.

## 70. An Ulrike v. Kleiſt

Der Himmel weiß, meine theuerſte Ulrike, (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr iſt) wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchſtaben eines Briefes gäbe, der ſo anfangen könnte: „mein Gedicht iſt fertig". Aber, du weißt, wer, nach dem Sprüchwort, mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtauſend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meiſten mit eingerechnet, an den Verſuch geſetzt, zu ſo vielen Kränzen noch einen auf unſere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unſere heilige Schutzgöttinn zu, daß es genug ſei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne, und tröſtet mich „wenn Jeder ihrer lieben Söhne nur eben ſo viel thäte, ſo würde unſerm Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen." Und ſo ſei es denn genug. Das Schickſal, das den Völkern jeden Zuſchuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunſt in dieſem nördlichen Himmelsſtrich noch nicht reifen laſſen. Thörigt wäre es wenigſtens, wenn ich meine Kräfte

länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich, ein Jahrtausend im Voraus, vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.

Und so soll ich denn niemals zu euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn du es thust, so kennst du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung.

Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herum zu führen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes, oder gar keins.

Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde vom Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemeistert, ich

komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streite recht hat, und sich nicht aussprechen kann.

Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird. Geßner hat mich nicht bezahlt, meine unseelige Stimmung hat mir viel Geld gekostet, und wenn du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch, wenn es gar nicht geschieht.

Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr.

Genf, d. 5. October, 1803. Heinrich.

N. S. Schicke mir doch Wielands Brief. Du mußt **poste restante** nach Paris schreiben.

## 71. An Ulrike v. Kleist

Meine theure Ulrike! Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen, und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das

Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser aller Verderben lauert über den Meeren, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich-prächtige Grab. O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein!

St. Omer, d. 26. October, 1803.

Heinrich von Kleist.

## 72. An Ulrike v. Kleist

Mein liebstes Rickchen,

laß dir einige Nachrichten über den Erfolg meiner Reise mittheilen, ein Hundsfott giebt sie besser, als er kann.

Ich kam Dienstags Morgens mit Ernst und Gleißenberg hier an, mußte, weil der König abwesend war, den Mittwoch und Donnerstag versäumen, fuhr dann am Freitag nach Charlottenburg, wo ich Köckritzen endlich im Schlosse fand. Er empfieng mich mit einem finstern Gesichte, und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte von ihm gekannt zu sein, mit einem kurzen: ja. Ich käme, fuhr ich fort, ihn in meiner wunderlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Lucchesini hätte einen sonderbaren Brief, den ich ihm aus St. Omer zugeschickt, dem Könige vorgelegt. Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstünde mich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde. Ob diese Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergestellt, wie ich mich fühlte, auf die

Erfüllung einer Bitte um Anstellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, sie Sr. Majestät vorzutragen? Darauf versetzte er nach einer Weile: „sind Sie wirklich jetzt hergestellt? Ganz, verstehn Sie mich, hergestellt? — Ich meine", fuhr er, da ich ihn befremdet ansah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, (er gebrauchte diese Wörter) völlig hergestellt sind?" — Ich verstünde ihn nicht, antwortete ich mit so vieler Ruhe als ich zusammenfassen konnte; ich wäre körperlich krank gewesen, und fühlte mich, bis auf eine gewisse Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, so ziemlich wieder hergestellt. — Er nahm das Schnupftuch aus der Tasche und schnaubte sich. „Wenn er mir die Wahrheit gestehen solle", fieng er an, und zeigte mir jetzt ein weit besseres Gesicht, als vorher, „so könne er mir nicht verhehlen, daß er sehr ungünstig von mir denke. Ich hätte das Militair verlassen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchstreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Versche gemacht (o meine theure Ulrike!) die Landung mitmachen wollen, usw. usw. usw. Überdies sei des Königs Grundsatz, Männer, die aus dem Militair in's Civil übergiengen, nicht besonders zu protegiren. Er könne nichts für mich thun." — Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich sagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller dieser Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einschiffungsgeschichte z. B. hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum

eines Arztes weit eher, als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigernd, mir das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechslung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen begieng. — Er schien mich nicht ganz ohne Theilnahme anzuhören. — Was jenen Grundsatz des Königs beträfe, fuhr ich fort, so könne er des Königs Grundsatz nicht immer gewesen sein. Denn Sr. Majestät hätten die Gnade gehabt, mich mit dem Versprechen einer Wiederanstellung zu entlassen; ein Versprechen, an dessen Nichterfüllung ich nicht glauben könne, so lange ich mich seiner noch nicht völlig unwürdig gemacht hätte. — Er schien wirklich auf einen Augenblick unschlüßig. Doch die zwangvolle Wendung die er jetzt plötzlich nahm, zeigte nur zu gut, was man bereits am Hofe über mich beschlossen hatte. Denn er hohlte mit Einemmale das alte Gesicht wieder hervor, und sagte: „Es wird Ihnen zu nichts helfen. Der König hat eine vorgefaßte Meinung gegen Sie; ich zweifle daß Sie sie ihm benehmen werden. Versuchen Sie es, und schreiben Sie an ihn; doch vergessen Sie nicht die Bitte um Erlaubniß gleich hinzuzufügen, im Fall einer abschlägigen Antwort Ihr Glück im Auslande suchen zu dürfen.[“] — Was sagst du dazu, mein liebes Ulrickchen? — Ich antwortete, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte, in meinem Vaterlande

bleiben zu dürfen. Ich hätte Lust meinem Könige zu dienen, keinem Andern; wenn er mich nicht gebrauchen könne, so wäre mein Wunsch im Stillen mir und den Meinigen leben zu dürfen. — „Richten Sie Ihren Brief", fiel er ein wenig betroffen ein, „wie Sie wollen. Es ist möglich, daß der König seine Meinung von Ihnen ändert; und wenn Sie ihn zu einer Anstellung geneigt machen können, so verspreche ich, Ihnen nicht entgegen zu wirken." — Ich ersuchte ihn jetzt förmlich um diese Gnade, und wir brachen das Gespräch ab. Er bat mich noch, auf eine recht herzliche Art, um Verzeihung, wenn er mich beleidigt haben sollte, verwünschte seinen Posten, der ihm den Unwillen aller Menschen zuzöge, denen er es nicht recht machte: ich versicherte ihn, daß ich ihn mit Verehrung verließe, und fuhr nach Berlin zurück. — Ich laß auf dem Wege Wielands Brief, den du mir geschickt hast, und erhob mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demüthigung, die ich so eben erfahren hatte. — Jetzt habe ich dem Könige nun wirklich geschrieben; doch weil das Anerbieten meiner Dienste wahrscheinlich fruchtlos bleiben wird, so habe ich es wenigstens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben, mich nicht gereuen wird. Du selbst hast es mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunst der ganzen Welt verscherzt, als die deinige. — Ich habe jetzt die Wahl unter einer Menge von sauren Schritten, zu deren Einem ich zuletzt fähig sein werde, weil ich es muß. Zu deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes

Mädchen; mögte der Wunsch doch dein Herz rühren, den ich nicht aussprechen kann.

Berlin, den 24. Juni, 1804. Dein Heinrich.

N. S. Antworte mir doch bald. Ich will deinen Brief hier erwarten. Grüße Alles.

## 73. An Ulrike v. Kleist

[Berlin, Ende Juni, 1804.]

Meine theure Ulrike,

ob ich dir gleich vor einigen Tagen einen ziemlich hoffnungslosen Brief überschickt habe, so kann ich dir doch jetzt etwas über eine Art von Aussicht mittheilen, die sich, wunderlich genug für die Zukunft, mir auf einer ganz unerwarteten Seite eröffnet. — Du wirst dich noch eines Major's Gualtieri erinnern, welchen ich dir, wenn ich nicht irre, bei deiner Anwesenheit in Berlin vor drei Jahren im Schauspielhause vorstellte. Dieser, noch ziemlich junge, Mann, ein Bruder der Kleisten von Königs Regiment, geht jetzt in wenig Monden als Gesandter nach Spanien, und will, es ist ganz sein eigner Einfall, mich als seinen Legations-Rath, oder vor der Hand, als einen vom König angestellten Attaché bei seiner Gesandschafft mitnehmen. Ihm sei, sagt er, ein Legations-Rath aufgedrungen worden, von welchem er sich, wenn es möglich sei, noch hier, auf jeden Fall aber in Madrid losmachen werde. In diesem letztern Falle müßte ich etwa ein Jahr noch aus eignen Kosten bestreiten, ich hätte jedoch Station auf der Reise, Woh-

nung und Tisch bei ihm in Madrid frei. Er wisse kein besseres Mittel, mich im Dienste des Königs wieder festen Fuß fassen zu machen, und er wolle, wenn ich auch gleich auf meine erste Bitte um Anstellung eine abschlägige Antwort erhielte (welches sich morgen oder übermorgen entscheiden wird) die Ausführung dieses ganzen Projekts bei Hofe übernehmen. Ich erwarte jetzt von dir, meine theure Schwester, die Bestimmung, ob ich mich in diesen Vorschlag einlassen soll, oder nicht. Zu einem Amte wird er mir verhelfen, zum Glücke aber nicht. Doch davon soll ich dir nicht sprechen. Adieu. Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Im Fall du mich nach Spanien — verbannen willst, (wer weiß ob ich dich jemals wiedersehe!) so muß ich wohl noch einige Zeit hier verweilen, die Sache einzuleiten, und mir zu diesem Aufenthalte, wenn du es auftreiben kannst, einiges Geld ausbitten. — Hast du die Wiese* noch nicht wieder besucht?

Gleißenberg läßt sich empfehlen. — Verzeih diesen liederlichen Brief, er ist in Eile geschrieben, um mit Fritzen zu reden. Ich muß so eben wieder zu Gualtieri kommen, der mich in große Affection genommen hat. Er hält die ganze Sache schon für ausgemacht und ich esse schon alle Tage bei ihm in der Stadt Paris.

---

* Die Wiese an der Oder bei Greiser's.

## 74. An Ulrike v. Kleist

Mein liebes Ulrickchen,

der Major Gualtieri, welcher in einiger Zeit als Gesandter nach Spanien gehen wird, ein Freund meiner Jugend, welcher mir schon in Potsdam, als er noch Flügeladjutant des Königs war, viel Wohlwollen bezeugte, nimmt sich meiner jetzt mit großer Lebhaftigkeit an, und verspricht mir, wenn ich seinem Rathe folgen will, mich mit der Zeit zu einem einträglichen und ehrenvollen Posten zu verhelfen. Er will, daß ich mit ihm nach Spanien gehen soll, wohin ich die Reise, dort auch Tisch, vielleicht, nach den Umständen, auch Wohnung frei haben werde, und giebt mir die Versicherung, mir für diesen Fall die Anstellung als Attaché bei seiner Gesandschaft, in einem Jahr dort vielleicht eine kleine Zulage vom König, und in (höchstens) 3 Jahren den Legationsrathsposten selber auszuwirken. Ich habe dir dies Alles schon vor mehr als 14 Tagen geschrieben, auch um deinen Rath gebeten, aber keine Antwort erhalten, und daher, (weil deine Antwort auf meinen ersten Brief mir doch keinen andern Ausweg hoffen ließ) mich bereits darauf eingelassen, so daß diese Sache durch den Cabinetsrath Lombard schon völlig im Gange ist. — Was diese deine Antwort betrift, so weiß ich nicht, welcher Ausdruck in meinem Schreiben dich wegen meines Briefes an den König so beunruhigt haben kann. Denn wenn ich fühle, was ich mir selbst, so weiß ich, was ich dem Könige schuldig bin; welches

keiner Rede mehr bedürfen sollte. Auch weiß ich bereits durch Lombard daß der König zwar eine abschlägige Resolution gegeben hat, aber bloß, weil man für mich keinen bezahlten Posten weiß, und mir den Dienst von unten auf nicht anbieten will. Diese königliche Antwort selber habe ich aber bis auf den heutigen Tag (es sind nun 3 Wochen) noch nicht erhalten, bin daher schon einigemal (vergebens) bei Haugwitz und Hardenberg, heute endlich wieder in Charlottenburg bei Köckritz gewesen, der sich darüber sehr wunderte, in meiner Gegenwart zu Kleisten schickte, und da heraus kam, daß eine Unordnung bei Hardenberg oder Haugwitz vorgefallen war, mir rieth, die Sache fallen zu lassen, und einen neuen Brief an den König zu schreiben. Dadurch habe ich diesen Mann einigermaßen in mein Interesse gezogen, und bin fast willends, ihm meinen neuen Brief an den König zur Einhändigung zu überreichen. — Übrigens fürchte ich dennoch, daß mir mein erstes Gesuch immer abgeschlagen werden wird; mein zweites aber gewiß nicht, man sieht gar nicht ein, warum? Gualtieri will mich in diesem Fall mitnehmen nach Landeck in Schlesien, wohin Lombard auch gegangen ist, um mir dort die nähere Bekanntschaft dieses Mannes zu verschaffen, der sein specieller Freund ist. Ich bin dazu sehr geneigt, besonders da ich irgend eines Bades schlechterdings bedarf; wenn du nur mich von der Geldseite darin unterstützen willst. — Schicke, wenn du etwas für mich erübrigen kannst, dies doch sobald als möglich nach Berlin an Gleißenberg; sobald ich drei oder vier Tage von hier ab-

wesend sein kann, so nutze ich sie, um nach Frankfurt zu reisen, und dir nähere Auskunft zu geben über diese Reise nach Spanien, die ihre gewissen Vortheile zwar hat, aber ungeheure Folgen haben kann. Adieu, grüße Alles.

Berlin, d. 11. Juli, 1804. Dein Heinrich.

N. S. Du bist doch nicht krank, daß du mir nicht geantwortet hast?

## 75. An Ulrike v. Kleist

Mein liebes Ulrikchen,

die Antwort des Königs auf meine Zuschrift, bleibt auf eine mir ganz unverständliche Weise, zum zweitenmale aus. Ich habe nicht wagen dürfen, mich bei Köckritzen nach der Ursach dieses sonderbaren Aufschub's zu erkundigen, da jeder nächste Tag mir immer die Resolution noch bringen konnte. Übermorgen aber geht meine Hoffnung zu Ende, und ich will zum viertenmale nach Charlottenburg hinaus. Denn dieser ungewisse Zustand wird mir nach gerade völlig zum Eckel. — Jene bewußten 20 Rthlr sind, weil die Adresse nicht bestimmt genug war, an den Obristen Kleist, Directeur der Militair-Akademie abgegeben worden. Ich habe Geld und Brief, leider nicht mehr uneröffnet, empfangen, und mich nur betrübt, daß ich diesem Manne nicht jetzt auch deine früheren Briefe mittheilen konnte. — Ach, Ulrikchen, wie unglücklich wäre ich, wenn ich nicht mehr stolz sein könnte! — Werde nicht irre an mir,

mein beßtes Mädchen! Laß mir den Trost, daß Einer in der Welt sei, der fest auf mir vertraut! Wenn ich in deinen Augen nichts mehr werth bin, so bin ich wirklich nichts mehr werth! — Sei standhaft! Sei standhaft! Gualtieri reiset in einigen Tagen nach Schlesien, um einen Handel in Gang zu bringen, der nach Spanien unternommen werden soll. Er wartet wirklich bloß auf die Entscheidung meines Schicksals, um sich mich sogleich vom Könige auszubitten. Er will mich unentgeldlich mitnehmen, und ich brauche nichts, als jene 25 Rthlr, die ihr mir monatlich ausgesetzt habt, um eine kleine Börse bei mir zu führen. Besorge mir also doch dies Geld, wenn es sein kann, unverzüglich hierher. Wir reisen wahrscheinlich über Frankfurt, und es sollte mir lieb sein, wenn sich Gelegenheit fände, Euch diesen Menschen vorzustellen, an welchem mir selber Alles, bis auf seine Liebe zu mir, so unbegreiflich ist. — Adieu! Viele Grüße an Tanten und die Geschwister.

Berlin, Freitag, d. [27.] Juli 1804,

Heinrich Kleist.

N. S. Ich wohne in der Spandauer Straße, Nmr. 53.

## 76. An Henriette v. Schlieben

Meine theure Freundinn Henriette,

ich will diese Reise des Hauptmanns von Gleißenberg, meines Jugendfreundes, nicht unbenutzt lassen, Ihnen ein Paar

flüchtige Zeilen von Ihrem immer treuen Heinrich Kleist in die Hände zu schanzen. Verzeihen Sie, wenn ich alle Versprechungen, mit welchen ich in Dreßden von Ihnen schied, so gänzlich unerfüllt gelassen habe. Wenn uns das Schicksal so unerbittlich grimmig auf der Ferse folgt, so haben wir alle Besinnung nöthig, um uns nur vor seinen Schlägen einigermaßen zu retten. Doch es bedarf nur einer kurzen Ruhe, um uns alle frohen Augenblicke der Vergangenheit, und mit ihnen alle gute Menschen in's Gedächtniß zu rufen, denen wir sie schuldig sind.

Wie ist es Ihnen denn dieses ganze lange Jahr über, das wir uns nicht gesehen haben, gegangen? Wie befindet sich Ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Was macht unsre liebenswürdige Freundinn Caroline? Ist Wilhelm in Dreßden gewesen? Und ist ihm sein Wunsch erfüllt, und ihm eine Laufbahn im Civil eröffnet worden? Schreibt Lohse öfter als sonst? Und geht es ihm gut? Wo ist er denn jetzt? Dürfen wir hoffen, unsre liebe Caroline durch ihn bald glücklich zu sehen? — Auf alle diese Fragen, mein theuerstes Cousinchen, wird Ihnen Ihr Herz sagen, daß Sie mir die Antwort schuldig sind.

Ich habe Lohsen auf einige Zeit in Varese gesehen, wo ich einen der frohsten Tage meines Lebens verlebt habe. Wir fuhren, Werdecks, Pfuel, er, und ich, zusammen nach Madonna del monte, einem ehemaligen Kloster an dem südlichen Fuße der Alpen; und war es diese Gesellschaft, und dieser Ort, dieser wunderschöne Ort, vielleicht auch der Genuß der gewürz-

reichen Weine, und der noch gewürzreicheren Lüfte dieses Landes: ich weiß es nicht; aber Freude habe ich an diesem Tage so lebhaft empfunden, daß mir diese Erscheinung noch jetzt, bei dem Kummer, der mir zugleich damals fressend an's Herz nagte, ganz verwundrungswürdig ist. — Übrigens hatte ich, bei der Gesellschaft, die uns immer umgab, nur selten Gelegenheit, mich ihm vertraulich zu nähern. Seine Verhältnisse schienen in dieser Stadt sehr mannichfaltig, selbst ein wenig verwickelt, er selber gegen mich etwas geheimnißvoll, so daß ich Ihnen keine ganz sichere Nachricht über ihn zu geben im Stande war; sonst hätte ich wirklich gleich von dort aus an Sie geschrieben. — Auch hatte er eben einen Brief an Caroline angefangen, so daß ich einen Aufschub wagen zu dürfen glaubte, und späterhin durch eine zunehmende Gemüthskrankheit immer unfähiger ward, die Feder zu einem Briefe an Sie anzusetzen.

Von dort aus bin ich, wie von der Furie getrieben, Frankreich von Neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset, über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte sich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeschifft hätte, aus Lebensüberdruß einen rasenden Streich begangen haben würde; sodann von da wieder zurück über Paris nach Mainz, wo ich endlich krank niedersank, und nahe an fünf Monaten abwechselnd das Bett oder das Zimmer gehütet habe. Ich bin nicht im Stande vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich

selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motiven verloren, und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf andere erfolgen konnten. — Jetzt werde ich in meinem Vaterlande bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt werden, und mich vielleicht in Kurzem wieder zu einer neuen Reise rüsten müss n. Denn ich soll mit einer Gesandtschafft nach Spanien gehen, und werde auf diese Art wohl Verzicht leisten müssen, jemals auf diesem Sterne zur Ruhe zu kommen. — Wie lieb sollte es mir aber sein, wenn mich diese Reise über Dreßden führte, und ich an Ihrer Seite, meine liebenswürdigen Freundinnen, einige der schönen Tage der Vergangenheit wiederholen könnte! Bis dahin erfreuen Sie mich gütigst mit einem Paar Zeilen von Ihrer Hand, und vergessen Sie meine Bitte nicht um Nachricht über Alles, Frohes oder Trauriges, was Ihr Haus betroffen haben könnte; denn Alles, was Sie, geht auch mich an.

Berlin, d. 29. Juli, 1804. Heinrich Kleist.

N. S. Diesen Brief gebe ich dem Hauptmann v. Gleißenberg mit, der nach Gulben bei Cottbus zu seiner Braut, meiner Cousine, dem Fräulein v. Pannwitz, und vielleicht von dort, in Geschäfften seines künftigen Schwiegervaters, nach Dreßden geht. In diesem Falle, denk' ich, werden Sie ihm wohl, als meinem Freunde, vorläufig ein freundliches Gesicht schenken, bis er Zeit gewonnen hat, es sich bei Ihnen zu verdienen. Er wird sich auch meinen Koffer ausbitten, für dessen gütige Aufbewahrung ich Ihnen allerseits ergebenst danke. — Sollten Hinderniße ihn abhalten, nach

Dreßden zu gehen, so wird er Ihnen diesen Brief mit der Post schicken; und in diesem Falle mögte ich wohl wissen, ob sich Gelegenheit fände, diesen Koffer mit einem Frachtwagen nach Gulben bei Cottbus an den Herrn Hauptmann v. Pannwitz zu schicken? Wenn dies nicht möglich ist, so bitte ich ihn gradezu dorthin auf die Post zu geben.

## 77. An Ulrike v. Kleist

Meine beßte Ulrike,

ich kann Dir jetzt die sichere Nachricht geben, daß der König mein Gesuch günstig aufgenommen hat, obschon ich noch keine officielle Resolution darüber erhalten habe. Mir hat es Köckritz vorgestern mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal auf's Spiel zu setzen, auf eine sehr gütige Art angekündigt, und mir gerathen zu Beym zu gehen, und die Beschleunigung der Resolution bei diesem zu betreiben. Der ganze Aufschub derselben scheint bloß daran zu liegen, daß man den Fond zu einer kleinen Besoldung für mich erst eröffnen muß. Beym war gestern nicht zu Hause, und ich habe jetzt einen Brief an ihn entworfen, der vielleicht geschickt ist, ihn ein wenig für meine Sache zu interessiren. — Nach Spanien werde ich nun wohl nicht gehen, so wenig wie nach Schlesien. Gualtieri zwar glaubt es immer noch vortheilhaft für mich, allein er glaubt nicht, daß es der König jetzt bewilligen werde, indem er, wenn er mich bezahlt, auch wohl

wird haben wollen, daß ich unmittelbar für ihn arbeite, nicht, daß ich Gualtierin einen Theil seiner Geschäffte in Spanien abnehme. — In diesem Falle wirst du gewiß dein Wort halten, und zu mir nach Berlin kommen, das Einzige, um dessentwillen mich der glückliche Erfolg meines Gesuches wahrhaft freut. Auch wird deine Sorge für mich nöthig sein, wenn ich mit einer kleinen Besoldung, die doch gewiß 300 Rthlr nicht übersteigen wird, meine Bedürfnisse bestreiten soll. Es kann möglich sein, mit dieser Summe auszukommen, aber es ist eine Kunst, und man kann ihre Ausübung von einem Menschen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, so wenig als das Seiltanzen, oder irgend eine andere Kunst. Für jetzt wenigstens, da meine ganze Lebensweise noch so wenig geordnet sein kann, geht es mit 25 Rthlrn monatlich nicht, und ihr müßt ein Einsehen haben. Schickt mir nur vor der Hand meine Betten, wenn es sein kann; und wenn ich meine Paar Möbeln wieder zusammenfinden könnte, so würde ich auch 3 oder 4 Rthlr monatlich wohlfeiler wohnen. Adieu! Adieu! Bald ein Mehreres und, ich hoffe, ganz Bestimmtes.

Berlin, d. 2. August, 1804. Dein Heinrich.

Antwort bald. Spandauer Straße, N. 53.

## 78. An Ulrike v. Kleist

Mein vortreffliches Mädchen,

wie überraschest du mich mit deinem Antrage, mit diesem neuen Beweis

deiner Sorgfalt für mich, die immer noch im Stillen dein Herz beschäfftigt! Komm, meine Freundinn, komm doch gleich zu mir! Gualtieri reiset wirklich in der Mitte künftigen Monats ab, er will immer noch, daß ich ihn nach Spanien begleite, lerne doch diesen Menschen selbst kennen, und die Verhältnisse, und sage mir, was ich thun soll. In dem Hause, in welchem ich wohne, ist ein Zimmer noch, neben dem meinigen, zu vermiethen, sehr angenehm, ein wenig theuer; opfre dies für einen Monat! Wenn ich nach Spanien gehe, so gehst du zu deiner Tante zurück, oder zu Leopolden; und wenn wir zusammen in Berlin uns etabliren können, so kann ich unter deinen Augen die Anstalten treffen, die du für zweckmäßig hältst. Wie glücklich könnten wir leben! Es würde nicht wie in Paris sein —! Adieu, adieu! Antworte mir sogleich. Ich küsse Tanten, Minetten, und Allen die Hände, die deiner Liebe zu mir wieder einmal ihre freie Bewegung gelassen haben. Adieu. — Auf baldiges Wiedersehn!

Berlin, d. 24. August, 1804.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Ich habe gestern einen Brief an euch abgeschickt, doch die Quittung vergessen. Hier erfolgt sie für meine liebe Minette. — Pannwitzens Koffer ist mit Gleißenberg nach Gulben gegangen, um ihn dort abzugeben. Ich glaubte Wilhelm würde hingehen. — Gleißenberg bringt mir den meinigen von Dreßden mit. — — Schreibe mir genau wann du eintriffst, ich komme dir entgegen.

## 79. An Ulrike v. Kleist

Meine liebste Ulrike,

ich warte von Tage zu Tage auf eine Entscheidung vom Minister, ob ich vorläufig noch in Berlin bleiben, oder sogleich nach Franken gehen soll. Dieser Umstand ist Schuld, daß ich noch immer angestanden habe, mich einzuquartieren, und während dieser Zeit in einem theuren Gasthofe gewohnt habe, wo ich nun Mühe haben werde, heraus zu kommen. Du mußt es schon bei Minetten ausmachen, daß sie für diese außerordentliche Ausgabe etwas auftreibt, ich arbeite ja aus allen Kräften darauf los, es wieder zu bezahlen. Wenn du dich mit solchen Dingen nicht befassen willst, so ersuche ich Leopold ihr eine vernünftige Vorstellung zu machen. Ich werde ja überdies dieser Vorschüsse nicht drei Jahre lang bedürftig sein, und so wird es im Ganzen nicht mehr ausmachen, wenn man es auf die letzten Monate abrechnet. — Wie wäre es auch, wenn du zu mir herüber kämest? Ich bin sehr traurig. Du hast zwar nicht mehr viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erstaunlich. Komm also nur herüber, und tröste mich ein wenig. Ich weiß doch, daß du mir gut bist, und daß du mein Glück willst, du weißt nur nicht, was mein Glück wäre. Nach Potsdam kehr ich auch nicht zurück, wie ich zu Anfange glaubte; wozu also noch länger getrennt sein? Ich sehe hier keinen Menschen, und bedarf deiner lieben Gesellschaft. Es wird uns selbst eine förmliche Einrichtung nicht

viel mehr kosten, als der Aufenthalt in diesem heillosen Gasthofe. Ich hoffe also auf die Erfüllung meiner Bitte. Ich werde noch heute zur Kamken gehen, und sie auffordern, uns eine Wohnung auszumitteln. Chambre garnie, und du läßt das Mädchen aus Frankfurt kommen. Wie gern würde ich dich abholen! Doch ich muß schlechterdings in Berlin bleiben. Richte dich also nur selbst ein. Vielleicht kömmst du mit der Kleisten, die ja auch nach Berlin wollte. — Das würde mich sehr freuen! Adieu.

Dein Heinrich.

Berlin, d.  Xber 1804. (Im goldnen Stern)

## 80. An Ernst v. Pfuel

Du übst, du guter, lieber Junge, mit deiner Beredsamkeit eine wunderliche Gewalt über mein Herz aus, und ob ich dir gleich die ganze Einsicht in meinen Zustand selber gegeben habe, so rückst du mir doch zuweilen mein Bild so nahe vor die Seele, daß ich darüber, wie vor der neuesten Erscheinung von der Welt, zusammenfahre. Ich werde jener feierlichen Nacht niemals vergessen, da du mich in dem schlechtesten Loche von Frankreich auf eine wahrhaft erhabene Art, beinahe wie der Erzengel seinen gefallnen Bruder in der Messiade, ausgescholten hast. Warum kann ich dich nicht mehr als meinen Meister verehren, o du, den ich immer noch über Alles liebe? — Wie flogen wir vor einem Jahre einander, in Dreßden, in die Arme! Wie öffnete sich die Welt unermeßlich, gleich

einer Rennbahn, vor unsern in der Begierde des Wettkampfs erzitternden Gemüthern! Und nun liegen wir, übereinander gestürzt, mit unsern Blicken den Lauf zum Ziele vollendend, das uns nie so glänzend erschien, als jezt, im Staube unsres Sturzes eingehüllt! Mein, mein ist die Schuld, ich habe dich verwickelt, ach, ich kann dir dies nicht so sagen, wie ich es empfinde. — Was soll ich, liebster Pfuël, mit allen diesen Thränen anfangen? Ich mögte mir, zum Zeitvertreib, wie jener nackte König Richard, mit ihrem minutenweisen Falle eine Gruft aushöhlen, mich und dich und unsern unendlichen Schmerz darin zu versenken. So umarmen wir uns nicht wieder! So nicht, wenn wir einst, von unserm Sturze erholt, denn wovon heilte der Mensch nicht! einander, auf Krücken, wieder begegnen. Damals liebten wir ineinander das Höchste in der Menschheit; denn wir liebten die ganze Ausbildung unsrer Naturen, ach! in ein Paar glücklichen Anlagen, die sich eben entwickelten. Wir empfanden, ich wenigstens, den lieblichen Enthusiasmus der Freundschaft! Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei dir schlafen können, du lieber Junge; so umarmte dich meine ganze Seele! Ich habe deinen schönen Leib oft, wenn du in Thun vor meinen Augen in den See stiegest, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet. Er könnte wirklich einem Künstler zur Studie dienen. Ich hätte, wenn ich Einer gewesen wäre, vielleicht die Idee eines Gottes durch ihn empfangen. Dein kleiner, krauser Kopf, einem feisten Halse aufgesezt, zwei breite

Schultern, ein nerviger Leib, das Ganze ein musterhaftes Bild der Stärke, als ob du dem schönsten jungen Stier, der jemals dem Zeus geblutet, nachgebildet wärest. Mir ist die ganze Gesetzgebung des Lykurgus, und sein Begriff von der Liebe der Jünglinge, durch die Empfindung, die du mir geweckt hast, klar geworden. Komm zu mir! Höre, ich will dir was sagen. Ich habe mir diesen Altenstein lieb gewonnen, mir sind die Abfassung einiger Rescripte übertragen worden, ich zweifle nicht mehr, daß ich die ganze Probe, nach jeder vernünftigen Erwartung bestehen werde. Ich kann ein Differentiale finden, und einen Vers machen; sind das nicht die beiden Enden der menschlichen Fähigkeit? Man wird mich gewiß, und bald, und mit Gehalt anstellen, geh mit mir nach Anspach, und laß uns der süßen Freundschafft genießen. Laß mich mit allen diesen Kämpfen etwas erworben haben, das mir das Leben wenigstens erträglich macht. Du hast in Leipzig mit mir getheilt, oder hast es doch gewollt, welches gleichviel ist; nimm von mir ein Gleiches an! Ich heirathe niemals, sei du die Frau mir, die Kinder, und die Enkel! Geh nicht weiter auf dem Wege, den du betreten hast. Wirf dich dem Schicksal nicht unter die Füße, es ist ungroßmüthig, und zertrit dich. Laß es an Einem Opfer genug sein. Erhalte dir die Ruinen deiner Seele, sie sollen uns ewig mit Lust an die romantische Zeit unsres Lebens erinnern. Und wenn dich einst ein guter Krieg in's Schlachtfeld ruft, deiner Heimath, so geh, man wird deinen Werth empfinden, wenn die Noth drängt. — Nimm meinen Vor-

schlag an. Wenn du dies nicht thust, so fühl ich, daß mich niemand auf der Welt liebt. Ich mögte dir noch mehr sagen, aber es taugt nicht für das Briefformat. Mündlich ein Mehreres.

Berlin, d 7. Januar, 1805

Heinrich v. Kleist.

## 81. An Ernst v. Pfuel

Mein liebster Pfuel,

inliegende 20 Fr.d'or sind ein Geschenk von der K[önigin], die die Kleisten schon lange Zeit her für dich in ihrem Büreau aufbewahrt hat, und nun bei ihrer Abreise von Potsdam nach Dobran, da sie gar keine Nachricht von dir bekömmt, mir zuschickt, um sie dir zu übermachen. Du bist, mein armer Junge, wahrscheinlich krank, (wie ich) daß du die Kleisten noch bis auf diese Stunde nicht mit einem Paar Zeilen erfreut hast. Du warst schon als du hier auf die Post stiegest, unpäßlich, benachrichtige mich doch mit einem Paar Worte (aus dem Bette, wie ich) ob meine Besorgniß gegründet ist. Laß dieses angenehme kleine Geschenk (angenehm wirklich durch die Geberin) etwas zu deiner Herstellung beitragen. Du wirst jährlich 12 Fr.d'or auf diesem Wege erhalten. Du mögtest, schreibt die Kleisten, dich in [einem] kleinen niedlichen Briefe (franz.) bedanken, sie würde die Bestellung dieses Briefes übernehmen. Übrigens versteht sich von selbst, daß das größte Stillschweigen über die ganze Sache beobachtet werden muß. Adieu, ich bin

auch bettlägerig, und leide schon seit 14 Tagen an rheumatischen Zufällen, und einem Wechselfieber, das mich, um mit dir zu reden, ganz auf den Hund bringt. — Was macht denn der Hydrostat?

Königsberg, d. 2. [—4.] July, 1805.

H. v. Kleist.

(An den 20 Fr.d'or fehlt das Postgeld, das sie mir von Potsd. bis Köngsbg. gekostet haben)

N. S. Diesen Brief schickte ich vorgestern auf die Post, und bekam ihn zurück mit der Weisung, daß er erst morgen (als am Posttage nach Johannisburg) angenommen werden könne. So eben erhalte ich nun deinen Brief; und erbreche den meinigen noch einmal, um dir zu antworten. Zuvörderst sehe ich gerne daraus, daß du nicht krank bist, begreife aber jetzt um so weniger, wie es zugeht, daß du der Kleisten noch nicht geschrieben hast. Es sei nun wirklich Nachläßigkeit, oder Rache, so ist es das Unwürdigste von der Welt, und nicht werth, daß ich ein Wort darüber verliere. — Was deine hydrostatische Weisheit betrifft, so muß ich dich zweierlei bitten, 1) nichts zu schreiben, was du nicht gut überlegt hast, 2) dich so bestimmt auszudrücken, als es die Sprache überhaupt zuläßt; weil sonst des Schreibens und Wiederschreibens kein Ende wird. Auf 120' Tiefe (Siehe A, deines Briefes) ist die Luft nicht 6.8 (soll doch heißen 6 bis 8 mal) zusammengedrückt, auf 128' Tiefe ist sie genau 8 mal zusammengedrückt; d. h. wenn ihre Zusammendrückung über dem Meere = 1 so ist sie 128' unter demselben = 8. Daß sich zweitens; (B deines Briefes) die Luft

24mal verdichten lasse, ist eine sonderbare Annahme, da sie sich bekantermaßen in der Kolbe der schlechtesten Windbüchse 300mal zusammenpressen läßt. Daß übrigens beim Sinken des Hydrostaten das Luftpumpengeschäfft immer successiv schwerer vor sich geht, indem zusammengedrückte Luft zusammengedrückt werden muß, ist ein Umstand, den wir schon hier in Königsberg erwogen haben. Wenn sich die Luft, über dem Meere, 400mal zusammenpressen läßt* so läßt sie sich

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 32′ | unter | dem | Meere | 200mal |
| 64′ | " | " | " | nur 100mal |
| 128′ | " | " | " | nur 50mal |
| 256′ | " | " | " | nur 25mal |
| 512′ | " | " | " | nur $12^1/_2$mal u. s. f. |

zusammenpressen. In dieser Tiefe also allerdings ist (oder wird doch wenigstens in einer noch größern Tiefe) das Luftpumpengeschäfft von ungeheurer Schwierigkeit. Es muß vielleicht hier ganz und gar wegfallen. Doch überall kann man ès entbehren, da man an den Gewichten ein Surrogat hat, das, was die vertikale Bewegung betrifft, ganz und gar statt der Luftpumpe dienen kann. — Nach dieser Berechnung fällt der Cubik-Inhalt für die Magaziene auch weit geringer aus. Ein ganz mit Wasser gefülltes Gefäß von 31250 K. F. braucht

32′ unter Wasser 2.31250 K. F. Luft, um das Wasser daraus zu vertreiben

* welches gar keine übertriebene Annahme ist.

64′ unter Wasser 4.31250 C. F. Luft . . .
128′ unter W— 8.31250 C. F. Luft
256′ — — — 16.31250 C. F. Luft —

Also, um deinen Fall zu nehmen, braucht dein Gefäß von 31250 Cubikfuß Inhalt, 128′ unter dem Wasser, gesetzt es wäre alsdann ganz voll Wasser, und man wollte es statt dessen mit Luft füllen, nur 8.31250 = 250000 Cubikfuß Luft, welche, um mitgenommen zu werden nur eines Raumes von $\frac{250000}{400} = 625$ Cubikfuß bedürfen. — Endlich verstehe ich gar nicht, was du bei den Schaufeln des Rades für ein Bedenken hast. Wenn das Wasser bis a a steht, so werden die Schaufeln von selbst bis b, b, b, im Wasser stehn, ohne im Mindesten über die Basis unten hervorragen zu müßen. Übrigens find' ich selbst die Erfindung des Rades noch sehr roh, aber bloß wegen der Mittheilung der Bewegung, indem mir ein Ziehen sowohl, als ein Stoßen (der oberen Glocke an die untere) ungeschickt scheint. — Zum Schluße noch eine Nachricht, die dir sehr interessant sein müßte, wenn du wirklich mit Eifer an die Ausbildung der Erfindung arbeitetest: nämlich, Rigolet in Lyon, Vorsteher der dortigen Landstraßen und Brücken, hat ein Fernrohr erfunden, durch welches er den Grund der Flüsse und Seen sehen, und die Grundlage der Wasserbauten untersuchen kann. — Schreibe mir bald ob du richtig das Geld empfangen hast. Adieu. H. K.



## 82. An Ernst v. Pfuel

[Königsberg, August 1805.]

Hier bekömmst du den Pope, und einen alten verrosteten Schlüssel von Lexicon zu ihm; zusammen 1 Rth. 8 Gr. Ich hatte außerdem noch die Wahl zwischen Thomson und Young; ich denke aber, ich werde es mit der Iliade am Beßten getroffen haben, ungerechnet, daß sie am Wohlfeilsten war.

Was du mir von der Verschiedenheit von dem Räderwerk in einer Uhr und von dem Räderwerk in dem Hydrostaten sagst, ist ganz richtig, war mir auch schon selbst eingefallen. Inzwischen brauchen wir das Schaufelrad noch gar nicht aufzugeben. Allerdings ist die Geschwindigkeit, die sich aus meiner Rechnung ergeben hat, sehr gering; allein wir haben aus der Acht gelassen, daß das Resultat auch nur die Geschwindigkeit des ersten Moments angab. Dieselbe Kraft, die nöthig war, diese ungeheure Masse zu bewegen, würde auch hinwiederum, wenn sie einmal bewegt ist, nöthig sein, sie aufzuhalten. Das heißt, sie hat ein Beharrungsvermögen, sowohl in der Bewegung, als in der Ruhe zu verbleiben. Mithin kommt mit jedem folgenden Momente, da die Kraft immer die [gleiche] Geschwindigkeit hat, wenn die Geschwindigkeit der ganzen Masse in dem vorhergehenden Momente c heißt, eine neue Geschwindigkeit C—c hinzu. Setze, ein Kauffahrthei-Schiff wiege eine Million Pfund: so wird es gleichwohl doch häufig bei windstillen Tagen von einem Ruderbote gezogen. Das

Ruderboot kann aber unmöglich von der Efficacität sein, als ein gut erfundenes Räderwerk. Es muß also schlechthin möglich sein, den Hydrostaten durch wenigstens 6—8 Seemeilen täglich zu führen.

Mit Gualtieri muß es irgend einen Hacken haben. Es hat in einem öffentlichen Blatt gestanden, ein Gesandter einer großen nordischen Macht habe sich Schulden halber von Madrid eklypsirt. Dazu nun dieser sonderbare Todesfall, fast um die nämliche Zeit! Überdies übergeht die Kleist alles mit Stillschweigen, und noch weiß ich so oft ich sie auch darum gefragt habe, weder wie, noch wann, nicht einmal wo er gestorben ist.

Rühle ist in der That ein trefflicher Junge! Er hat mir einen Aufsatz geschickt, in welchem sich eine ganz schöne Natur ausgesprochen hat. Mit Verstand gearbeitet, aber so viel Empfindung darin, als Verstand. Und aus einem Stück einer Übersetzung des Racine sehe ich, daß er die Sprache (sie ist in Jamben geschrieben) völlig in seiner Gewalt hat. Er kann, wie ein ächter Redekünstler, sagen, was er will, ja er hat die ganze Finesse, die den Dichter ausmacht, und kann auch das sagen, was er nicht sagt. Es ist besonders welche Kräfte sich zuweilen im Menschen entwickeln, während er seine Bemühung auf ganz andere gerichtet hat. Was hat der Junge nicht über die Elemente der Mathematik gebrütet, wie hat er sich nicht den Kopf zerbrochen, uns in einem unsterblichen Werk begreiflich zu machen, daß zwei mal zwei vier ist; und siehe da, während dessen hat er gelernt, ein

Trauerspiel zu schreiben, und wird in der That eins schreiben, das uns gefällt.

Das Ende deines Briefes, und deine Wehmuth daß aus unserm Plane nach Neuholland zu gehen nichts geworden ist, würde mir rührend sein, wenn ich mir einbilden könnte, daß du wirklich etwas dabei empfunden hättest. Aber unter uns allen ist keiner, der in der That resignirt, als ich allein. Warum sollten wir drei, te duce, nicht ein Schiff auf der Ostsee nehmen können? Doch es wird uns kein großer Gedanke mehr ergreifen, so lange wir nicht beisammen sind. Dahin also vor allen Dingen sollten wir streben, und brauchten auch, um es zu erreichen, allerdings nichts, wie du sehr richtig bemerkst, als es zu wollen; aber da eben liegt der Hund begraben. — Doch ich muß schließen, weil die Post abgeht. Adieu, den Smith brauche ich selbst. H. v. Kl.

## 83. An Otto August Rühle v. Lilienstern

[Königsberg, Ende Dezember 1805.]

Mein lieber, trefflicher Rühle. Ich drücke dich von ganzem Herzen an meine Brust. Du hast mir mit deinem letzten Briefe, den du mir unverdient (weil ich dir auf den vorletzten nicht geantwortet) geschrieben eine recht innige Freude gemacht. Warum können wir nicht immer bei einander sein? Was ist das für ein seltsamer Zustand, sich immer an eine Brust hinsehnen, und doch keinen Fuß rühren, um daran niederzusinken. Ich wollte, ich wäre eine Säure oder ein Alkali, so hätt' es doch ein Ende, wenn man aus dem Salze

geschieden wäre. Du bist mir noch immer so werth als nur irgend etwas in der Welt, und solche Zuschriften, wie die deinige, sie wecken dies Gefühl so lebhaft als ob es neugebohren würde; aber eine immer wiederkehrende Empfindung sagt mir, daß diese Brief-Freundschafft für uns nicht ist, und nur in so fern, als du auch etwas von der Sehnsucht fühlst, die ich nach dir, d. h. nach der innigen Ergreifung deiner mit allen Sinnen, inneren und äußeren, spüre, kann ich mich von deinen Schriftzügen, schwarz auf weiß, in leiser Umschlingung ein wenig berührt fühlen. Wie sehr hat mich die Nachricht erfreut, die du mir von unserm Freunde Pfuël giebst, die Nachricht, daß das Corps, bei welchem er steht, vor die Stadt rückt, in welcher zugleich der Feind und sein Mädchen wohnt! Er ist nicht das erste, ruhmlechzende Herz, das in ein stummes Grab gesunken ist; aber wenn der Zufall die ersten Kugeln gut lenkt, so sieht er mir wohl so aus, (und seine Lage fordert ihn ziemlich dringend dazu auf) als ob er die erkränkte Ehre, wie Shakespear sagt, bei den Locken heraufziehen würde. Dir, mein trefflicher Rühle, hängt sie noch an den Sternen; und du wirst den Moment nicht versäumen, sie mit einem dreisten Griff herunter zu reißen, schlüge dich ihr prächtig-schmetternder Fall auch zu Boden. Denn so wie die Dinge stehn, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maasregel, den Krieg mit einem Winterquartier und der langmüthigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist du nicht mit mir über-

zeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Östreich zu stehen. Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen? Warum hat der König nicht gleich, bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische, seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht, in einer rührenden Rede (der bloße Schmerz hätte ihn rührend gemacht) seine Lage eröffnet. Wenn er es bloß ihrem eignen Ehrgefühl anheim gestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollen, oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben. Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme. Es gelte Sein, oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300 000 Mann vermehren könne, so bliebe ihm nichts übrig, als bloß ehrenvoll zu sterben. Meinst du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er alle seine goldnen und silbernen Geschirre hätte prägen lassen, seine Kammerherrn und seine Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiel, gefragt hätte, was die Nation zu thun willends sei. Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht es ihm jetzt von seinen silbernen Tellern schmecken mag; aber dem Kaiser in Ollmütz, bin ich gewiß, schmeckt

es schlecht. — Ja, mein guter Rühle, was ist dabei zu thun. Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen, und wir werden davon nichts, als bloß den Umsturz der alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen cultivirten Theil von Europa ein einziges, großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen, von Frankreich abhängigen, Fürsten-Dynastien besetzt werden. Aus dem Östreichschen, bin ich gewiß, geht dieser glückgekrönte Abendtheurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, nicht wieder heraus, in kurzer Zeit werden wir in Zeitungen lesen: „man spricht von großen Veränderungen in der deutschen Reichs-Verfassung"; und späterhin: „es heißt, daß ein großer, deutscher (südlicher) Fürst an [die] Spitze der Geschäffte treten werde". Kurz, in Zeit von einem Jahre, ist der Kurfürst von Bayern, König von Deutschland. — Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt? Ich mögte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat. — Für die Kunst, siehst du wohl ein, war vielleicht der Zeitpunct noch niemals günstig; man hat immer gesagt, daß sie betteln geht; aber jetzt läßt sie die Zeit verhungern. Wo soll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen, die schlechthin zu ihrem Genuß nöthig ist, in Augenblicken, wo das Elend jeden, wie Pfuël sagen würde, in den Nacken schlägt. Übrigens versichre ich dich, bei meiner Wahrheit, daß ich auf dich für die Kunst rechne, wenn die Welt einmal wieder, früh oder spät, frei athmet. Schreibe bald wieder, und viel. H. K.

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimer Ober Finanzrath,

Ein fortdauernd kränklicher Zustand meines Unterleibes, der mein Gemüth angreift, und mich bei allen Geschäfften, zu denen ich gezogen zu werden, das Glück habe, auf die sonderbarste Art ängstlich macht, macht mich, zu meiner innigsten Betrübniß, unfähig, mich denselben fernerhin zu unterziehen. Ich bitte Ew. Hochwohlgebohren unterthänigst, mich fortdauernd gütigst von den Arbeiten zu dispensiren, bis ich von dem H. Geh. Ob. Fin. Rath v. Altenstein, dem ich meine Lage, und den Wunsch, gänzlich davon befreit zu werden, eröffnet habe, näher beschieden sein werde. Niemand kann den Schmerz, mich der Gewogenheit, mit welcher ich von Ew. Hochwohlgebohren sowohl, als von einem verehrungswürdigen Collegio aufgenommen zu werden, das Glück hatte, so wenig würdig gezeigt zu haben, lebhafter empfinden, als ich. Nur die Unmöglichkeit, ihr so, wie ich es wünschte, zu entsprechen, und der Widerwille, es halb und unvollständig zu thun, können diesen Umstand entschuldigen. Ich statte Ew. Hochwohlgebohren meinen innigsten und unterthänigsten Dank ab für jede Gnade, deren ich hier theilhaftig geworden bin, und werde die erste Gelegenheit, da es mir mein Zustand erlaubt, benutzen, Ew. Hochwohlgebohren von meiner unauslöschlichen Dankbarkeit, und der Ehrfurcht zu

überzeugen, mit welcher ich die Ehre habe, zu sein

Ew. Hochwohlgebohren,
gehorsamster
Heinrich v. Kleist.

Königsberg, d. 10. Juli, 1806.

## 85. An Otto August Rühle v. Lilienstern

[Königsberg], d. 31. [August 1806.]

Mein liebster Rühle,

Wenn ich bisher mit meinen Antworten über die Maaßen zögerte, so thatest du wohl ein Übriges, und ergriffst von selbst die Feder, um den auseinander gehenden Kranz unsrer Freundschafft zu umwickeln, auch wohl ein neues Blümchen noch obenein hinzuzuthun; doch diesmal läßt du gewähren, und deinethalben, scheint es, könnt' er auf immer auseinander schlottern. Nun, mein guter Junge, es hat nichts zu sagen, und ich küsse dich. Dieser Kranz, er ward beim Anfang der Dinge gut gewunden, und das Band wird schon, auch ohne weiteres Zuthun, so lange aushalten, als die Blumen. Wenn du dich im Innern so wenig veränderst, als ich, so können wir einmal, wenn wir uns früh oder spät wiedersehen, zu einander: guten Tag! sagen, und: wie hast du geschlafen? und unsere Gespräche von vor einem Jahre, als wären sie von gestern, fortsetzen. Ich habe durch die Kleisten den letzten Theil deiner Liebens- und Lebensgeschichte erhalten. Liebe, mein

Herzensjunge, so lange du lebest; doch liebe nicht, wie der Mohr die Sonne, daß du schwarz wirst! Wirf, wenn sie auf oder untergeht, einen freudigen Blick zu ihr hinauf, und laß dich in der übrigen Zeit von ihr in deinen guten Thaten bescheinen, und stärken zu ihnen, und vergiß sie. Der Gedanke will mir noch nicht aus dem Kopf, daß wir noch einmal zusammen etwas thun müssen. Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein. Pfui, schäme dich, mögt' ich fast sagen, wenn du es willst! Welch eine Kurzsichtigkeit, o du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo Alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben. Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns: und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was ist des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht ist! Ach, es muß noch etwas Anderes geben, als Liebe, Glück, Ruhm usw. x, y, z, wovon unsre Seelen nichts träumen.

Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist ein bloß unbegriffener! Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur, diese unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen, jedweder ein Leben, und für jedweden eine Erscheinung, wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Syrius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! O Rühle, sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahndungen reicher, als Gedanken fassen, und Worte sagen können.

Komm, laß uns etwas Gutes thun, und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind, und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh, die Welt kommt mir vor, wie eingeschachtelt; das kleine ist dem großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns, im Wachen, ermüden, so wird, denke ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und grade so lange braucht ein menschlicher Körper, zu verwesen. Und vielleicht giebt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eignen Tod, wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen. — Nun wieder zurück zum Leben! So lange das dauert, werd ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe der Kleisten eben wieder gestern Eins geschickt, wovon du die erste Scene schon in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene Krug. Sage mir dreist, als ein Freund, deine Meinung, und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde, nicht das, was ich leiste. Wär ich zu etwas Anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen: ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann. Du weißt, daß ich meine Carriere wieder verlassen habe. Altenstein, der nicht weiß, wie das zusammenhängt, hat mir zwar Uhrlaub angeboten, und ich habe ihn angenommen;

doch bloß um mich sanfter aus der Affaire zu ziehen. Ich will mich jetzt durch meine dramatische Arbeiten ernähren; und nur, wenn du meinst, daß sie auch dazu nicht taugen, würde mich dein Urtheil schmerzen, und auch das nur bloß weil ich verhungern müßte. Sonst magst du aber über ihren Werth urtheilen, wie du willst. In drei bis vier Monaten kann ich immer ein solches Stück schreiben; und bringe ich es nur à 40 Frid. d'or, so kann ich davon leben. Auch muß ich mich im Mechanischen verbessern, an Übung zunehmen, und in kürzerer Zeit, besseres liefern lernen. Jetzt habe ich ein Trauerspiel unter der Feder. — Ich höre, du, mein lieber Junge, beschäfftigst dich auch mit der Kunst? Es giebt nichts Göttlicheres, als sie! Und nichts Leichteres zugleich; und doch, warum ist es so schwer? Jede erste Bewegung, alles Unwillkührliche, ist schön; und schief und verschroben Alles, so bald es sich selbst begreift. O der Verstand! Der unglückseelige Verstand! Studiere nicht zu viel, mein lieber Junge. Deine Übersetzung des Racine hatte treffliche Stellen. Folge deinem Gefühl. Was dir schön dünkt, das gieb uns, auf gut Glück. Es ist ein Wurf, wie mit dem Würfel; aber es giebt nichts Anderes. — Und nun noch eine Commission. Ich verliere jetzt meine Diäten. Die rückständigen sollen mir aber noch ausgezahlt werden. Sei doch so gut, und gehe auf die fränkische Salarien-Kasse, bei Hardenberg, und erinnere, daß man sie schickt. Aber thu es gleich. Adieu. Grüße Schlotheim. Was macht der Pfuel?

H. K.

## 86. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Wie schrecklich sind diese Zeiten! Wie gern mögt' ich, daß du an meinem Bette säßest, und daß ich deine Hand hielte; ich fühle mich schon gestärkt, wenn ich an dich denke! Werdet Ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzosen alle Hauptstädte zur Plünderung versprochen habe. Man kann kaum an eine solche Raserei der Bosheit glauben. Wie sehr hat sich Alles bestätigt, was wir vor einem Jahre schon voraussahen. Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals schon schreiben können. Habt Ihr Nachrichten von Leopold und Pannwitz? Vom Regiment Möllendorff sollen ja nur drei Officiere übrig geblieben sein. Vierzig tausend Mann auf dem Schlachtfelde, und doch kein Sieg! Es ist entsetzlich. Pfuel war, kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges, Adjudant bei dem General Schmettau geworden, der bei Saalfeld geblieben ist. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Auch von Rühlen habe ich seit drei Wochen keine Nachrichten erhalten. Sie standen beide bei dem Corps des Prinzen Hohenlohe, das, wie es heißt, eingeschlossen und von der Elbe abgeschnitten ist. Man kann nicht ohne Thränen daran denken. Denn wenn sie alle denken, wie Rühle und Pfuel, so ergiebt sich keiner. Ich war vor einiger Zeit willends, nach Berlin zu gehen. Doch mein immer krankhafter Zustand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Verstopfungen,

Beängstigungen, schwitze und phantasiere, und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervensystem ist zerstört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen; doch auch dort war ich bettlägrig, und bin kaum fünf oder sechsmal ins Wasser gestiegen. Die Präsidentinn hat mir noch ganz kürzlich etwas für dich aufgetragen, mein Kopf ist aber so schwer, daß ich dir nicht sagen kann, was? Es wird wohl nicht mehr, als ein Gruß gewesen sein. Sie hat durch den Kriegsrath Schäffner etwas von dir erfahren, von dem du, glaub' ich, eine Anverwandte gesehen und gesprochen hast. Übrigens geht es mir gut. Wenn ich nur an dir nicht Unrecht gethan hätte, mein theuerstes Mädchen! Ich bin so gerührt, wenn ich das denke, daß ich es nicht beschreiben kann. Schreibe mir doch, wenn Ihr, wie ich fast glaube, nach Schorin gehen solltet. Denn Minette wird doch schwerlich die Franzosen in Frankfurt abwarten. Vielleicht käme ich alsdann auch dahin. Kein besserer Augenblick für mich, euch wiederzusehen, als dieser. Wir sänken uns, im Gefühl des allgemeinen Elends, an die Brust, vergäßen, und verziehen einander, und liebten uns, der letzte Trost, in der That, der dem Menschen in so fürchterlichen Augenblicken übrig bleibt. Es wäre schrecklich, wenn dieser Wütherich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschafft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen,

um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorsicht lenkt. Adieu, meine theuerste Ulrike, ich küsse dir die Hand. Zweifle niemals an meiner Liebe und Verehrung. Empfiehl mich allen meinen theuren Anverwandten, und antworte mir bald auf diesen Brief.

H. v. Kleist.

[Königsberg,] d. 24. [Oktober 1806.]

## 87. An Ulrike v. Kleist

Königsberg d. 6 Decb. 6.

Meine liebe, vortreffliche, Ulrike,

dein Brief vom 9. Novbr. den ich erst, Gott weiß, wie es zugeht, heute erhalten habe*, hat mir, so isolirt wie ich von allen meinen Freunden lebe, gleich, als ob sie alle untergegangen wären, ganz unendliche Freude gemacht. Liebe, Verehrung, und Treue, wallten wieder so lebhaft in mir auf, wie in den gefühltesten Augenblicken meines Lebens. Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über dich. Mit meinem körperlichen Zustand weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben bloß vor der ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurücktrit. Ich fühle mich leichter und angenehmer, als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie

* Es stand darauf: ist gefangen genommen: zurückgeschickt. — Du mußt das Quartier bezeichnen Lob[enichtsche] Langg. 81.

weiser und wärmer, und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung an Altenstein, diesem vortrefflichen Mann, vor dem sich meine Seele erst jetzt, mit völliger Freiheit, entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir gesehen; wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unsere Königinn kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäfftigt schien, als wie sie beim Tanzen, oder beim Reiten, gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der K[önig] vernachläßigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält. Von dem, was man sonst hier hoffen mag, oder nicht; und was man für Anstalten trifft; kann ich dir, weil es verboten sein mag, nichts schreiben. Der Gen. Kalkreuth nimt den Abschied. Der Gen. Rüchel, der dem Könige, daß er hergestellt sei, angekündigt, und seine Dienste angeboten hat, hat seit acht Tagen noch keine Antwort erhalten. Auch Hardenberg, hör ich, will dimittiren. Altenstein weiß noch nicht, ob er wieder in fremde Dienste gehen, oder sich, mit einem kleinen Vermögen, in den Privatstand zurückziehen soll. Brause

habe ich zu meiner größten Freude hier gesprochen. Pfuel hat er in Cüstrin noch gesprochen, von Rühle weiß er nichts, Leopold war nicht unter den Todten und Bleßirten, die er mir nannte. Deine Nachrichten wären mir noch weit interessanter gewesen, wenn ich sie nicht so spät erhalten hätte. Versäume nicht, mir, sobald du etwas von den Unsrigen erfährst, es mitzutheilen. Besonders lieb wäre es mir, wenn du mir etwas von der Kleisten sagen könntest, die ich für todt halten muß, weil sie mir nicht schreibt. Nach Schorin komme ich, so bald es mir möglich sein wird. Vielleicht habe ich doch den beßten Weg eingeschlagen, und es gelingt mir, dir noch Freude zu machen. Das ist einer meiner größten Wünsche! Lebe wohl und grüße Alles. H. v. Kleist

## 88. An Ulrike v. Kleist

Ich muß dich bitten, meine theuerste Ulrike, sogleich an die Kleisten zu schreiben. Ich schicke Briefe ohne Ende an sie ab, und weiß nicht mehr, ob sie lebt, oder todt ist. Die Kleisten besitzt 30 Louisd'or von mir, Pension von der K[önigin], für die verflossenen Monate Aprill bis Septbr. Hiervon hat sie zwar 10 Louisd'or, wie sie mir kurz vor dem Kriege schrieb, an Rühlen geliehen; doch diese 10 Louisd'or sind einkassirt, oder es sind doch wenigstens 20 Louisd'or bei ihr in Cassa. Ich brauchte dies Geld bisher nicht, theils, weil ich im Frühjahr von ihr 20, vom Decmbr. vorigen Jahres bis März gesammelte, Louisd'or erhielt, theils auch, weil ich noch einige Monate lang

Diäten vom [fränkischen] Departement zog. Nun aber setzt mich dieser Krieg, der uns auf eine so unglaubliche Art unglücklich überrascht, in große Verlegenheit. Nicht sowohl dadurch, daß nun vom October aus wahrscheinlich diese Pension ganz aufhören wird: denn ich hatte nicht so darauf gerechnet, daß sie zu meinem Fortkommen ganz unerlaßlich gewesen wäre. Da sie mich ein Jahr lang durchgeholfen hat, so hat sie gewissermaßen ihre Wirkung gethan. Aber dadurch, daß der Postencurs gestört ist, und ich weder dies Geld, noch auch Manuscripte, die ich nach Berlin geschickt hatte, oder ihren Werth, erhalten kann. Ich bitte dich also, der Kleisten zu sagen (wenn sie noch lebt! ich weiß nicht, was ich für eine unglückliche Ahndung habe) — daß sie mir dies Geld, durch Anweisung oder durch einen Wechsel, in die Hände schaffe. Wie wäre es, wenn sie es nach Schorin schickte? Oder nach Frankfurt? Sollte Stojentin nicht dort eine Zahlung haben? Könnte er nicht das Geld in Stolpe, oder in Danzig, zahlen? Oder in Falkenburg, da Borks aus Falkenburg hier sind, und sie vielleicht eine Anweisung von ihm, aus Gefälligkeit, respektiren würden? Oder giebt es irgend eine andere Art, mir dazu zu verhelfen, da die directe Überschickung auf der Post unmöglich ist? Interessire dich ein wenig für diese Sache mein liebstes Ulrikchen. Ich habe auf das Äußerste angestanden, dich damit zu beunruhigen, indem ich von Tage zu Tage auf Nachrichten von der Kleisten wartete; doch die Noth ist jetzt dringend, und dieser Schritt nicht mehr auszuweichen. Wenn ich in-

zwischen das Geld nicht in vier bis sechs Wochen spätestens erhalten kann, so ist es mir lieber, wenn es bleibt, wo es ist, indem ich mich alsdann schon hier durch den Buchhandel werde geholfen haben: obschon dies auch, bei seinem jetzigen Zustande, nicht anders, als mit Aufopferungen geschehen kann. Mache dir nur keine Sorgen, es wäre zu weitläufig, dir auseinander zu setzen, warum du ruhig sein darfst, ich versichre dich, daß ohne diese zufälligen Umstände, meine Lage gut wäre, und daß ich dir, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, in Kurzem Freude gemacht haben würde. Ich gebe es auch jetzt noch nicht auf, und bin dein treuer Bruder Heinrich.

Schicke diesen ganzen Brief der Kleisten, damit sie doch endlich einmal wieder etwas von meiner Hand sieht.

[Königsberg,] d. 31. Decbr. [1806].

## 89. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

du wirst zwar schon durch Gleißenberg, oder auf welchem Wege es sei, mein Schicksal erfahren haben, ich muß es dir aber doch selbst schreiben, damit du mit Genauigkeit und Bestimmtheit davon unterrichtet wirst. Ich werde mit Gauvain und Ehrenberg, auf Befehl des Generals Clarke, nach Joux in Frankreich (über Mainz, Straßburg, und Besançon) transportirt, um daselbst bis zum Frieden aufbewahrt zu werden. Dir den Grund dieser gewaltsamen Maasregel anzugeben, bin ich nicht

im Stande, auch scheint es, als ob uns nichts zur Last gelegt würde, als bloß der Umstand, daß wir von Königsberg kamen. Ich hatte, mit einem Paß, den ich mir in Cöslin verschafft, und in Damm und Stettin, wo ich zuerst französische Truppen fand, hatte visiren lassen, glücklich Berlin erreicht. Gauvain und ich waren vorangereis't, Ehrenberg kam den andern Tag nach, unsre übrige Reisegesellschafft hatte sich von uns getrennt. Wir wollten auch hier unsre Pässe beim Gouvernement unterzeichnen lassen, hier aber machte man uns die sonderbarsten Schwierigkeiten, verhörte uns, verwarf unsre Dimissionen als falsch, und erklärte uns endlich am dritten Tage, daß wir als Kriegsgefangne nach Frankreich transportirt werden würden. Vergebens beriefen wir uns auf unsre Unschuld, und daß eine ganze Menge der angesehensten Männer unsre Aussage bekräftigen könnten; ohne uns anzuhören, wurden wir arretirt, und am andern Morgen schon, durch die Gensd'armerie, nach Wustermark abgeführt. Du kannst dir unsern Schreck und unsre bösen Aussichten für die Zukunft denken, als wir hier, den gemeinsten Verbrechern gleich, in ein unterirrdisches Gefängniß eingesperrt wurden, das wirklich nicht abscheulicher gefunden werden kann. Es gelang uns glücklich, am folgenden Tage, Einen der Gensd'armen, die uns begleiteten, von der Ungerechtigkeit, die uns betroffen, zu überzeugen; er mußte seiner Ordre gehorchen, versicherte aber, daß er uns von Station zu Station empfehlen würde, und wirklich werden wir auch jetzt an den meisten Orten, unter einer Bewachung

vor den Zimmern, einquartiert. Kann man sich aber etwas Übereilteres, als diese Maasregel denken? Man vermißt ganz das gute Urtheil der Franzosen darin. Vielleicht giebt es nicht drei Menschen in der Welt, die ihnen gleichgültiger sein konnten, als wir, in jenem Augenblick. Die Reise geht, wie ich dir schon gesagt habe, nach Joux, einem Schloß bei Pontarlier, auf der Straße von Neufchatel nach Paris. Was uns dort bevorsteht, ist wahrscheinlich in einem verschloßnen Briefe enthalten, der uns begleitet, und schwerlich etwas Besseres, als Staats-Gefangenschafft. Ich hoffe immer noch von Tage zu Tage, daß die Versuche, die wir schriftlich beim Gen. Clarke gemacht haben, diesen überall als vortrefflich bekannten Mann von unsrer Unschuld überzeugen werden. Wäre dies nicht, so würde ich mir ewig Vorwürfe machen, die Gelegenheiten, die sich mir täglich und stündlich zur Wiedererlangung meiner Freiheit anbieten, nicht benutzt zu haben. Ob mich gleich jetzt die Zukunft unruhig macht, so bin ich doch derjenige von meinen beiden Reisegefährten, der diese Gewaltthat am Leichtesten verschmerzen kann; denn wenn nur dort meine Lage einigermaßen erträglich ist, so kann ich daselbst meine litterarischen Projecte eben so gut ausführen, als anderswo. Bekümmre dich also meinetwegen nicht übermäßig, ich bin gesunder als jemals, und das Leben ist noch reich genug, um zwei oder drei unbequeme Monate aufzuwiegen. Lebe wohl, grüße Alles, ich werde dir bald wieder schreiben, und Briefe von dir in Joux erwarten. H. v. Kleist, Marburg, d. 17. Feb. 7.

## 90. An den Festungskommandanten de Bureau

Monsieur,

Mon camarade, Msr. d'Ehrenberg, me chargé, de Vous rendre grace, de ce que Vous avès eu la bonté, de lui envoyer le voyage en Italie, d'Archenholz. C'est un compatriote, qu'il retrouve [à] l'étranger. Je Vous remercie de même, Monsieur, moi et Msr. de Gauvain, du Dictionaire et de la Grammaire française, que Vous avès bien voulu nous prêter; nous en ferons le meilleur usage que possible.

J'ai l'honneur de Vous saluer.

Au fort de Joux, Kleist.

31 Mars, 1807.

## 91. An Ulrike v. Kleist

Chalons sur Marne,
d. 23. Aprill, 1807.

Meine theuerste Ulrike,

Wenn du meinen Brief von ohngefähr dem 8. oder 10. Febr. erhalten hast, so wirst du wissen, was für eine sonderbare Veranlassung mich, als einen Staatsgefangnen, nach Frankreich gesprengt hat. Ich setze voraus, daß dir dieser Brief richtig durch Schlotheim zugekommen ist, und so fahre ich fort, dir von dem Verlauf meiner Schicksale Nachricht zu geben. Nachdem wir noch mehrere Male in die Gefängnisse geworfen worden waren, und an Orten,

wo dies nicht geschah, Schritte thun mußten, die fast eben so peinlich waren als das Gefängniß, kamen wir endlich den 5. März im fort de Joux an. Nichts kann öder sein, als der Anblick dieses, auf einem nackten Felsen liegenden, Schlosses, das zu keinem andern Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangnen, noch unterhalten wird. Wir mußten aussteigen, und zu Fuße hinauf gehn; das Wetter war entsetzlich, und der Sturm drohte uns, auf diesem schmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elsaß, und auf der Straße weiter hin, gieng der Frühling schon auf, wir hatten in Besançon schon Rosen gesehen; doch hier, auf diesem Schlosse an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fieng damit an, meinen beiden Reisegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dollmetscher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf versicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fieng damit an, uns, jeden abgesondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Theil in den Felsen gebauen, zum Theil von großen Quadersteinen aufgeführt, ohne Licht und ohne Luft war. Nichts geht über die Beredsamkeit der Franzosen. Gauvain kam in das Gefängniß zu sitzen, in welchem Toußaint Louverture gestorben war; unsre Fenster waren mit dreifachen Gittern versehen, und wie viele Thüren hinter uns verschlossen wurden, das weiß ich gar nicht; und doch hießen diese Behältnisse anständige und erträgliche Wohnungen. Wenn man uns Essen brachte, war ein Officier dabei

gegenwartig, kaum daß man uns, aus Furcht vor staatsgefährlichen Anschlägen, Messer und Gabeln zugestand. Das Sonderbarste war, daß man uns in dieser hülflosen Lage nichts aussetzte; aber da man nicht wußte, ob wir Staatsgefangne oder Kriegsgefangne waren (ein Umstand, den unsre Ordre zweifelhaft gelassen hatte): auf welchem Fuß sollte man uns bezahlen? Der Franzose stirbt eher, und läßt die ganze Welt umkommen, ehe er gegen seine Gesetze verfährt. Diese Lage war inzwischen zu qualvoll, als daß sie meine beiden Gefährten, die von Natur krankhaft sind, lange hätten aushalten können. Sie verlangten Ärzte, ich schrieb an den Commendanten, und dieser, der ein edelmüthiger Mann schien, und das Misverständniß, das bei dieser Sache obwalten mußte, schon voraussah, verwandte sich bei dem Gouverneur in Besançon, worauf man uns andere Behältnisse anwies, die wenigstens den Nahmen der Wohnungen verdienen konnten. Jetzt konnten wir, auf unser Ehrenwort, auf den Wällen spatzieren gehen, das Wetter war schön, die Gegend umher romantisch, und da meine Freunde mir, für den Augenblick, aus der Noth halfen, und mein Zimmer mir Bequemlichkeiten genug zum Arbeiten anbot, so war ich auch schon wieder vergnügt, und über meiner Lage ziemlich getröstet. Inzwischen hatten wir, gleich bei unsrer Ankunft, unsre Memoriale an den Kriegsminister eingereicht, und die Abschriften davon an den Prinzen August geschickt. Da unsre Arretirung in Berlin in der That ein bloßes Misverständniß war, und uns, wegen unseres Be-

fragens, gar kein bestimmter Vorwurf gemacht werden konnte, so befahl der Kriegsminister, daß wir aus dem Fort entlassen, und, den andern Kriegsgefangnen gleich, nach Chalons Sur Marne geschickt werden sollten. Hier sitzen wir nun, mit völliger Freiheit zwar, auf unser Ehrenwort, doch du kannst denken, in welcher Lage, bei so ungeheuren Kosten, die uns alle diese Reisen verursacht haben, und bei der hartnäckigen Verweigerung des Soldes, den die andern Kriegsgefangnen ziehn. Ich habe von Neuem an den Kriegsminister und an den Prinzen August geschrieben, und da es ganz unerhört ist, einen Bürger, der die Waffen im Felde nicht getragen hat, zum Kriegsgefangnen zu machen, so hoffe ich auf meine Befreiung, oder wenigstens auf gänzliche Gleichschätzung mit den übrigen Officieren. Daß übrigens alle diese Übel mich wenig angreifen, kannst du von einem Herzen hoffen, das mit größern und mit den größesten auf das Innigste vertraut ist. Schreibe mir nur, wie es dir und den Schorinschen geht, denn dies ist der eigentliche Zweck dieses Briefes, da die Kriegsunruhen, die sich bald nach meiner Entfernung aus Pommern dahin zogen, mich mit der lebhaftesten Sorge für euch erfüllt haben. Lebe wohl und grüße Alles, sobald sich mein Schicksal ändert schreib' ich dir wieder, wenn ich nur deine Adresse weiß.

Dein Heinrich v. Kleist.

## 92. An Ulrike v. Kleist

Wie frohlocke ich, meine theuerste Ulrike, wenn ich Alles denke, was du mir bist, und welch' eine Freun-

dinn mir der Himmel an dir geschenkt hat! Ich höre, daß du dich in Berlin aufhältst, um bei dem Gen. Clarke meine Befreiung zu betreiben. Von Tage zu Tage habe ich auf die Erfüllung des Versprechens gewartet, das er dir und der Kl[eisten] darüber gegeben haben soll, und angestanden, dir zu schreiben, um dich nicht zu neuen, allzufrühzeitigen Vorstellungen zu verleiten. Man hätte dir die Antwort geben können, daß der Befehl darüber noch nicht an den hiesigen Commendanten angekommen wäre. Doch jetzt, nach einer fast vierwöchentlichen vergeblichen Erwartung, scheint es mir wahrscheinlich, daß gar keiner ausgefertigt worden ist, und daß man dich, mein vortreffliches Mädchen, bloß mit Vorspiegelungen abgefertigt hat. Ich weiß sogar aus einer sicheren Quelle, daß der hiesige Commendant wegen meiner Instructionen hat, die mit dem guten Willen, mich loszulassen, nicht in der beßten Verbindung stehn. Inzwischen ist meine Lage hier, unter Menschen, die von Schmach und Elend niedergedrückt sind, wie du dir leicht denken kannst, die widerwärtigste; ob ein Frieden überhaupt sein wird, wissen die Götter; und ich sehne mich in mein Vaterland zurück. Es wäre vielleicht noch ein neuer Versuch bei dem Gen. Clarke zu wagen. Vielleicht, daß er immer noch geglaubt hat, etwas herauszubringen, wo nichts herauszubringen ist, daß er mit diesem Verfahren hat Zeit gewinnen wollen und sich jetzt endlich von der Nutzlosigkeit meiner Gefangenschaft überzeugt hat. Wie gern mögte ich dir, zu so vielem Andern, auch noch diese Befreiung daraus verdanken! Wie

willkommen ist mir der Wechsel gewesen, den du mir durch Schlotheim überschickt hast. Es wird dir unerhört scheinen, wenn ich dir versichere, daß ich während der ganzen zwei ersten Monate meiner Gefangenschaft keinen Sol erhalten habe; daß ich von einem Ort zum andern verwiesen worden bin; daß mir auch noch jetzt alle Reklamationen nichts helfen, und kurz, daß ich darum förmlich betrogen worden bin. Der allgemeine Grund war immer der, daß man nicht wüßte, ob man mich als Staatsgefangnen oder Kriegsgefangnen behandeln sollte; und ob ich während dieses Streits verhungerte, oder nicht, war einerlei. Jetzt endlich hat es der hiesige Commendant durchgesetzt, daß ich das gewöhnliche Tractament der kriegsgefangenen Officiere von 37 Franken monatlich erhalte. Dies und dein Wechsel schützt mich nun vor der Hand vor Noth; und wenn jetzt nur bald ein Befehl zu meiner Befreiung ankäme, so würde ich, mit den Indemnitäten, die die reisenden Officiere erhalten, meine Rückreise noch bestreiten können. Zwar, wenn der Friede nicht bald eintrit, so weiß ich kaum, was ich dort soll. Glück kann, unter diesen Umständen, niemandem blühen; doch mir am wenigsten. Rühle hat ein Manuscript, das mir unter andern Verhältnissen das Dreifache werth gewesen wäre, für 24 Louisd'or verkaufen müssen. Ich habe deren noch in diesem Augenblick zwei fertig; doch sie sind die Arbeit eines Jahres, von deren Einkommen ich zwei hätte leben sollen, und nun kaum ein halbes bestreiten kann. Inzwischen bleibt es immer das Vortheilhafteste für mich, zurückzukehren,

und mich irgendwo in der Nähe des Buchhandels aufzuhalten, wo er am Wenigsten daniederliegt. — Doch genug jetzt von mir. Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eignen Noth zu reden. Menschen, von unsrer Art, sollten immer nur die Welt denken. Was sind dies für Zeiten! Und das Hülfloseste daran ist, daß man nicht einmal davon reden darf. — Schreibe mir bald, daß ich nach Berlin zurückkehren kann. Angern und die Kleisten sind jetzt nicht mehr da; meine ganze Hoffnung beruht auf dich. Adieu.

Chalons sur Marne, den 8. Juni, 1807.

Heinrich von Kleist.

## 93. An Marie v. Kleist?

[Chalons sur Marne, Ende Juni 1807.]

Was soll jetzt aus meiner Sache werden, da, wie ich höre, auch * Berlin verlassen wird, nachdem A. es längst verlassen hat? Sie sehen, daß alle Ihre Bemühungen für mich gänzlich überflüßig gewesen sind. Von Tage zu Tage habe ich immer noch, dem Versprechen gemäß, das Ihnen der Gen. Clarke gegeben hat, auf eine Ordre zu meiner Befreiung gewartet; doch statt dessen sind ganz andre Verfügungen wegen unsrer angekommen, die mir vielleicht alle Hoffnung dazu benehmen. Welch ein unbegreifliches Misverständniß muß in dieser Sache obwalten. Wenn sich niemand für mich interessirte, weder Sie, noch *, noch A., so bliebe mir noch ein Ausweg übrig. . . . . . . . . . . . .
Doch so werde ich mich wohl mit dem Gedanken be-

kannt machen müssen, bis ans Ende des Krieges in dieser Gefangenschaft aushalten zu müssen. Und wie lange kann dieser Krieg noch dauern, dieser unglückliche Krieg, den vielleicht gar nicht einmal ein Friede beendigen wird? Was sind dies für Zeiten. Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch ist vielleicht niemand inniger damit verbunden, als ich. Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet. Zerstreuung, und nicht mehr Bewußtsein, ist der Zustand, der mir wohl thut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblicke, wo alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn alles in Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können, doch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder wieder ergreife, so frage ich mich, wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei? Ernst, schreiben Sie mir, ist nach K[önigsberg] zurück gegangen. Es freut mich, weil es das einzige war, was ihm in dieser Lage übrig blieb. Doch unersetzlich ist es, daß wir uns nicht, er und B. in Dreßden haben sprechen können. Der Augenblick war so gemacht, uns in der schönsten Begeisterung zu umarmen; wenn wir noch zwei Menschenalter lebten, kömmt es nicht so wieder. Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam, wie in K[önigsberg]. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden

Lande bin, und oft ist es wie ein Traum, 100 Meilen gereiset zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben. Es ist hier niemand, dem ich mich anschließen möchte: unter den Franzosen nicht, weil mich ein natürlicher Widerwille schon von ihnen entfernt, der noch durch die Behandlung, die wir jetzt erfahren, vermehrt wird; und unter den Deutschen auch nicht. Und doch sehnt sich mein Herz so nach Mittheilung. Letzthin saß ich auf einer Bank, einer öffentlichen, aber wenig besuchten Promenade, und es fing schon an finster zu werden, als mich jemand, den ich nicht kannte, mit einer Stimme anredete, als ob sie P[fuel] aus der Brust genommen gewesen wäre. Ich kann Ihnen die Wehmuth nicht beschreiben, die mich in diesem Augenblick ergriff. Und sein Gespräch war auch ganz so tief und innig, wie ich es nur einzig auf der Welt an ihm kennen gelernt habe. Es war mir, als ob er bei mir säße, wie in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod, als den ewigen Refrain des Lebens zurück kamen. Ach, es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben, recht, wie Sie sagten, eine Fatigue. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die eben so unbegriffen verschwinden. In einer der hiesigen Kirchen ist ein Gemälde, schlecht gezeichnet zwar, doch von der schönsten Erfindung, die man sich denken kann; und Erfindung ist es überall, was ein Werk der Kunst ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinn dargestellt ist, sondern das, was das Ge-

müth durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk. Es sind ein Paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt mit Blässe des Todes übergossen auf den Knieen, der Leib sterbend in den Armen der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das Zarte berühren: mit den äußersten Spitzen der rosenrothen Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft dies auf sie, als ob es in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaus sähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen.

## 94. An Otto August Rühle v. Lilienstern

Mein liebster Rühle,

ich schreibe dir nur ganz kurz, um dir folgende Notizen zu geben. Soeben ist, von dem Gen. Clarke, der Befehl zu meiner Loslassung angekommen. Ich bin aber ganz ohne Geld, und nicht im Stande, zu reisen, wenn du mir nicht unverzüglich das Geld von Arnold schickst. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß du diese Sache schon, auf meinen Brief, vom Ende vorigen Monats, (glaub ich) abgemacht hast, und daß das Geld schon unterwegs ist. Sollte es aber doch, unvorhergesehener Hindernisse wegen, unmöglich gewesen sein: so mußt du es entweder noch möglich machen, und zwar ohne allen Verzug (müßtest du auch einen Theil der Summe dafür aufopfern) oder aber wenigstens meiner Schwester Ulrike davon Nachricht geben, so höchst unangenehm

mir auch dieser Schritt wäre. Ich muß dir sagen, daß es mir äußerst niederschlagend sein würde, wenn ich mir mit allen meinen Bemühungen nicht so viel erstrebt hätte, als nöthig ist, mich aus einer Noth, wie die jetzige ist, heraus zu reißen. Arnold hat das Buch, wie du mir geschrieben hast, schon vor 10 Wochen gedruckt; es läßt sich also gar kein billiger Grund denken, warum er so lange mit der Bezahlung zögert. Ich glaube auch nicht, daß er es gethan hat; ich glaube auch nicht, daß deinem Eifer irgend etwas vorzuwerfen sei; die Möglichkeit nur, daß das Geld doch, trotz dem Allen ausbleiben könnte, macht mich unruhig. Auf jeden Fall erwarte ich deine Antwort hier, auf meinen vorigen Brief, die spätestens in 14 Tagen, wenn du geschrieben hast, hier eintreffen muß. Ich muß auf Befehl des Gen. Clarke, nach Berlin gehen, und mich dort bei ihm melden. Es ist ungeheuer, jemanden so durch die Welt zu jagen, ohne zu fragen, wo er das Geld dazu hernehme? Bis diese Stunde verweigert man mir noch die Reise-Entschädigungen, die sonst einem gefangenen Officier zukommen; und ob ich mich gleich an das Kriegs-Gouvernement in Paris wenden werde, so ist doch sehr zweifelhaft, ob ich etwas damit ausrichte. Doch die Post drängt, ich muß schließen. Sobald ich in Berlin bin schreibe ich dir; und eile in deine Arme, sobald ich dort meinen Paß habe. Denn ein Verhör werde ich doch wohl noch dort auszustehen haben. Lebe wohl, und bleibe treu

Chalons sur Marne, deinem H. Kleist

d. 13. Juli, 1807.

N. S. Antworte mir unverzüglich auf diesen Brief. Solltest du den Wechsel schon abgeschickt haben, so kannst du genau berechnen, wann ich in Berlin bin. Laß mich auch dort einen Brief vorfinden, der mich genau von deinen Entschlüssen für die Zukunft unterrichtet. Adieu.

## 95. An Ulrike v. Kleist

Endlich, meine vortreffliche Ulrike, ist, wahrscheinlich auf deine wiederholte Verwendung, der Befehl vom Gen. Clarke zu meiner Loslassung angekommen. Ich küsse dir die Stirn und die Hand. Der Befehl lautet, daß ich, auf Ehrenwort, eine vorgeschriebene Straße befolgen, und mich in Berlin beim Gen. Clarke melden soll, der mich sprechen will. So mancherlei Gedanken mir dies auch erregt, so würde ich doch sogleich meine Reise antreten, wenn ich nicht unpäßlich wäre; wenn man nicht die Unedelmüthigkeit hätte, mir die Diäten zu verweigern, die ich mir jedoch noch auszuwirken hoffe; und wenn ich nicht einen Wechsel vom Buchhändler Arnold aus Dreßden erwarten müßte, für ein Manuscript, das Rühle daselbst verkauft hat, und von dem er mir geschrieben hat, daß er um diese Zeit abgehen würde. Alle diese Gründe sind Schuld daran, daß sich meine Abreise vielleicht noch 14 Tage oder 3 Wochen verspäten wird; doch da sich der Frieden jetzt abschließt, und nach dem Abschluß auch die Auswechselung der Gefangenen sogleich vor sich gehen muß, so ergiebt sich vielleicht alsdann eine so viel wohlfeilere Gelegenheit, abzureisen, wenn gleich der Aufent-

halt bis dahin hier so viel kostspieliger wird, da ich keinen Sold mehr beziehe.

Die Absicht dieses Briefes ist, dir, nach der Mittheilung dieser Nachricht einen Vorschlag zu machen. Die Kl[eisten] hat mich versichert, daß die Pension von der K[önigin] nach dem Abschluß des Friedens wieder ihren Fortgang nehmen würde. Da jedoch hierin wenig Sicherheit liegt: denn wer steht uns für einen neuen Krieg? so ist der Plan, diese Pension, bei der nächsten Gelegenheit, in eine Präbende zu verwandeln; und hierin läge dann schon mehr Sicherheit. Wir wollen einmal annehmen, daß uns das Glück auf diese Art günstig wäre; daß ich vor der Hand die Pension, und in einiger Zeit, statt ihrer, die Präbende erhielte: was ließe sich wohl damit anfangen?

Ich versichre dich, meine theuerste Ulrike, daß mir deine Lage, und das Schmerzhafte, das darin liegen mag, so gegenwärtig ist, als dir selbst. Ich weiß zwar, daß du dich in jedem Verhältniß, auch in dem abhängigsten, würdig betragen würdest; doch die Forderungen, die dein innerstes Gefühl an dich macht, kannst du nicht erfüllen, so lange du nicht frei bist. Ich selbst kann in keiner Lage glücklich sein, so lange ich es dich nicht, in der deinigen, weiß. Ohne mich würdest du unabhängig sein; und so mußt du (ich fühle die Verpflichtung auf mich, was du auch dagegen einwenden mögest) du mußt es auch wieder durch mich werden. Wenn ich mit Äußerungen dieser Art immer sparsam gewesen bin, so hatte das einen doppelten Grund: einmal, weil es mir zukam, zu glau-

ben, daß du solche Gefühle bei mir voraussetzest, und dann, weil ich dem Übel nicht abhelfen konnte.

Doch jetzt, dünkt mich, zeigt sich, ein Mittel ihm abzuhelfen; und wenn du nicht willst, daß ich mich schämen soll, unaufhörlich von dir angenommen zu haben, so mußt du auch jetzt etwas von mir annehmen. Ich will dir die Pension, und das, was in der Folge an ihre Stelle treten könnte, es sei nun eine Präbende, oder etwas Anderes, abtreten. Es muß, mit dem Rest deines Vermögens, für ein Mädchen, wie du bist, hinreichen, einen kleinen Haushalt zu bestreiten. Laß dich damit, unabhängig von mir, nieder; wo, gleichviel; ich weiß doch, daß wir uns über den Ort vereinigen werden. Ich will mich mit dem, was ich mir durch meine Kunst erwerbe, bei dir in die Kost geben. Ich kann dir darüber keine Berechnung anstellen; ich versichre dich aber, und du wirst die Erfahrung machen, daß es mich, wenn nur erst der Frieden hergestellt ist, völlig ernährt. Willst du auf diese Versicherung hin nichts thun, so lebe die erste Zeit noch bei Schönfeld, oder in Frankfurt, oder wo du willst; doch wenn du siehst, daß es damit seine Richtigkeit hat, alsdann, mein liebstes Mädchen, versuche es noch einmal mit mir. Du liesest den Rousseau noch einmal durch, und den Helvetius, oder suchst Flecken und Städte auf Landkarten auf; und ich schreibe. Vielleicht erfährst du noch einmal, in einer schönen Stunde, was du eigentlich auf der Welt sollst. Wir werden glücklich sein! Das Gefühl, mit einander zu leben, muß dir ein Bedürfniß sein, wie

mir. Denn ich fühle, daß du mir die Freundinn bist, du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich dir in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild, und ungerecht; doch nichts Sanfteres, und Liebenswürdigeres, als dein Bruder, wenn er vergnügt ist. Und vergnügt werde ich sein, und bin es schon, da ich den ersten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann. Denke über Alles dies nach, meine theuerste Ulrike; in Berlin, wo ich dich noch zu finden hoffe, wollen wir weitläufiger mit einander darüber reden. In drei Wochen spätestens muß ich hier abgehen können; und in der fünften bin ich dann in deinen Armen. Adieu, grüße Gleißenberg. Dein Heinrich, Chalons d. 14 Juli [1807].

N. S. Ich muß dir sagen, meine theuerste Ulrike, daß ich mich Anders entschlossen habe. Man hat mir die Reise-Entschädigung bewilligt; und da ich mir den Wechsel von Rühlen, gesetzt er wäre schon von Dreßden abgegangen, nach Berlin nachschicken lassen, und dort immer Handlungs-Häuser sein müssen, die hier Forderungen haben, und bei denen er folglich geltend gemacht werden kann: so will ich mich, auf jene Ungewißheit hin, nicht länger aufhalten, sondern sogleich abgehen. Ich habe Rühlen geschrieben, daß wenn der Wechsel noch nicht abgegangen ist, er jetzt zu dir nach Berlin geschickt werden soll. Thue mir doch den Gefallen, und wiederhole schriftlich diese Bestimmung an ihn, wenn du irgend seine Wohnung in Dreßden genau erfahren kannst; denn da ich zwischen

zwei unglücklichen Hausnummern immer geschwankt habe, so fürchte ich noch obenein, daß ihn mein Brief verfehlt. Auch inliegenden Brief an die Kleisten bitte ich mit der Adresse zu versehen, weil ich lange nichts von ihr gesehen habe, und nicht weiß, ob sie noch in Leuthen ist. In drei, spätestens vier Tagen gehe ich hier, und wenn ich es irgend möglich machen kann, mit dem Courier, ab, reise Tag und Nacht, und bin in 14 höchstens 16 Tage, bei dir. Adieu. Ich drücke dich im Voraus schon an meine Brust. Grüße Gl[eißenbergs] und Alles, was mir ein wenig gut ist.

H. K.

## 96. An Otto August Rühle v. Lilienstern

Mein liebster Rühle,

du mußt mir verzeihen, daß ich dir, in meiner Sache, mit Briefen so oft beschwerlich falle. Doch meine Lage hat so viele Seiten, daß ein Rathschluß immer den anderen verdrängt; und du weißt, daß es überhaupt nicht meine Kunst ist, zu handeln. Ich habe mich jetzt wieder anders entschlossen. Man hat mir die Reise-Diäten bewilligt, und da ich auf die Ungewißheit hin, ob dein Wechsel schon unterweges ist, mich hier nicht länger aufhalten mag, so raffe ich mein Geld zusammen, und gehe, ohne weiteren Verzug, mit dem Courier von hier ab. Die Haupt-Rücksicht, die mich dazu bewogen hat, ist diese, daß dein Wechsel mir ja, wenn er schon abgeschickt sein sollte, nach Berlin nachgeschickt, und dort eben so gut geltend gemacht werden kann, als hier. Denn

es müssen dort immer Handlungs-Häuser sein, welche Forderungen in der Stadt Frankreichs haben, in welcher der Wechsel zahlbar ausgestellt ist; und wäre dies nicht, so stellen sie es à conto, auf eine zukünftige Forderung. Solltest du aber den Wechsel noch nicht abgeschickt haben, so wäre es mir allerdings jetzt um so viel lieber. In diesem Falle müßtest du ihn aber doch unverzüglich nach Berlin an meine Schwester Ulrike, bei Gleißenbergs, schicken, indem ich ganz ohne Geld ankomme, und davon sowohl dort leben, als auch meine Reise zu dir nach Dreßden bestreiten muß. Thue dein Möglichstes, daß es sich einigermaßen in der Ordnung fügt, damit ich meiner Schwester Ulrike nicht zur Last zu fallen brauche, und ihr einige Hoffnungen für die Zukunft geben kann. In vier höchstens sechs Tagen, denk' ich mit dem Courier hier abzugehen, Tag und Nacht, wenn ich es irgend aushalten kann, zu reisen, und in vierzehn Tagen von hier spätestens in Berlin zu sein. Nur wenige Tage halte ich mich dort auf, und fliege dann zu dir, wo du mir auch vorläufig ein wohlfeiles Quartier ausmachen mußt. Adieu. Dieser Brief ist von dreien, die ich dir seit kurzem geschrieben habe, der letzte. Solltest du, durch einen Zufall, jene später erhalten, oder von Schlotheim und der Kleisten Aufträge erhalten, die diesem jetzigen Briefe wiedersprechen, so denke, daß die Willensmeinung in diesem meine eigentliche und kathegorische ist.

Chalons sur Marne, d. 15. Juli, 1807.

H. v. Kleist.

## 97. An Otto August Rühle v. Lilienstern

Mein liebster bester Rühle,

Ich habe Dir nur drei Dinge zu sagen, und setze mich bei Massenbachs geschwind hin, um sie Dir aufzusetzen, weil die Post eilt und ich . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Alsdann, daß ich über Cottbus, wo ich meine Verwandte sehen will, zu Dir nach Dreßden kommen werde. Ein Bette mußt Du mir vor der Hand miethen. Siehe zu, daß Pfuel auch hinkommt. Drittens endlich, beschwöre ich Dich (wenn Du dieses Entschlusses sein solltest) Alles, was in den Zeitungen über und gegen Dich gesagt werden mag, öffentlich auch nicht einer Silbe zur Antwort zu würdigen. Thue grade als ob es gar nicht gedruckt worden wäre, und stellt man Dich persönlich zur Rede, so sage, Du wüßtest davon nichts und Du läsest nicht, Du schriebest bloß u. s. w. Über die Gründe wollen wir weitläufiger sprechen.

Adieu. In 14 Tagen spätestens von heute an gerechnet, bin ich bei Dir. Möge in den ersten 14 Jahren von keiner Trennung die Rede sein! Am 14. August 1821 wollen wir weiter davon sprechen.

Berlin, den 14. August, 1807. Heinrich von Kleist.

## 98. An Ulrike v. Kleist

Ich habe versucht, meine theuerste Ulrike, dir zu schreiben; doch meine Lage ist so reich, und mein Herz

so voll des Wunsches, sich dir ganz mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und enden soll. Schreibe mir doch, ob ich nach Wormlage kommen darf, um dich zu sprechen? Oder ob wir uns nicht, auf halbem Wege irgendwo ein Rendezvous geben können? Ich sollte denken, dies letztere müßte möglich sein. Ich will dich zu bewegen suchen, zu einer Buch- Karten- und Kunst-Handlung, wozu das Privilegium erkauft werden muß, 500 Rthlr zu 5 p. C. auf 1 Jahr herzugeben. Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter, mit ausgezeichnetem Beifall, öffentliche Vorlesungen hält) Rühle und Pfuel (dem sein Bruder das Geld dazu hergiebt) sind die Interessenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Unternehmung hervorgeht, ist schriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier ist, und der Pfueln, durch den Unterricht, den dieser dem Prinzen giebt, eine Pension von 600 Rthlrn verschafft hat, ist von einer praktischen Geschicklichkeit, alles um sich herum geltend zu machen, die bewundrungswürdig und selten ist. Der Herzog würde ihm sehr gern, nach Verlauf der Erziehungsperiode, einen Posten in seinem Lande geben; doch da sein unerlaßliches Bedürfniß ist, frei zu sein, so will er Alles an dieses Jahr setzen, um es für die übrige Lebenszeit zu werden. Er ist es daher auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Geschäffts treten wird; ein Umstand, der, dünkt mich, nicht wenig für die Sicherheit seines Erfolgs spricht. Er sowohl, als ich, haben jeder ein Werk drucken lassen, das

unsern Buchhändlern 6mal so viel eingebracht hat, als uns. Vier neue Werke liegen fast zum Druck bereit; sollen wir auch hiervon den Gewinn Andern überlassen, wenn es nichts als die Hand danach auszustrecken kostet, um ihn zu ergreifen? Die 1200 Rthlr, die das Privilegium kostet, können nie verloren gehen; denn misglückt die Unternehmung, so wird es wieder verkauft; und die Zeiten müßten völlig eisern sein, wenn es nicht, auch im schlimmsten Fall, einen größeren Werth haben sollte, als jetzt. Die ganze Idee ist, klein, und nach lieberalen Grundsätzen, anzufangen, und das Glück zu prüfen; aber, nach dem Vorbild der Fugger und Medicis, Alles hineinzuwerfen, was man auftreiben kann, wenn sich das Glück deutlich erklärt. Erwäge also die Sache, mein theuerstes Mädchen, und wenn du dich einigermaßen in diesen Plan, der noch eine weit höhere Tendenz hat, als die merkantilische, hineindenken kannst, so sei mir zu seiner Ausführung behülflich. Ich kann dir, wie schon erwähnt, nicht Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe, du müßtest selbst hier sein, und die Stellung, die wir hier einnehmen, kennen, um beurtheilen zu können, wie günstig sie einer solchen Unternehmung ist. Fast mögte ich dich dazu einladen! Ich würde dich in die vortrefflichsten Häuser führen können, bei Haza's, beim Baron Buol (Kaisl. Östr. Gesandten) beim App. Rath Körner u. s. w. Häuser, in deren jedem ich fast, wie bei der Kl[eisten] in Potsdam, bin. Zwei meiner Lustspiele (das Eine gedruckt, das Andere im Manuscript) sind schon mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften,

und immer mit wiederholtem Beifall, vorgelesen worden. Jetzt wird der Gesandte sogar, auf einem hiesigen Liebhaber-Theater, eine Aufführung veranstalten, und Fitt (den du kennst) die Hauptrolle übernehmen. Auch in Weimar läßt Göthe das Eine aufführen. Kurz, es geht Alles gut*, meine liebste Ulrike, ich wünsche bloß, daß du hier wärest, und es mit eignen Augen sehen könntest. Schreibe mir auf welche Art wir es machen, daß wir uns auf einen Tag sprechen, und sei versichert, daß ich ewig dein treuer Bruder bin, H. v. Kl.

Dßd., d. 17. Septb. 7.

## 99. An Johann Friedrich Cotta

Ew. Wohlgebohren

haben durch den H. v. Rühle, wahrend meiner Abwesenheit aus Deutschland, eine Erzählung erhalten, unter dem Titel, Jeronimo und Josephe, und diese Erzählung für das Morgenblatt bestimmt. So lieb und angenehm mir dies auch, wenn ich einen längeren Aufenthalt in Frankreich gemacht hätte, gewesen sein würde, so muß ich doch jetzt, da ich zurückgekehrt bin, wünschen, darüber auf eine andre Art verfügen zu können. Wenn daher mit dem Abdruck noch nicht vorgegangen ist, so bitte ich Ew. Wohlgebohren ergebenst, mir das Manuscript, unter nachstehender Adresse, gefälligst wieder zurückzusenden.

* Kürzlich war ich mit dem östr. Gesandten in Töplitz: bei Genz, wo ich eine Menge großer Bekanntschaften machte. — Was würdest du wohl sagen, wenn ich eine Directions-Stelle beim Wiener Theater bekäme? — Grüße Alles in Wormlage.

Ich setze voraus, daß dieser Wunsch Ew. Wohlgebohren in keine Art der Verlegenheit setzt, und bin mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

Dreßden, d. 17. Sept. 1807.

ergebenster
Heinrich von Kleist,
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse
N. 123.

## 100. An Ulrike v. Kleist

Ich setze mich nur auf ein Paar Augenblicke hin, meine theuerste Ulrike, um dich zu fragen, ob du nicht einen Brief erhalten hast, den ich schon vor drei Wochen von hier abgesendet habe? In diesem Briefe ließ ich mich weitläufig über meine Lage, über die Zukunft, und über ein Project aus; Dinge, deren keines ich berühren kann, ohne mich auf bogenlanges Schreiben gefaßt zu machen. Ich weiß zwar, daß Briefe von hier in die Lausitz sehr langsam gehen, Lamprecht, den ich hier gesprochen habe, ist einer 19 Tage unterweges gewesen; doch sollte überhaupt vielleicht die Adresse bei Alt-Döbern falsch sein? Und doch weiß ich keine andere zu setzen. — Antworte mir sobald wie möglich hierauf. Denn, wie gesagt, wenn du diesen Brief nicht erhalten hast, so muß ich ihn noch einmal schreiben; und du weißt, wie ungern ich an solche weitläufigen Erörterungen gehe. — Ich wollte, du wärest hier, um dich mit mir zu freuen; und Alles mit eignen Augen selbst zu sehen. Schriftlich, kann ich dir kaum etwas Anderes sagen, als nur im Allge-

meinen, daß es mir gut geht. Es erfüllt sich mir Alles, ohne Ausnahme, worauf ich gehofft habe — gieb mir nur erst, wie gesagt, Nachricht von dir, so sollst du mehr hören. Es wäre sonderbar, wenn grade der erste Brief, der dir Freude zu machen bestimmt war, hätte verloren gehen müssen. Grüße Alles, lebe wohl und schreibe bald deinem

treuen Bruder

Dreßden, d. 3. Oct. 7 H. v. Kleist.
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse
N. 123.

## 101. An Ulrike v. Kleist

Deine Unlust am Schreiben, meine theuerste Ulrike, theile ich nicht mehr mit dir, seitdem es mir vergönnt ist, dich von frohen Dingen unterhalten zu können. Es geht mir in jedem Sinne so, wie ich es wünsche, und in dem Maaße, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir ein ganzer Stoff zu einer, die Vergangenheit erklärenden, Correspondenz auf, mit der ich dir noch verschuldet bin. Ich wußte wohl, daß du mir in einem Falle, wo es in der That darauf ankommt, mir ein Vermögen zu verschaffen, nach so vielen Aufopferungen die letzte nicht verweigern würdest, die ihre ganze schöne Reihe schließt. Wenn es möglich gewesen wäre, rascher zu sein, so hätten wir schon, bei der gegenwärtigen Leipziger-Messe, in den Buchhandel eintreten können; doch so hat diese Verzögerung andere nach sich gezogen, so, daß wir uns jetzt nicht eher, als bei der nächstfolgenden, wer-

den darin zeigen können. Inzwischen hat dieser Aufschub, doch auch sein Gutes gehabt. Denn statt des Privilegii, das nun verkauft ist, hat uns der H. v. Carlowitz, einer der reichsten Particuliers des Landes, ein unentgeldliches Privilegium in seiner Immediatstadt Liebstadt angeboten; ein ganz vortrefflicher Umstand, da wir dadurch das Recht bekommen, hier in Dreßden ein Waarenlager zu halten, und somit aller Vortheile eines städtischen Privilegii theilhaftig werden. Ferner ist während dessen, durch den hiesigen französischen Gesandten, der sich schon während meiner Gefangenschafft für mich interessirt hatte, und dessen nähere Bekanntschafft mir nun geworden ist, an Clarke in Paris geschrieben worden. Es ist nicht unmöglich, daß wir den Codex Napoleon zum Verlag bekommen, und daß unsere Buchhandlung überhaupt von der französischen Regierung erwählt wird, ihre Publicationen in Deutschland zu verbreiten; wodurch, wie du leicht denken kannst, die Assiette des ganzen Instituts mit einem Male gegründet wäre. Du wirst nicht voreilig sein, politische Folgerungen aus diesem Schritte zu ziehn, über dessen eigentliche Bedeutung ich mich hier nicht weitläufiger auslassen kann. — Was nun, zur Antwort auf deinen Brief, den Termin anbetrifft, an welchem ich das Geld erhalten müßte, so kann ich dir diesen jetzt genau nicht sagen, indem sich, wie gesagt, das Geschäfft ein wenig in die Länge gezogen hat; inzwischen würdest du es doch zu Neujahr in Bereitschafft halten müssen, da von diesem Zeitpunct an für die kommende Messe vorgearbeitet

werden muß. Übrigens muß es Conventionsgeld sein, d. h. der Werth davon, gleichviel in welcher Münzart, wenn nur nicht preußisch. Wenn es uns mit dem Koder Napoleon glücken sollte (ich bitte dich, nichts von dieser Sache zu sagen) so würde es vielleicht nöthig sein, so schnell und so viel Geld herbei zu schaffen, daß ich noch nicht recht weiß, wie wir uns aus dieser Verlegenheit ziehen werden. 2000 Rthlr haben wir in Allem zusammen; doch du kannst leicht denken, daß eine solche Unternehmung mehr erfordert, als dies. Ich nehme hier Gelegenheit zu einem andern Gegenstand überzugehen. Mein Auskommen wird mir in der Folge, wenn Alles gut geht, aus einer doppelten Quelle zufließen; einmal aus der Schriftstellerei: und dann aus der Buchhandlung. Da ich die Manuscripte, die ich jetzt fertig habe, zum eignen Verlag aufbewahre, so ernähre ich mich jetzt bloß, durch fragmentarisches Einrücken derselben in Zeitschriften, und Verkauf zum Aufführen an ausländische Bühnen; und doch hat mir dies schon nahe an 300 Rthlr eingebracht (der östr. Gesandte hat mir 30 Louisd'or von der Wiener Bühne verschafft) woraus du leicht schließen kannst, daß die Schriftstellerei allein schon hinreicht, mich zu erhalten. Wie wär's also, mein theuerstes Mädchen, wenn du, statt meiner, als Actionair in den Buchhandel trätest, der von jener Schriftstellerei ganz abgesondert ist? Du hast immer gewünscht, dein Vermögen in einer Unternehmung geltend zu machen; und eine günstigere Gelegenheit ist kaum möglich, da der Vortheil, nach einem mäßigen mittleren Durch-

schnitt 22 p. C. ist. Ich verlange gar nicht, daß du dich hierüber kathegorisch erklärst, du mußt nothwendig selbst hier sein, um dich von dem innern Zusammenhang der Sache, und der Solidität derselben, zu überzeugen. Es kömt gar nicht darauf an, dich gleich mit deinem ganzen Vermögen hineinzuwerfen, sondern nur mit einer etwas größeren Summe, als jene 500 Rthlr, und den Augenblick, wo das Übrige zu wagen wäre, von der Zeit zu erwarten. Allerdings müßtest du, in diesem Falle, jene Erklärung, die du mir auf unsrer Reise von Gulben nach Wormlage gemacht hast, zurücknehmen und dich entschließen können, mit mir zusammen zu leben. Und dies würde doch nicht schlechterdings unmöglich sein? Wenn du vor der Hand auf dies Alles noch nicht eingehen willst, so bleibt es beim Alten, d. h. bei der Verzinsung und Zurückzahlung des Capitals. Ich sagte es nur, weil ich wünsche, dir einen Vortheil verschaffen zu können, und weil eine Art von Ungerechtigkeit darin liegt, dir das Geld zu 5 p. C. zu verinteressiren, während es mir 4mal so viel abwirft. Nichts ist mir unangenehmer, als daß du ganz abgesondert bist von der litterarischen Welt, in dem Augenblick, da dein Bruder zum zweitenmale darin auftrit. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn du hier wärst. Eben jetzt wird in der Behausung des östr. Gesandten, der selbst mitspielt, ein Stück von mir, das noch im Manuscript ist, gegeben, und du kannst wohl denken, daß es in den Gesellschafften, die der Proben wegen, zusammenkommen, Momente giebt, die ich dir, meine theuerste Ulrike,

gönne; warum? läßt sich besser fühlen, als angeben. Auch bist du schon völlig in diesen Gesellschaften eingeführt, und es braucht nichts, als deine Erscheinung, um wie unter Bekannten darin zu leben. Leopold und Gustel stehen in deinem Briefe auf eine sonderbare Art neben einander. Man könnte sie beide gratuliren — auch beide bedauern; doch dies ist zu hamletisch für diesen Augenblick: ich küsse sie, und schweige. Adieu, lebe wohl, meine liebste Ulrike, grüße Alles, und antworte mir bald. Wer hat denn die Hemden gemacht?

Dreßden, d. 25. Oct. 7 H. v. Kleist.

N. S. d. 10. Oct. bin ich bei dem östr. Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dreßden sind. Den Kranz habe ich noch bei mir. In solchen Augenblicken denke ich immer an dich. Adieu, Adieu, Adieu — Du wirst mich wieder lieb bekommen.

N. S. Die Quittungen erfolgen hierbei. Aber mit denen vom Jan. und Febr. 1806 hat es nicht seine Richtigkeit. Wann hörten denn die Vorschüsse auf? —

## 102. An Frau v. Werdeck?

Seien Sie nicht böse, meine gnädigste Frau, daß ich so viele Jahre habe vorübergehen lassen, ohne Ihnen ein Wort von mir zu sagen. Ich bin, was das Gedächtniß meiner Freunde anbetrifft, mit einer ewigen Jugend begabt, und dies seltsame Bewußtsein

ist allein Schuld an der Unart, nicht zu schreiben. Eben weil Alles, über alle Zweideutigkeit hinaus, so ist, wie es sein soll, glaube ich mich der Verpflichtung überhoben, es zu sagen. Die verschiedenen Momente in der Zeit, da mir ein Freund erscheint, kann ich so zusammenknüpfen, daß sie wie ein Leben aussehen, und die fremden Zeiträume, die zwischen ihnen sind, ganz verschwinden. So ist mir der Abend, da ich von Boulogne zurückkehrte, und Sie, mir zu Liebe, die Oper aufopferten, gegenwärtig, als wäre er von gestern; und wenn ich Sie wiedersehe, wird mir grade sein, als ob Sie mit Bertuch, von wo? weiß ich nicht, wieder kämen; denn Sie stiegen grade ein, als ich Paris verließ. Nach Dittersbach konnte ich nicht kommen, weil ich in der That krank war; und noch jetzt ist mein mittlerer Zustand (der Durchschnitt desselben) krankhaft: meine Nerven sind zerrüttet, und ich bin nur periodenweise gesund. Für Leopolds, mir mitgetheilten, Brief danke ich. Sein Entschluß, wieder in Dienste zu geben, hat eine doppelte Seite. Wenn er es um des Königs willen thut, so muß man ihn loben; doch thut er es um seinetwillen, bedauern. Was sagen Sie zur Welt d. h. zur Phisiognomie des Augenblicks? Ich finde, daß mitten in seiner Verzerrung etwas Komisches liegt. Es ist, als ob sie im Walzen, gleich einer alten Frau, plötzlich nachgäbe (sie wäre zu Tode getanzt worden, wenn sie festgehalten hätte); und Sie wissen, was dies auf den Walzer für einen Effect macht. Ich lache darüber, wenn ich es denke. Wissen Sie denn, daß ich auch einen Schleifer mitge-

macht habe, nach dem Fort de Jour, über Chalons und wieder zurück? Es scheint fast, nein: doch dies ist Stoff für die Winterabende, wenn Sie nach Dreßden kommen. Wie lange bleiben Sie denn noch aus? Wollen Sie in Dittersbach einschneien? Denn hier hat es schon gestöbert. Grüßen Sie Wippel, Pfuel empfiehlt sich ihm und Ihnen, auch dem Kleinen, so wie ich, auf den ich mich unmäßig freue.

Dreßd. 30. Oct. 7 H. v. Kleist.

## 103. An Henriette Hendel-Schütz

[Dresden, November 1807]

Ich habe die Penthesilea geendigt, von der ich Ihnen damals, als ich den Gedanken zuerst faßte, wenn Sie sich dessen noch erinnern, einen so begeisterten Brief schrieb. Sie hat ihn wirklich aufgegessen, den Achill, vor Liebe. Es ist hier schon zweimal in Gesellschaft vorgelesen worden, und es sind Thränen geflossen, soweit als das Entsetzen, das unvermeidlich dabei war, zuließ. Ich werde einige Blätter aus der Penthesilea vom Schluß zusammenraffen und diesem Brief einlegen. Für Frauen scheint es im Durchschnitt weniger gemacht als für Männer, und auch unter den Männern kann es nur einer Auswahl gefallen. Pfuels kriegerisches Gemüth ist es eigentlich, auf das es durch und durch berechnet ist. Als ich aus meiner Stube mit der Pfeife in der Hand in seine trat und ihm sagte: Jetzt ist sie tod, traten ihm zwei große Thränen in die Augen. (Sie kennen seine antiken Minen —.) Wenn er die letzten Szenen liest, so sieht man den Tod

auf seinem Antlitz. Er ist mir so lieb dadurch geworden, und so Mensch.

## 104. An Henriette Hendel-Schütz

[Dresden, Ende November 1807]

Daß Ihnen, wie Sie in K's Brief sagen, das letzte, in seiner abgerißnen Form höchst barbarische Fragment der Penthesilea, worin sie den Achill totschlägt, gleichwohl Thränen entlockt hat, ist mir, weil es beweist, daß Sie die Möglichkeit einer dramatischen Motivirung denken können, selbst etwas so Rührendes, daß ich Ihnen gleich das Fragment schicken muß, worin sie ihn küßt und wodurch jenes allererst rührend wird. Diese Ihre Neigung, sich auf die Parthei des Dichters zu werfen, und durch Ihre eigne Einbildung geltend zu machen was nur halb gesagt ist, bestimmt mich mir öfter das Vergnügen zu machen, Ihnen im Laufe meiner Arbeiten abgerißne Stücke derselben zuzusenden. Um alles in der Welt möchte ich kein so von kastrirten Varianten strotzendes Manuscript niemandem mittheilen, der nicht von dem Grundsatz ausginge, daß Alles seinen guten Grund hat. Doch Ihnen, die sich den Text mitten aus allen Correkturen, in voller Autorität, als wäre er groß Fraktur gedruckt, herausklauben, macht es mir Vergnügen zu zeigen, wo mein Gefühl geschwankt hat.

## 105. An Henriette Hendel-Schütz

[Ende 1807]

Unbeschreiblich rührend ist mir alles, was Sie mir über die Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein inner=

stes Wesen liegt darin, und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele. Jetzt bin ich nur neugierig, was Sie zu dem Käthchen von Heilbronn sagen werden, denn das ist die Kehrseite der Penthesilea, ihr andrer Pol, ein Wesen, das eben so mächtig ist durch gänzliche Hingebung, als jene durch Handeln.

Ob es bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, solange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt, als Naturen wie die Kotzebueschen und Ifflandschen nachzuahmen, sind. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne Schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehen, oder es müßten eigne Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.

## 106. An Ulrike v. Kleist

Ich habe gewagt, meine theuerste Ulrike, auf die 500 Rthlr, die du mir versprachst, zu rechnen, und in der Hoffnung, daß sie mit Weihnachten eingehen werden, den Verlag eines Kunstjournals, Phöbus, mit Adam Müller, anzufangen. Die Verlagskosten, für den ganzen Jahrgang, betragen 2500 Rthlr, wozu

Rühle 700 und Pfuel 900 Rthlr hergeben, macht mit meinen 500 Rthlrn in Allem 2100 Rthlr, der Rest kann von dem, was monatlich eingeht, schon bestritten werden. Es ist noch nie eine Buchhandlung unter so günstigen Aussichten eröffnet worden; eben weil wir die Manuscripte selbst verfertigen, die wir drucken und verlegen. Rühle's Buch über den Feldzug hat die zweite Auflage erlebt; er bekömmt zum zweitenmal von Cotta 300 Rthlr. Und hätte er es selbst verlegt, so wären 2000 Rthlr das Mindeste, was es ihm eingebracht hätte. Das erste Heft des Phöbus wird Ende Januars erscheinen; Wieland auch (der alte) und Johannes Müller, vielleicht auch Göthe, werden Beiträge liefern. Sobald die Anzeigen gedruckt sind, werde ich dir eine schicken. Ich wünsche nichts, als daß du hier wärst, um dich von dem innersten Wesen der Sache besser überzeugen zu können. Ich bin im Besitz dreier völlig fertigen Manuscripte, deren jedes mir denselben Gewinn verschaffen würde, den wir von dem Journal erwarten, und das ich nur bloß nicht drucken lassen kann, weil mir das Geld dazu fehlt. Inzwischen denken wir doch, daß wir zu Ostern schon so viel zusammengebracht haben, um Eines davon: Penthesilea, ein Trauerspiel, zu verlegen. Wenn du dich entschließen könntest, hierher zu ziehen, so wären folgende Sachen gewiß, 1) ich würde dir im ersten Jahre nichts kosten 2) im zweiten würd' ich dich unterstützen können 3) du würdest mit eignen Augen sehen können, ob die Sache glückt oder nicht 4) du würdest dich, wenn sie glückt, mit deinem ganzen Ver-

mögen hinein werfen können, 5) dadurch würde die Sache, die sich vielleicht sonst nur langsam entwickelt, ganz schnell reifen, und 6) und letztens, wir würden uns einander lieben können. Was willst du gegen so viel Gründe einwenden? — Überlege dir die Sache und schreibe mir. Ich muß schließen, ich bin wieder ein Geschäftsmann geworden, doch in einer angenehmeren Sphäre, als in Königsberg. — Was wäre doch wohl in Königsberg aus mir geworden? — Adieu, grüß Alles, was mir gut ist, vielleicht komme ich im Frühjahr auf ein Paar Tage, und sehe, was ihr macht.

Dein Heinrich

Dreßden, d. 17 Dec 7

## 107. An Christoph Martin Wieland

Dreßden, d. 17. Dec. 7.

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

Mein verehrungswürdigster Freund,

Mein Herz ist, wie ich eben jetzt, da ich die Feder ergreife, empfinde, bei dem Gedanken an Sie noch eben so gerührt, als ob ich, von Beweisen Ihrer Güte überschüttet, Osmanstädt gestern oder vorgestern verlassen hätte. Sie können mich, und die Empfindung meiner innigsten Verehrung Ihrer, noch viel weniger aus dem Gedächtniß verloren haben, da Ihnen die göttliche Eigenschafft, nicht älter zu werden, mehr als irgend einem andern Menschen zu Theil geworden ist. Im März dieses Jahres schrieb ich Ihnen zweimal vom Fort de Joux, einem festen Schloß bei Neufchâtel, wohin ich durch ein unglückliches, aber bald

wieder aufgeklärtes, Mißverständniß, als ein Staatsgefangener abgeführt worden war. Der Gegenstand meines Briefes war, wenn ich nicht irre, der Amphitryon, eine Umarbeitung des Molierischen, die Ihnen vielleicht jetzt durch den Druck bekannt sein wird, und von der Ihnen damals das Manuscript, zur gütigen Empfehlung an einen Buchhändler, zugeschickt werden sollte. Doch alle Schreiben, die ich von jenem unglücklichen Fort erließ, scheinen von dem Commendanten unterdrückt worden zu sein; und so gieng die Sache einen ganz anderen Gang. Jetzt bin ich willends mit Adam Müller, dem Lehrer des Gegensatzes, der hier, während mehrerer Winter schon, ästhetische, von dem Publico sehr gut aufgenommene, Vorlesungen gehalten hat, ein Kunstjournal herauszugeben, monatsweise, unter dem Titel, weil doch einer gewählt werden muß: Phöbus. Ich bin im Besitz dreier Manuscripte, mit denen ich, für das kommende Jahr, fragmentarisch darin aufzutreten hoffe; einem Trauerspiel, Penthesilea; einem Lustspiel, der zerbrochne Krug (wovon der Gh. Rth v. Göthe eine Abschrift besitzt, die Sie leicht, wenn die Erscheinung Sie interessirt, von ihm erhalten könnten; und einer Erzählung, die Marquise von O.. Adam Müller wird seine ästh. und phil. Vorlesungen geben; und durch günstige Verhältnisse sind wir in den Besitz einiger noch ungedruckter Schriften des Novalis gekommen, die gleichfalls in den ersten Heften erscheinen sollen. Ich bitte Sie, mein verehrungswürdigster Freund, um die Erlaubniß, Sie in der Anzeige als Einen der Beitrag-

liefernden nennen zu dürfen; Einmal, in der Reihe der Jahre, da Sie der Erde noch, und nicht den Sternen angehören, werden Sie schon einen Aufsatz für meinen Phöbus erübrigen können; wenn Sie gleich Ihrem eigenen Merkur damit karg sind. Ferner wünsche ich, daß Sie den H. Hoffrath Böttiger für das Institut interessiren mögten; es sei nun, daß Sie ihn bewegten, uns unmittelbar mit Beiträgen zu beschenken (wir zahlen 30 Th. p[ro] B[ogen])* oder auch nur, diese junge litterarische Erscheinung im Allgemeinen unter seinen kritischen Schutz zu nehmen. Ich werde zwar selbst deshalb meinen Antrag bei ihm machen; doch ein Wort von Ihnen dürfte mich leicht besser empfehlen, als alle meine Dramen und Erzählungen. Ich wollte, ich könnte Ihnen die Penthesilea so, bei dem Kamin, aus dem Stegreif vortragen wie damals den Robert Guiskard. Entsinnen Sie sich dessen wohl noch? Das war der stolzeste Augenblick meines Lebens. Soviel ist gewiß: ich habe eine Tragödie (Sie wissen, wie ich mich damit gequält habe) von der Brust heruntergehustet; und fühle mich wieder ganz frei! In Kurzem soll auch der Robert Guiskard folgen; und ich überlasse es Ihnen, mir alsdann zu sagen, welches von beiden besser sei; denn ich weiß es nicht. — Wo ist denn Louis? Was macht Ihre vortreffliche Tochter Louise? und die übrigen Ihrigen? — Vielleicht, daß ich in Kurzem mit Rühle, dem Gouverneur des Prinzen Bernhard, zu Ihnen komme,

* wir verlegen selbst.

und mich völlig wieder in Ihrem Gedächtniß auffrische, wenn die Zeit doch mein Bild bei Ihnen ein wenig verlöscht haben sollte. Erfreuen und beehren Sie bald mit einer Antwort Ihren treuen und gehorsamen Heinrich von Kleist.

## 108. An Johann Friedrich Cotta

Ew. Wohlgebohren

habe ich das Vergnügen zu melden, daß H. Adam Müller und ich, durch den Capital-Vorschuß eines Kunstfreundes, in den Stand gesetzt worden sind, ein Kunstjournal, unter dem Titel: Phöbus, monatsweise, nach dem erweiterten Plane der Horen, zu redigiren und zu verlegen. Die Herren p. Wieland, Böttiger, Joh. Müller, wie wir hoffen, auch H. v. Göthe, ohne andere würdige Namen zu nennen, werden die Güte haben, uns mit Beiträgen zu unterstützen, und H. Mahler Hartmann, da es mit Zeichnungen erscheinen soll, die Redaction der Kupferstiche übernehmen. Da der Fortgang dieses, einzig zur Festhaltung deutscher Kunst und Wissenschafft, gegründeten Instituts schlechthin nicht anders, als unter Ew. Wohlgeb. Schutz möglich ist, so haben wir, im ganz unumstößlichen Vertrauen auf Ihre Beförderung, gewagt, Sie in der Anzeige, als Commissionair für Tübingen, zu nennen. Wir empfehlen Ew. Wohlgeb. den Phöbus, sowohl was die Einsammlung der Bestellungen, als den Vertrieb selbst betrifft, auf das Angelegentlichste und Dringendste, damit er, troß seiner Verspätung, seines Namens noch würdig, in unserm

Vaterlande erscheine. Aus inliegender Anzeige, der eine größere noch folgen wird, werden Sie den Plan dieser, in diesem Augenblick mit keiner andern ihrer Art wetteifernden Zeitschrift übersehen. Ew. Wohlgeb. übersende ich zugleich einen Aufsatz für das Morgenblatt, in welchem ich nicht, wenn es mir vergönnt ist, unterlassen werde, von Zeit zu Zeit aufzutreten. Ich ersuche Sie, den Abdruck der überschickten Anzeigen gefälligst dafür in das Morgenblatt und die allgemeine Zeitung einrücken zu lassen (möglichst bald beides) und mir die Differenz der Werthe, falls ich der Schuldner bliebe, gütigst zur Erstattung anzuzeigen. In sichrer Hoffnung, in allen diesen Stücken keine Fehlbitte zu thun, habe ich die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Heinrich v. Kleist.

Dreßden, d. 21. Dec. 7.

Pirnsche Vorst. Rammische Gasse, N. 123.

## 109. An Hans von Auerswald

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheime Ober Finanzrath

Ew. Hochwohlgebohren nehme ich mir die Freiheit, n der Anlage die Anzeige eines Kunstjournals zu überschicken, das ich, unterstützt von den H. p. Wieland, Göthe, für das Jahr 1808 herauszugeben denke. Mir werden die vielfältigen Beweise von Gewogenheit, die ich, während meiner Anstellung bei der Kammer, in

Ew. Hochwohlgebohren Hause empfieng, ewig unvergeßlich sein. Durch den H. Grafen von Dohna, den ich die Ehre hatte, in Töplitz zu sprechen, werden Ew. Hochwohlgebohren vielleicht schon wissen, daß ich das Unglück hatte, auf meiner Rückreise von Königsberg in Berlin arretirt, und als ein Staatsgefangener nach dem fort de Joux (bei Neufchâtel) abgeführt zu werden. Über diesen großen Umweg erst ist es mir geglückt, nach Dreßden zu kommen, um einen, der Politik in jeder Hinsicht gleichgültigen, litterarischen Plan auszuführen, an dem ich arbeitete. Ich empfehle den Phöbus Ew. Hochwohlgebohren Schutz und Beförderung, erneuere mich damit in dem Angedenken Ihrer sowohl, als Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlinn, Fr. und Frl. Tochter, und habe die Ehre, mit der innigsten Hochachtung und Ehrfurcht zu sein,

Ew. Hochwohlgebohren,

unterthänigster

Heinrich von Kleist.

Dreßden, d. 22. Dec. 7.

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

N. S. So eben lese ich, in den öffentlichen Blättern, daß S. M. der König nach Elbing gegangen sind. Da H. v. Altenstein ihm wahrscheinlich, wohin er auch gegangen ist, gefolgt sein wird, dies aber Ew. Hochwohlgeboh. bekannt sein muß, so bitte ich unterthänigst, inliegenden Brief gnädigst für ihn auf die Post geben zu lassen. H. v. K.

## 110. An Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein

Verehrungswürdigster Herr Geheimer-Ober-Finanzrath,

Indem ich Ihnen, in der Anlage, die Anzeige eines Kunstjournals überschicke, das ich, unterstützt von Göthe und Wieland, für das Jahr 1808 herauszugeben denke, mache ich den Anfang damit, einer sehr heiligen Forderung meiner Seele ein Genüge zu thun. Denn niemals wird das Bestreben in mir erlöschen, der Welt zu zeigen, daß ich der Güte und Gewogenheit, deren Sie mich, bei meiner Anstellung in Berlin, würdigten, wenn auch nicht in dem Sinn, in dem ich es damals versprach, doch in einem anderen, würdig war. Sie wissen wohl nicht, mein verehrungswürdigster Freund, welch' ein sonderbares Schicksal mich, auf meiner Reise von Königsberg nach Dreßden getroffen hat? Ich ward, gleich nach meiner Ankunft in Berlin, durch den Gen. Clarke, kein Mensch weiß, warum? arretirt, und als ein Staatsgefangener, durch die Gensd'armerie, nach dem fort de Joux (bei Neufchâtel) abgeführt Hier saß ich, in einem abscheulichen Gefängniß, fünf Wochen lang, hinter Gitter und Riegel, bis ich späterhin nach Châlons zu den übrigen Kriegsgefangenen gebracht, und endlich, auf die dringende Fürsprache meiner Verwandten, wieder in Freiheit gesetzt ward. Doch es ist dahin gekommen, daß man, wie Rosse im Macbeth sagt, beim Klang der Sterbeglocke nicht mehr fragt, wen es gilt? Das Unglück der ver-

gangenen Stunde ist was Altes. — Jetzt lebe ich in Dreßden, als dem günstigsten Ort in dieser, für die Kunst, höchst ungünstigen Zeit, um einige Pläne, die ich gefaßt habe, auszuführen. Mögten wir uns recht bald in Berlin wiedersehen! Denn niemals, wohin ich mich auch, durch die Umstände gedrängt, wenden muß, wird mein Herz ein anderes Vaterland wählen, als das, worin ich gebohren bin. Erhalten Sie mir in Ihrer Brust die Gefühle, auf die ich stolz bin, niemals wird die innigste Verehrung und Dankbarkeit in mir erlöschen, und wenn Sie jemals eines Freundes und einer That, bedürfen, so finden Sie keinen, der sich mit treuerem und heißerem Bestreben für Sie hingeben wird, als mich. Ich sterbe mit der Liebe, mit welcher ich mich nenne,

Verehrungswürdigster Herr Geheim-Ob. Finanzrath,

Ihr

ergebenster

Heinrich von Kleist.

Dreßden, d. 22. Dec. 7.

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

## 111. An Ulrike v. Kleist

Dreßden, d. 5. Jan. 1808.

Es sind nun schon wieder nahe an drei Monaten, meine theuerste Ulrike, daß ich keine Zeile von deiner Hand gesehen habe. Dieses Wormlage liegt in einem solchen Winkel der Erde, daß die Post es gar nicht kennt, und der Eine sagt, die Briefe giengen über Berlin, der Andere, über Cottbus. Ich schicke dir

also diesen Boten, als eine Art von Execution, die nicht eher von dir gehe, als bis du dich zu einer Antwort entschlossen hast. Setze dich sogleich hin, mein liebstes Mädchen, und schreibe mir, warum das Geld, das du mir zu Weihnachten versprochen hast, ausgeblieben ist? Jeder Grund ist zu verschmerzen, nur nicht der, daß du mir böse bist. Wenn du es nicht auftreiben kannst, was sehr wohl möglich ist, so muß ich dies wenigstens w i s s e n, damit irgend ein andrer Rath geschafft werden kann. Denn unsere litterarische Unternehmung, die den beßten Fortgang verspricht, ist in vollem Laufe, Dreßden allein bringt 50 Subscribenten auf, woraus du das Resultat des Ganzen berechnen magst, wenn du auch nur annimst, daß von den übrigen Städten in Deutschland, jede 1 nimt. Die Horen setzten 3000 Exemplare ab; und schwerlich konnte man sich, bei ihrer Erscheinung, lebhafter dafür interessieren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgesandten dieser Residenz (den franz. östr. und russischen, welcher letztere sogar (Gr. Kanikow) Aufsätze hergiebt) circulieren Subscriptionslisten, und wir werden das erste Heft auf Velin durch sie an alle Fürsten Deutschlands senden. Es kömt Alles darauf an, daß wir die Unternehmung, in den drei ersten Monaten, aus eigner Casse bestreiten können, um nachher in jeder Rücksicht völlig gedeckt zu sein. Schreibe mir also unverzüglich, ob du mir mit einem Vorschuß zu Hülfe kommen kannst, oder nicht; und wenn es bloß daran liegt, daß du das Ganze, das du versprachst, nicht auftreiben kannst, so schicke den Theil,

den du vorräthig hattest, und zwar gleich, durch meinen Boten, welches ein, zum Postamt gehöriger, Portechaisen-Träger, und völlig sicher. Ich schicke dir eine Handvoll Anzeigen, damit du auch, oder wer es sei, eine Subscription, wo sich die Gelegenheit findet, veranlassen kannst. Julchen kann Eine oder zwei an Martini nach Frankfurt schicken, wo ja auch Lesegesellschaften sein müssen. Adieu, grüße Alles, und schreibe mir, was du willst, nur nicht, daß du mir nicht mehr so gut bist, als sonst —

Dein Heinrich.

(Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse N. 123.)

N. S. Der Bote ist bezahlt.

## 112. An Ulrike v. Kleist

[Dresden,] d. 8. [Januar 1808].

Mein liebes Herzens-Rickchen, ich danke dir. Du hast mich gerührt dadurch, daß du mich um Verzeihung bittest, daß es nicht mehr sei. Es ist kein Zweifel, daß wir, was den Verlag des Phöbus betrifft, damit auskommen werden. Auf den 1. Jan. 1809, wenn irgend die Sache gut geht, kriegst du dein Geld wieder. Hier in Dreßden interessirt sich Alles, was uns kennt, für unsre Unternehmung. Stelle dir vor, daß wir von der Regierung, als eine Gesellschaft von Gelehrten, höchstwahrscheinlich (die Sache ist schon so gut, als gewiß) eine kostenfreie Concession zum Buchhandel erhalten werden; die vier Buchhändler, die hier sind, treten allzusammt dagegen auf, doch

man ist festentschlossen, die Concurrenz zu vergrößern. Es kann uns, bei unsern litterarischen und politischen Connexionen gar nicht fehlen, daß wir den ganzen Handel an uns reißen. Dazu giebt noch obenein keiner von uns den Namen her, sondern die Handlung wird heißen: Phönix-Buchhandlung. Ferner: die Familie Hardenberg hat uns beauftragt, die gesammten Schriften des Novalis (Hardenberg-Novalis, von dem du mir nicht sagen wirst, daß du ihn nicht kennst) zu verlegen, und verlangt nichts, als die Veranstaltung einer Prachtausgabe. Wenn die Sache klug, auf dem Wege der Subscription, angefangen wird, so kann dieser einzige Artikel (da so viel seiner Schriften noch ungedruckt waren) unsern Buchhandel heraufbringen; und wir wagen, im schlimmsten Fall, nicht das Allermindeste dabei. Auch Göthe und Wieland haben geschrieben, und werden an unserm Journal Antheil nehmen. Der zerbrochene Krug (ein Lustspiel von mir) wird im Februar zu Weimar aufgeführt, wozu ich wahrscheinlich mit Rühle (der Major und Kammerherr geworden ist), wenn der Prinz dahingeht, mitreisen werde. Kurz, Alles geht gut, und es fehlt nichts, als daß ich noch ein Jahr älter bin, um dich von einer Menge von Dingen zu überzeugen, an die du noch zweifeln magst. Aber sei nur nicht so karg mit Briefen! Was mir verzeihlich war, zu seiner Zeit, ist es darum noch dir nicht; und wenn du nicht antwortest, so denk' ich, du machst dir nichts daraus, wenn ich dir was Gutes melde. Adieu, grüße Alles, auf's Frühjahr bin ich gewiß bei euch — was ist denn

das für ein Comet, den mir Caroline Schönfeld zeigen will? Bald ein Mehreres.

H. v. Kleist.

## 113. An Johann Wolfgang v. Goethe

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimrath,

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, in der Anlage gehorsamst das 1. Heft des Phöbus zu überschicken. Es ist auf den „Knieen meines Herzens" daß ich damit vor Ihnen erscheine; mögte das Gefühl, das meine Hände ungewiß macht, den Werth dessen ersetzen, was sie darbringen.

Ich war zu furchtsam, das Trauerspiel, von welchem Ew. Excellenz hier ein Fragment finden werden, dem Publicum im Ganzen vorzulegen. So, wie es hier steht, wird man vielleicht die Prämissen, als möglich, zugeben müssen, und nachher nicht erschrecken, wenn die Folgerung gezogen wird.

Es ist übrigens eben so wenig für die Bühne geschrieben als jenes frühere Drama: der Zerbrochne Krug, und ich kann es nur Ew. Excellenz gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn dies letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsre übrigen Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, und so sehr ich auch sonst in jedem Sinne gern dem Augenblick angehörte, so muß ich doch in diesem Fall auf die Zukunft hinaussehen, weil die Rücksichten gar zu niederschlagend wären.

Herr Adam Müller und ich, wir wiederholen unsre inständigste Bitte, unser Journal gütigst mit einem Beitrag zu beschenken, damit es ihm nicht ganz an dem Glanze fehle, den sein, ein wenig dreist gewählter, Titel verspricht. Wir glauben nicht erst erwähnen zu dürfen, daß die, bei diesem Werke zum Grunde gelegten Abschätzungsregeln der Aufsätze, in einem Falle keine Anwendung leiden können, der schlechthin für uns unschätzbar sein würde. Gestützt auf Ew. Excellenz gütige Äußerungen hierüber, wagen wir, auf eine Mittheilung zu hoffen, mit der wir schon das 2. Heft dieses Journals ausschmücken könnten. Sollten Umstände, die wir nicht übersehen können, dies unmöglich machen, so werden wir auch eine verzuglose, wenn es sein kann, mit umgehender Post gegebene, Erklärung hierüber als eine Gunstbezeugung aufnehmen, indem diese uns in den Stand setzen würde, wenigstens mit dem Druck der ersten, bis dahin für Sie offenen, Bogen vorzugehn.

Der ich mich mit der innigsten Verehrung und Liebe nenne

Ew. Excellenz

gehorsamster

Heinrich von Kleist.

Dreßden. d. 24. Jan. 1808

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

## 114. An Heinrich Joseph v. Collin

Ew. Wohlgebohren

uns, mit so vieler Herzlichkeit gegebene, Versicherung, unser Kunstjournal, einer eignen

Unternehmung gleich, zu unterstützen, hat mir sowohl, als H. Adam Müller, die größte Freude gemacht. Es geschieht, Ihnen einen Beweis zu geben, wie sehr wir jetzt auf Sie rechnen, daß wir unser Gesuch, uns mit einem Beitrag zu beschenken, gleich nach Empfang Ihres Schreibens noch einmal wiederholen. Es könnte uns, bei dem Ziel, das wir uns gesteckt haben, keine Verbindung lieber sein, als mit Ihnen, und so wenig es uns an Manuscripten fehlt: es liegt uns daran, daß Ihr Name bald im Phöbus erscheine. Da das Institut vorzüglich auch dazu bestimmt ist, von großen dramatischen Arbeiten, die unter der Feder sind, Proben zu geben, so würden uns Scenen aus Werken, die unter der Ihrigen sind, ganz vorzüglich willkommen sein. Doch auch für alles Andere, was Sie uns geben wollen, werden wir dankbar sein; schicken Sie es nur gradezu an die hiesige Kaisl. Königl. Gesandschafft, welche alle unsere wechselseitige Mittheilungen zu besorgen die Güte haben wird. Ich bin, außer der Penthesilea, von welcher ein Fragment im ersten Hefte steht, im Besitz noch zweier Tragödien, von deren Einen Sie eine Probe im dritten oder vierten Heft sehen werden. Diese Bestrebungen, ernsthaft gemeint, müssen dem Phöbus seinen Charakter geben, und auf der Welt ist niemand, der in diese Idee eingreifen kann, als Sie. Das erste Werk, womit ich wieder auftreten werde, ist Robert Guiskart, Herzog der Normänner. Der Stoff ist, mit den Leuten zu reden, noch ungeheurer; doch in der Kunst kommt es überall auf die Form an, und Alles, was eine Gestalt hat,

ist meine Sache. Außerdem habe ich noch ein Lustspiel liegen, wovon ich Ihnen eine, zum Behuf einer hiesigen Privat-Vorstellung (aus der nichts ward) genommene Abschrift schicke. H. v. Göthe läßt es in Weimar einstudieren. Ob es für das Wiener Publicum sein wird? weiß ich nicht; wenn der Erfolg nicht gewiß ist (wahrscheinlich, wir verstehen uns) so erbitte ich es mir lieber wieder zurück. Es ist durch den Baron v. Buol (K. K. Chargé d'Affaires) der es sehr in Affection genommen hatte, mehreremal dem H. Grafen v. Palfy empfohlen worden, (nicht zugeschickt) — aber niemals darauf eine entscheidende Antwort erfolgt. — Von der Penthesilea, die im Druck ist, sollen Sie ein Exemplar haben, sobald sie fertig sein wird. — Sagen Sie mir, um's Himmelswillen, ist denn das 1. Phöbusheft bei Ihnen noch nicht erschienen? Und wenn nicht, warum nicht? Wir sind sehr betreten darüber, von dem Industrie-Comtoir in Wien, dem wir es in Commission gegeben haben, gar nichts, diesen Gegenstand betreffend, erfahren zu haben. Würden Sie wohl einmal gelegentlich die Gefälligkeit haben, sich danach zu erkundigen? Das zweite Heft ist fertig; und noch nicht einmal die Ankündigung ist in Wien erschienen! — Ich hätte noch dies und das Andere, das ich Ihnen schreiben, und worum ich Sie bitten mögte, doch man muß seine Freunde nicht zu sehr quälen, leben Sie also wohl, und überzeugen Sie sich von der Liebe und Verehrung dessen, der sich nennt

Ihr H. v. Kleist.

Dreßden, d. 14. Feb. 8. Pirnsche Vorstadt. N. 123.

## 115. An Otto August Rühle v. Lilienstern

Mein liebster Rühle,

du mußt mir gleich etwas Geld schicken, um einige nothwendige Ausgaben zu bestreiten. Laß es, wenn es sein kann, 30 Thaler sein; du kannst es dir ja, nach der Verabredung von gestern, ersetzen.

Sonnabd, d. — Aprill 8 H. v. K.

## 116. An Otto August Rühle v. Lilienstern

Mein liebster Rühle,

ich muß dich nur noch über einen Punct instruiren, in Betreff des Ph[öbus], der bei unsrer letzten Zusammenkunft nicht hinlänglich ausgemacht worden ist. Der Ph. muß schlechterdings verkauft werden, es ist an gar keine Commission zu denken, weil wir die Verlagskosten nicht aufbringen können. Wir müssen uns daher zu jedwedem Opfer verstehen. Weil das Capital, das wir hineingesteckt, doch verloren sein würde, wenn er aufhört, so muß es lieber in die Schanze geschlagen [werden], zu einer Zeit, da dies noch ein Mittel werden kann, ihn (für künftige Jahre) aufrecht zu erhalten. Ja, um dem Skandal zu entgehen, müssen wir uns noch obenein, wenn man uns nur Credit geben will, für das Risico verschreiben -- ich weiß, daß du mit dieser Maasregel nicht voreilig sein wirst. — Adieu

Dreßd. d. 4. Mai, 1808. H. v. Kl.

## 117. An Georg Joachim Göschen

Ew. Wohlgebohren

' nehme ich mir die Freiheit, gestützt auf eine eben erhaltene Zuschrift des H. v. Rühle, und auf die eigene Bekanntschafft, die ich mit Denenselben vor einigen Jahren zu machen das Glück hatte, in Betreff des Phöbus folgenden Vorschlag zu machen. — Es war die gutgemeinte, aber etwas voreilige, Hoffnung, die uns der H. App. Rath Körner zur Erlangung einer Buchhandlung machte, die uns verführte, den Verlag dieses Kunstjournals auf eigne Kosten zu übernehmen. Die Verweigerung derselben setzt uns außer Stand, den Vertrieb desselben gehörig zu besorgen, und hat zugleich unser Verhältniß mit den hiesigen Buchhändlern so gestellt, daß an eine Näherung nicht wohl zu denken ist. Da wir auf jeden andern Vortheil, als diesen, das Werk aufrecht zu erhalten und ihm die Allgemeinheit zu geben, deren es würdig ist, Verzicht leisten: so bieten wir Ew. Wohlgebohren denselben gegen Übernahme der Total-Kosten (wovon die Berechnung hier einliegt) von Ihrer Seite — und von unsrer, gänzlich unentgeldliche Lieferung der Manuscripte, und Credit, was die schon vorhandenen Kosten betrifft, bis zur Ostermesse 1809 an. Für den künftigen Jahrgang müßte ein neuer Contract geschlossen werden. Ich sende Ew. Wohlgebohren das Verzeichniß des 4. und 5. Heftes, und einige, bereits fertige, Sachen davon; woraus sich das Ansehn dieser, zur Messe noch erscheinenden, Liefe-

rung einigermaßen wird beurtheilen lassen. — Indem ich nur noch hinzusetze, daß der Druck nothwendig nach wie vor hier würde vor sich gehen müssen, versichre ich, daß wir gefällig sein werden, in jedem andern noch nicht berührten Punct, und habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Dreßden, d. 7. Mai, 1808. Heinrich v. Kleist.

## 118. An Johann Friedrich Cotta

Ew. Wohlgebohren

nehme ich mir die Freiheit, in Betreff einiger Manuscripte, die ich vorräthig liegen habe, folgende Vorschläge zu machen.

1) Ob dieselben das Trauerspiel: Penthesilea, in Verlag nehmen wollen, wovon, um Ursachen, die hier zu weitläufig auseinander zu setzen sind, bereits 7 Bogen gedruckt sind. Dieser Druck der ersten Bogen schreckt die H. Buchhändler ab, das Werk anders, als in Commission, zu übernehmen, und gleichwohl setzen mich die großen Kosten, die mir der Phöbus verursacht, außer Stand, im Druck dieses Werks fortzufahren. Da die verspätete Erscheinung der Dramen, wovon der Phöbus Fragmente liefert, diesem Journal in letzter Instanz tödtlich sein würde (indem es nur darauf berechnet ist), so muß ich mich, in dieser Lage, an jemand wenden, dem das Interesse der Kunst selbst am Herzen liegt. Ich bin erbötig, Ew. Wohlgeb. die Bestimmung des Honorars gänzlich zu überlassen und

Credit darauf zu geben, bis Ostern 1809, wenn dieselben nur die Druckkosten, nach dem inliegenden Anschlag, übernehmen, und mir, zur Fortsetzung des Werkes, übersenden wollen. Wenn es nicht anders, als in Commission genommen werden kann, so bin ich bereit, auf die Berechnung bis Ostern 1810 Credit zu geben, falls Dieselben mich, durch einen Vorschuß von 150 Thlr in den Stand setzen wollen, Ihnen das Werk unverzüglich zu liefern. — Ich erbitte mir auf einen dieser Puncte eine gefällige Antwort.

2) Ob Ew. Wohlgeb. den Verlag eines Taschenbuchs übernehmen wollen, wozu ich Denselben jährlich ein Drama im Manuscript, und Zeichnungen von H. Hartmann, der Scenen daraus darstellen will, überliefern würde. Ich würde, in diesem Jahre, das Käthchen von Heilbronn dazu bestimmen, ein Stück, das mehr in die romantische Gattung schlägt, als die übrigen. — Doch auch Eines der andern Stücke, wovon im Phöbus Fragmente erschienen, stehen Ew. Wohlgebohren zu Diensten. — Es wird nächstens noch Eins erscheinen, vielleicht, daß dies Denenselben zusagt. Ich erbitte mir über diesen Punct, wenn er angenommen wird, gefällige Vorschläge.

3) Erbitten wir uns, H. Ad. Müller und ich, da Sie außer Stand sind, den Phöbus in diesem Jahr zu übernehmen, wenigstens alle Gefälligkeiten, die nöthig sind, ihn zu halten. Wir werden Denenselben eine Kritik (wir hoffen, von H. Fr. Schlegel, oder wenn dies nicht sein kann, von H. Doct. Wetzel) der fünf erschienenen Hefte, und eine Inhaltsanzeige des sechsten

(in welchem Beiträge von Fr. v. Staël und Fr. Schlegel erscheinen werden) zuschicken und bitten, dieselben gefälligst im Morgenblatt zu verbreiten.

Ich habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Wohlgebohren

Dreßden, d. 7. Juni 1808. ergebenster

Heinrich v. Kleist

Pirnsche Vorstadt, 123.

## 119. An Johann Friedrich Cotta

Ew. Wohlgebohren

haben sich wirklich, durch die Übernahme der Penthesilea, einen Anspruch auf meine herzliche und unauslöschliche Ergebenheit erworben. Ich fühle, mit völlig lebhafter Überzeugung, daß diesem Ankauf, unter den jetzigen Umständen, kein anderes Motiv zum Grunde liegen kann, als der gute Wille, einen Schriftsteller nicht untergehen zu lassen, den die Zeit nicht tragen kann; und wenn es mir nun gelingt, mich, ihr zum Trotz, aufrecht zu erhalten, so werd' ich in der That sagen müssen, daß ich es Ihnen zu verdanken habe. Ew. Wohlgebohren erhalten hierbei ein Exmpl. dieses Werks. 300 andere sind bereits an H. Böhme in Leipzig abgegangen; 50 hat Arnold erhalten. Ich bitte nur,

1) den 13. Druckbogen (da das Werk nur c. 12 enthält) gelegentlich, von den mir überschickten 353 Thlrn, in Abrechnung zu stellen;

2) mir schleunigst den Ladenpreis zu bestimmen,

damit H. Arnold hier mit dem Verkauf vorgehen kann; und

3) zu disponiren, wohin die übrigen Exemplare versandt werden sollen?

Was das Taschenbuch betrifft, so übergebe ich mich damit nunmehr, so wie mit Allem, was ich schreibe, ganz und gar in Ew. Wohlgebohren Hände. Wenn ich dichten kann, d. h. wenn ich mich mit jedem Werke, das ich schreibe, so viel erwerben kann, als ich nothdürftig brauche, um ein zweites zu schreiben; so sind alle meine Ansprüche an dieses Leben erfüllt. Das Schauspiel, das für das Taschenbuch bestimmt ist, wird hoff' ich, in Wien aufgeführt werden. Da bisher noch von keinem Honorar die Rede war, so hindert dies die Erscheinung des Werkes nicht; inzwischen wünschte ich doch, daß es so spät erschiene, als es Ihr Interesse zuläßt. Ich bitte also, mir gefälligst

1) den äußersten Zeitpunct vor Michaeli zu bestimmen, da Sie das Manuscript zum Druck in Händen haben müssen.

Ich habe die Ehre mit der herzlichsten und innigsten Verehrung zu sein,

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

H. v. Kleist.

Dreßden, d. 24. Juli, 8.

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, Nr. 123.

## 120. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Ich hätte dich so gern diesen Sommer einmal gesehen, um dir über so manche Dinge Auskunft zu geben und abzufordern, die sich in Briefen nicht anders, als auf eine unvollkommene Art, abthun lassen. Doch mancherlei Ursachen, die gleichfalls zu weitläufig sind, um aus einander gesetzt zu werden, verhindern mich, bis noch auf diese Stunde, Dreßden zu verlassen. Der Phöbus hat sich, trotz des gänzlich danieder liegenden Buchhandels, noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht sein, dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, und wie hoffnungsreich die Aussichten, die sich mir in die Zukunft eröffnen: wenn diese verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerstörte. Gleichwohl ist die Bedingung, unter der ich hier lebe, noch erträglich, und ich fürchte sehr, daß es euch Allen nicht besser geht. Ich habe jetzt wieder ein Stück, durch den hiesigen Maître de plaisir, Grf. Vizthum, an die Sächsische Hauptbühne verkauft, und denke dies, wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Übersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden; und in Cassel ist gar das deutsche Theater ganz abgeschafft und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob jemand

noch, nach hundert Jahren, in dieser Gegend deutsch spricht. Ich bitte dich, nicht böse zu werden, wenn ich dir vor der Hand die Interessen der 500 Rthlr nicht auszahlen kann, ich versichre dich, daß es ganz unmöglich ist, indem die meisten Buchhändler bis auf Ostern 1809 unsre Schuldner sind. Die eigentliche Absicht dieses Briefes ist, bestimmt zu erfahren, wo du bist, und dich zu fragen, ob du wohl einen reitenden Boten, den ich von hier aus nach Wormlage abfertigen würde, von dort aus weiter nach Fürstenwalde besorgen kannst? Man wünscht jemanden, der in der Mark wohnt (es ist der G. P.) schnell von der Entbindung einer Dame, die in Töplitz ist, zu benachrichtigen. Schreibe mir nur bestimmt: ja, weiter brauch' ich nichts; ich überlasse es dir, ob du den Boten, den du in Wormlage aufbringst, wegen etwas allzu großer Weite, erst nach Gulben schicken, und dort einen neuen beitreiben lassen — oder jenen gleich nach Fürstenwalde abgehen lassen willst. Schnelligkeit wird sehr gewünscht. Auch mir antworte sogleich auf diesen Punct. Vielleicht komme ich in etwa drei Wochen selbst zu euch, sehe, was ihr macht, und berichtige meine, oder vielmehr die Schuld eines Freundes. Lebe inzwischen wohl, schreibe mir, was unsre theuerste Tante macht, und die übrigen, und zweifle nie an der unauslöschlichen Liebe deines

Drßd. d. Aug 1808 H. v. K.

## 121. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Ich hatte mir, in der That, schon einen Paß besorgt, um nach Wormlage zu kommen, weil ich dich in einer wichtigen Sache zu sprechen wünschte. Doch ein heftiges Zahngeschwür hält mich davon ab. Da die Sache keinen Aufschub leidet, so bitte ich dich, dich auf einen Wagen zu setzen und zu mir herzukommen. Ich weiß wohl, daß man keiner andern Schwester so etwas zumuthen könnte; doch grade weil du es bist, so thue ich es. Der Überbringer ist mein Bedienter, in dessen Begleitung du so sicher, wie in Abrahams Schooß, reisen kannst. Auch kannst du, wenn du vorlieb nehmen willst, bei mir wohnen. Es soll mir lieb sein, wenn du länger bleiben willst, doch ich brauche dich nur auf einen Tag, und du kannst, wenn du willst, mit demselben Wagen wieder zurückreisen. Ich gebe dir alsdann meinen Bedienten wieder mit. Entschließe dich, meine liebste Ulrike, schürz' und schwinge dich, das Wetter ist gut, und in drei Tagen ist Alles, als wär' es nicht geschehen.

Dreßden, d. 30. Sept. 08. H. v. Kleist.

## 122. An Karl August Varnhagen v. Ense

[Dresden, Oktober 1808.]

Lieber Varnhagen,

Ich bin zweimal im goldenen Engel gewesen, ohne Sie zu treffen. Heute bin ich krank. Wollen Sie

Nachmittag eine Tasse Caffe bei mir trinken? Sie werden damit sehr erfreuen,

Ihren
ergebensten
H. v. Kleist.
Donnerstag;

## 123. An Ulrike v. Kleist

Meine liebste, theuerste Ulrike,

Ich reise, in diesem Augenblick, in der Sache der Fr. v. Haza, von welcher ich dich, bei deinem Hiersein in Dreßden, einigermaßen unterrichtet habe, nach Lewitz, in der Gegend von Posen ab. Da ich wieder durch die Lausitz gehe, so glaubte ich, bei dieser Gelegenheit, meine Schuld an Pannwitz, abtragen zu können; doch die Ausgaben wachsen mir so über den Kopf, daß ich es nicht bestreiten kann. Thue mir den Gefallen, und decke die 20 Rthlr, die ich ihm schuldig; ihm schuldig zu sein, quält mich nicht, doch unsrer Minette, die sie ihm vorgeschossen hat. Ich lege dir den Brief bei, den du, in diesem Fall, zuzusiegeln und an ihn abzuschicken hast. Fr. v. Haza ist eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, und die ersten Schritte, die ich für sie gethan habe, machen es ganz nothwendig, daß ich die letzten auch thue. Das Allerersternal, daß ich Geld kriege, will ich, so wahr ich bin, gleich an dich denken. Adieu, vor 14 Tagen bin ich nicht hier zurück

Dein Heinrich
Dreßd. d. 2. Nov. 8.

N. S. Der Buchhändler Walter hat den Phöbus übernommen, und alle Ausgaben sind gedeckt.

## 124. An Heinrich Joseph v. Collin

Theuerster Herr von Collin,

Das Käthchen von Heilbronn, das, wie ich selbst einsehe, nothwendig verkürzt werden muß, konnte unter keine Hände fallen, denen ich dies Geschäfft lieber anvertraute, als den Ihrigen. Verfahren Sie ganz damit, wie es der Zweck Ihrer Bühne erheischt. Auch die Berliner Bühne, die es aufführt, verkürzt es; und ich selbst werde vielleicht noch, für andere Bühnen, ein Gleiches damit vornehmen. — Wie gern hätte ich das Wort von Ihnen gehört, das Ihnen, die Penthesilea betreffend, auf der Zunge zu schweben schien! Wäre es auch gleich ein wenig streng gewesen! Denn wer das Käthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein, sie gehören ja wie das + und — der Algebra zusammen, und sind Ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht. — Sagen Sie mir dreist, wenn Sie Zeit und Lust haben, was Sie darüber denken; gewiß! es kann mir nicht anders, als lehrreich und angenehm sein. — Hier erfolgt zugleich die Quittung an die K. K. Theaterkasse. Ich schicke sie Ihnen, theuerster Herr von Collin, weil es mir an Bekanntschafften in Wien fehlt, und die Güte, die Sie für mich zeigen, mich zu dieser Freiheit aufmuntert. Besorgen Sie gefälligst die Einziehung des Honorars, und senden Sie es mir, da es

Papiere sind, nur mit der Post zu, wenn sich keine andre sichre und prompte Gelegenheit findet. — Schlagen Sie es doch in ein Couvert ein, an den Baron v. Buol, hiesigen K. K. Chargé d'affaire, so ersparen wir das Postgeld. — Ich verharre mit der innigsten Hochachtung,

Herr von Collin,

Ihr

ergebenster

Heinrich von Kleist.

Dreßden, d. 8. Decmbr. 1808.
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse,
N. 123.

## 125. An Otto August Rühle v. Lilienstern

[Dresden, 1808.]

Mein liebster Rühle, schenke mir oder leihe mir, auf mein ehrliches Gesicht, zehn Thaler, zum Lohn für das, was ich dir gestern gethan habe. Wenn ich auf dich böse bin, so überlebt diese Regung nie eine Nacht, und schon als du mir die Hand reichtest, beim Weggehen, kam die ganze Empfindung meiner Mutter über mich, und machte mich wieder gut.

H. v. K.

## 126. An Heinrich Joseph v. Collin

Verehrungswürdigster Herr von Collin,

Sie erhalten, in der Anlage, ein neues Drama, betitelt: die Herrmannsschlacht, von dem ich wünsche, daß es Ihnen gleichfalls, wie das Käthchen von Heil-

bronn, ein wenig gefallen möge. Schlagen Sie es gefälligst der K. K. Theater-Direction zur Aufführung vor. Wenn dieselbe es annehmen sollte, so wünsche ich fast (falls dies noch möglich wäre) das es früher auf die Bühne käme, als das Käthchen; es ist um nichts besser, und doch scheint es mir seines Erfolges sichrer zu sein.

Ich hoffe, daß Sie den, das Käthchen betreffenden, Brief, in welchem auch die Quittung enthalten war, durch H. v. Genz, der ihn, von Prag aus, dem H. Pr. von Rohan nach Wien mitgegeben hat, empfangen haben werden.

In Erwartung einer gütigen Antwort verharre ich mit der innigsten und lebhaftesten Hochachtung,

Herr von Collin
Ihr
ergebenster
Dreßden. d. 1. Januar 1809 Heinrich v. Kleist
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

## 127. An Heinrich Joseph v. Collin

Ew. Hochwohlgebohren

habe ich, zu Anfang Decmbrs. v. Jahres, durch eine Gelegenheit, die Quittung über die bewußten 300 Guld. Banknoten, für das Manuscript: das Käthchen von Heilbronn, und bald darauf die Abschrift eines zweiten Dramas: die Herrmannsschlacht, durch eine andere Gelegenheit, ergebenst zugesandt. Da ich nicht das Glück gehabt habe, seitdem mit einer Zuschrift Ew. Hochwohlgeb.

beehrt zu werden, so bitte ich Dieselben inständigst, mir, wenn es sein kann, mit nächster Post, gefälligst anzuzeigen, ob diese beiden Adressen richtig in Ihre Hände gekommen sind? Es würde mir, besonders um dieser letzten Willen, leid thun, wenn die Überlieferung derselben, durch irgend ein Versehn, vernachlässigt worden wäre, indem dies Stück mehr, als irgend ein anderes, für den Augenblick berechnet war, und ich fast wünschen muß, es ganz und gar wieder zurückzunehmen, wenn die Verhältnisse, wie leicht möglich ist, nicht gestatten sollten, es im Laufe dieser Zeit aufzuführen.

Ich habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Hochwohlgeb.
ergebenster
Heinrich v. Kleist.

Dreßden, d. 22. Feb. 9.
Rammsche Gasse, Pirnsche Vorst. N. 123.

## 128. An Georg Moritz Walther

Ew. Wohlgebohren

sehe ich mich genöthigt, zu melden, daß der Contract, in welchem der Hofr. Müller die Forderung der Phöbus-Redaction, in Pausch und Bogen, für 136 Thl. an Sie abgetreten hat, gänzlich ohne mein Vorwissen abgeschlossen worden ist.

Ich zweifle nicht, daß Ew. Wohlgeb. dieser Umstand unbekannt war, und daß der Hofr. Müller Ihnen die

Versicherung gegeben hat: ich wäre von diesem Schritte unterrichtet.

Inzwischen ist, durch ein so wenig freundschaftliches Verfahren, wozu noch andere Schritte kommen, die nicht hierher gehören, das gute Vernehmen gestört worden, das bisher unter uns obwaltete.

Wenn also Dieselben, wie mir der Hofrath versichert, den Phöbus, für das nächste Jahr, in Verlag nehmen wollen: so trete ich entweder von der Redaction zurück, oder suche mir einen andern Corredacteur, als den Hofr. Müller.

Indem ich Ew. Wohlgebohren gefällige Erklärung über diese Puncte erwarte, habe ich die Ehre, zu sein,

Ew. Wohlgebohren,
ergebenster
Heinrich v. Kleist.

Dreßden, d. 5. Aprill 9.
Willsche Gasse, Löwen-Apotheke,
4 Treppen hoch.

## 129. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Ich werde mit der Kaiserl. Gesandschafft, wenn sie von hier abgeht, nach Wien reisen. Nur wünsche ich lebhaft, dich vorher noch einmal zu sprechen; und doch ist es mir unmöglich, Dreßden auf mehrere Tage zu verlassen, eben weil die Gesandschafft jede Stunde den Befehl zum Aufbruch erhalten kann. Könntest du mir nicht auf den halben Weg bis — — wie heißt der Ort 4 Meilen von Wormlage und 3 Meilen von

Dreßden? — entgegenkommen? Wenn du es möglich machen kannst: so schreibe mir den Tag und den Namen dieses Orts; und verlaß dich darauf daß ich alsdann mit dir zugleich dort eintreffe. Auch wünsche ich, zum Behuf dieser Reise, einiges Geld von der kleinen Erbschafft, die ich gemacht habe, voraus zu empfangen. Könntest du mir nicht, auf irgend eine Art, dazu verhelfen und es mir mitbringen? Wenn es auch nur 50 oder 30 Rthlr wären. Schreibe mir ein Paar bestimmte Worte, wann und wohin du kommen willst; und noch einmal verlaß dich darauf, daß ich alsdann dort bin.

Dein

Heinrich v. Kleist

Dreßden, d. 8. Aprill 1809.

Willsche Gasse, Löwenapotheke.

N. S. Sieh doch zu, daß wir spätestens Mittwoch oder Donnerstag (allerspätestens) zusammentreffen können. Wir müssen zu Mittag ankommen, den Nachmittag und Abend zusammenbleiben, und die Nacht dort zubringen.

## 130. An das Stadtgericht zu Frankfurt a. d. Oder

„Daß ich das Testament vom 20. Januar 1790, Testament vom 5. Aprill 1803, Codicill vom 28. Januar und 7. März 1808 und Publications-Protokoll vom 18. Januar 1809 gelesen, und gegen die Verfügungen meiner geliebten und verewigten Tante, Fr. Maj. v. Massow, nichts einzuwenden habe, erkläre und

bescheinige ich hiermit, mit meiner Namensunterschrift und Pettschafft".

Dreßden, d. 14. Aprill, 1809.

Heinrich von Kleist.

## 131. An Heinrich Joseph v. Collin

Theuerster Herr von Collin,

Die 300 fl. Banknoten sind in Berlin angekommen. Ich habe sie zwar noch nicht erhalten; doch kann ich Ihnen die Quittung darüber, nebst meinem ergebensten Dank zustellen.

Ihre muthigen Lieder östr. Wehrmänner haben wir auch hier gelesen. Meine Freude darüber, Ihren Namen auf dem Titel zu sehen (der Verleger hat es nicht gewagt sich zu nennen) war unbeschreiblich. Ich auch finde, man muß sich mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder leicht es sein mag, in die Waage der Zeit werfen; Sie werden inliegend mein Scherflein dazu finden. Geben Sie die Gedichte, wenn sie Ihnen gefallen, Degen oder wem Sie wollen, in öffentliche Blätter zu rücken, oder auch einzeln (nur nicht zusammenhängend, weil ich eine größere Sammlung herausgeben will) zu drucken; ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen.

Vor der Hand sind wir der Franzosen hier los. Auf die erste Nachricht der Siege, die die Österreicher erfochten, hat Bernadotte sogleich, mit der sächsischen Armee, Dreßden verlassen, mit einer Eilfertigkeit, als ob der Feind auf seiner Ferse wäre. Man hat Ka-

nonen und Munitionswagen zertrümmert, die man nicht fortschaffen konnte. Der Marsch, den das Corps genommen hat, geht auf Altenburg, um sich mit Davoust zu verbinden; doch wenn die Österreicher einige Fortschritte machen, so ist es abgeschnitten. Der König und die Königinn haben laut geweint, da sie in den Wagen stiegen. Überhaupt spricht man sehr zweideutig von dieser Abreise. Es sollen die heftigsten Auftritte zwischen dem König und Bernadotte vorgefallen sein, und der König nur, auf die ungeheuersten Drohungen, Dreßden verlassen haben. Indeß ist alles darauf gespannt, was geschehen wird, wenn die Armee über die Gränze rücken soll. Der König soll entschlossen sein, dies nicht zu thun; und der Geist der Truppen ist in der That so, daß es kaum möglich ist. Ob er alsdann, den Franzosen so nahe, noch frei sein wird? — ist eine andere Frage. — Vielleicht erhalten wir einen Pendant zur Geschichte von Spanien. — Wenn nur die Österreicher erst hier wären!

Doch, wie steht's, mein theuerster Freund, mit der Herrmannsschlacht? Sie können leicht denken, wie sehr mir die Aufführung dieses Stücks, das einzig und allein auf diesen Augenblick berechnet war, am Herzen liegt. Schreiben Sie mir bald: es wird gegeben; jede Bedingung ist mir gleichgültig, ich s c h e n k e es den Deutschen; machen Sie nur, daß es gegeben wird.

Mit herzlicher Liebe und Hochachtung,

Ihr Heinrich v. Kleist.

Dreßden, d. 20. Aprill 1809.

Willsche Gasse, Löwenapotheke.

N. S. Das sächsische Corps ist auf Wägen plötzlich nach Plauen und von da, wie es heißt, nach Zwickau aufgebrochen. Was dies bedeuten soll, begreift niemand. — Im Preußischen ist, mit der größten Schnelligkeit, Alles auf den Kriegsfuß gesetzt worden. d. 23.

## 132. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Ich schreibe dir nur ganz kurz, um dir einige flüchtige Nachrichten und Aufträge zu geben. Den 29. Aprill habe ich Dreßden verlassen. B[uol], mit dem ich, wie ich dir sagte, reisen wollte, war schon fort; und auch hier in Töplitz, habe ich ihn nicht mehr angetroffen. Alles stand damals so gut, daß ich in Dreßden bleiben zu können glaubte; doch die letzten Begebenheiten haben mich gezwungen, von dort hinwegzugehen. Was ich nun eigentlich in diesem Lande thun werde, das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben, und du es alsdann, hoffe ich, auch erfahren. Für jetzt gehe ich über Prag nach Wien.

Inzwischen habe ich von Dreßden nicht weggehen können, ohne einige Schulden daselbst zurückzulassen, die zu Johanny zahlbar sind. Nur die Gewißheit, daß mir die Erbschafft alsdann ausgezahlt werden wird, hat diesen Schritt überhaupt möglich gemacht. Ich beschwöre dich also, meine theuerste Ulrike, für diesmal noch mit deiner Forderung zurückzustehen, und mir das Geld, zu Bezahlung jener Schuld zukommen

zu lassen. Noch weiß ich nicht, ob ich nicht vielleicht in Kurzem wieder nach Dreßden zurückkehre. Sollte dies nicht geschehen, so bitte ich Gusten, dir die Zahlung zu machen; und dich bitte ich, das Geld dem Kaufmann Salomon Ascher, Dreßden große Büttelgasse, N. 472, gegen Rückgabe der Schuldverschreibungen, zuzustellen. Um den Kaufmann, wegen dieses Umstands, sicher zu stellen, hast du wohl die Gefälligkeit, ihm, mit wenig Worten, kurz, unter der besagten Adresse, zu melden, daß dies zu Johanny geschehen werde. Versäume dies ja nicht, meine theuerste Ulrike, damit keine, mir auf das Äußerste empfindliche, Irrungen daraus entstehen. Lebe inzwischen wohl, wir mögen uns wiedersehn oder nicht, dein Name wird das letzte Wort sein, das über meine Lippen geht, und mein erster Gedanke, (wenn es erlaubt ist) von jenseits wieder zu dir zurückkehren. Adieu, Adieu! Grüße Alles.

Töplitz, d. 3. Mai, 1809. Dein

H. v. Kleist.

## 133. An Joseph v. Buol-Mühlingen?

Hier, mein theuerster Freund, schicke ich Ihnen, was ich so eben, feucht aus der Presse kommend, aus den Händen des Gen. Grf. Radetzky, erhalten habe. Fast hätte ich es Ihnen durch eine Estaffette zugeschickt, um es desto früher an Knesebeck zu spediren. Nun zweifle ich keinen Augenblick mehr daß der König v. Preußen und mit ihm das ganze Norddeutschland losbricht, und so ein Krieg entsteht, wie er der großen Sache, die es gilt, würdig ist.

Der Gen. Caulincourt und zwei andre fr. Brigade Generale sind gefangen.

Leider werden Sie meinen zweiten Brief von vorgestern nicht empfangen haben, weil mir jemand, der aus Znaym kam, sagte, Sie wären von dort abgereist. Der Brief, mit der ganzen Beschreibung dessen, was ich am 22. in Enzersdorf selbst sah, ist nach Prag gegangen, an den Grf. Collowrath. Schreiben Sie doch Knesebeck, daß er ihn abholen lasse, und erbreche. Manches darin wird ihm interessant sein.

Wir gehen heute, Dahlmann und ich, auf das Schlachtfeld, nach Kakeran und Aspern, um Alles zu betrachten, und uns von dem Gang der Begebenheiten zu unterrichten. — Es heißt der Erzh. Carl sei die Nacht vom 23 zum 24 über die Donau gegangen.

Schreiben Sie mir doch einmal nach Langen-Enzersdorf poste restante, wo ich von heut an wahrscheinlich mein Quartier aufschlagen werde. Wie steht es denn mit Ihren Plänen auf Sachsen?

Adieu,

Stockerau, d. 25. Mai 1809. Ihr

Heinrich v. Kleist.

N. S. In dem Briefe, der für Sie nach Prag gegangen ist, liegt ein Brief an Hartmann. Wenn Knesebeck den Brief erbrechen soll, so müssen Sie ihn erinnern, daß er den Brief an Hartmann nicht etwa auf die Post gebe. Der Brief muß durch Eichler gehn. — Die Einlage an Hartmann, die in diesem Briefe liegt, besorgen Sie doch möglichst schnell.

## 134. An Friedrich v. Schlegel

Theuerster Herr v. Schlegel,

Durch den Obristburggrafen, H. Grf. v. Wallis, ist ein Gesuch, das H. v. Dahlmann und ich, um die Erlaubniß, ein Journal, oder eigentlich ein Wochenblatt, unter dem Titel: Germania, herausgeben zu dürfen, bei der Regierung eingereicht hatten, Sr. Exc. dem H. Grf. v. Stadion vorgelegt worden. Was dieses Blatt enthalten soll, können Sie leicht denken; es ist nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat. Wir vereinigen uns beide, H. v. Dahlmann und ich, Sie zu bitten, bei dem H. Grafen, durch Ihre gütige Verwendung, das, was etwa nöthig sein mögte, zu thun, um die in Rede stehende Erlaubniß, und zwar so geschwind, als es die Umstände verstatten, zu erhalten. Diesem Gesuch fügen wir noch ein anderes bei, das uns fast eben so wichtig ist: nähmlich uns gefälligst mit Beiträgen, oder wenigstens mit einem vorläufig zu beschenken, indem wir durch die Anerbietungen des Buchhändlers ziemlich im Stand sein werden, sie so gut, wie ein Anderer, zu honoriren. Es versteht sich von selbst, daß wir (falls die Einsendung nicht zu stark wäre) sogleich Eines der ersten Blätter damit ausschmücken würden; weniger um Sie zu ehren, was Sie nicht bedürfen, als uns und unser Institut. Überhaupt will ich mit der Eröffnung desselben weiter nichts — (denn ihm persönlich vorzustehen, fühle ich mich nur, in Ermangelung eines Besseren, gewachsen) als unsern Schriftstellern,

und besonders den norddeutschen, eine Gelegenheit zu verschaffen, das, was sie dem Volke zu sagen haben, gefahrlos in meine Blätter rücken zu lassen. Wir selber nennen uns nicht; und mithin auch keinen anderen, wenn es nicht ausdrücklich verlangt wird. Indem wir bald einer gütigen Antwort entgegensehen, schließe ich mit der Versicherung meiner innigen Verehrung und Liebe, und bin,

Herr von Schlegel,

Ihr
gehorsamster
Heinrich v. Kleist.

Prag, d. 13. Juni, 1809.
**Kleine Seite, Brückengasse, N. 39.**

Nachschrift. Das Hauptquartier des östr. Corps, das in Sachsen eingerückt ist, ist am 10. d. in Dippoldiswalde gewesen. Thielmann, der in Dreßden commandirt, hat eine fulminante Prokl. an die Sachsen erlassen. Auch das Braunschweigsche Corps ist in Sachsen, und Nostitz, mit seinem Haufen, in Bayreuth eingefallen. Diese Bewegungen können Schill vielleicht retten. Schill hat sich vor dem fr. Gen. Gratien nach Stralsund zurückgezogen, und Schiffe genommen, um nach Rügen zu gehen. 900 Dänen (was sagen Sie dazu?) haben sich mit dem Gn. Gratien vereinigt.

## 135. An Ulrike v. Kleist

Noch niemals, meine theuerste Ulrike, bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die

Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben. Ich gieng aus D[resden] weg, wie du weißt, in der Absicht, mich mittelbar oder unmittelbar, in den Strom der Begebenheiten hinein zu werfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die seltsamste Weise, contrecarrirt, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünsche gar nicht giengen, meinen Aufenthalt zu nehmen. Gleichwohl schien sich hier, durch B[uol], und durch die Bekanntschafften, die er mir verschaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die schöne Zeit nach dem 21. und 22. Mai, und ich fand Gelegenheit, einige Aufsätze, die ich für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, im Hause des Grf. v. Kollowrat, vorzulesen. Man faßte die Idee, dieses Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es, statt meiner, den Verleger herbeizuschaffen, und nichts fehlte, als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte, einkommen zu müssen. So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht soviel, um mir eine frohe Zukunft hoffen zu lassen; und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.

Ich bin gänzlich außer Stand zu sagen, wie ich mich jetzt fassen werde. Ich habe Gleißenberg geschrieben, ein Paar ältere Manuscripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen seiner Beziehung auf die Zeit, schwerlich einen Verleger, und das andere, weil

es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz, meine theuerste Ulrike, das ganze Geschäfft des Dichtens ist mir gelegt; denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in der Alternative, die ich dir so eben angegeben habe.

Die große Noth, in der ich mich nun befinde, zwingt mich, so ungern ich es thue, den Kaufmann Ascher in Dreßden, dem ich zu Johanny mit einer Schuld verfallen bin, um Prolongation des Termins zu bitten. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, wenn ich mir auch nur, bis ich wieder etwas ergriffen habe, meine Existenz fristen will. In Verfolg dieser Maasregel bitte ich dich, mir die 272 Rthlr, oder was aus den Pfandbriefen der Tante Massow herauskommen mag, in Conv[entions] Münze, nach Prag zu schicken. Ich bitte dich, es sobald als möglich ist, zu thun, um mich aus Prag, wo ich sonst gar nicht fort könnte, frei zu machen. Was ich ergreifen werde, wie gesagt, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein. — Vielleicht, daß die Bekanntschafften, die ich hier habe, mir zu irgend etwas behülflich sein können. — Adieu, lebe wohl, und erfreue bald mit einer Antwort deinen Bruder

Prag, d. 17. Juli, 1809. Heinrich v. Kl.

Kleine Seite, Brückengasse,
Nmr. 39.

## 136. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

Aus inliegender Abschrift meines Schreibens an den Syndicus Dames, wirst du ersehen, was ich, meinen Antheil an das hiesige Haus betreffend, für Verfügungen getroffen habe.

Die Veranlassung dazu ist nicht gemacht, dir in einem Briefe mitgetheilt zu werden.

Ich glaubte dich in dieser Gegend zu finden, und mein Wille war, mich unmittelbar, wegen Aufnahme des Geldes, an dich zu wenden; doch diese Hoffnung ward, durch deine Abreise nach Pommern, vereitelt.

Adieu, mein theuerstes Mädchen; ich gehe nach dem Österreichischen zurück, und hoffe, daß du bald etwas Frohes von mir erfahren wirst.

Frankfurt a/Oder, d. 23. Nov. 9.

Heinrich v. Kleist.

[Beilage.]

Abschrift.

Verehrungswürdigster Herr Syndicus,
bei meiner Abreise von hier will ich noch folgende Verfügungen hiermit schriftlich bei Ihnen niederlegen.

Zuerst bitte ich, dem H. Kaufm. Wöllmitz, für das mir geliehene Capital von 500 Rthlrn, à 6 p. C., messentlich 10 Rthlr zu entrichten.

2) Den Rest der auf mich fallenden Zinsen bitte ich, nach wie vor, meiner Schwester Ulrike von Kleist, einzuhändigen.

3) Sollte das Haus verkauft werden, so bitte ich

gleichfalls, den auf mich fallenden Theil des Kaufpreises, er sei so groß er wolle, meiner Schwester Ulrike zu übermachen, die ihn, auf Abschlag dessen, was ich ihr schuldig bin, als ihr Eigenthum zu betrachten hat.

Frankfurt a/Oder, d. 23. Nov. 9.

Heinrich v. Kleist.

## 137. An Johann Friedrich Cotta

Ew. Wohlgebohren

habe ich die Ehre, Ihrem Brief vom 1. Juli, 8, gemäß, das Käthchen von Heilbronn zu überschicken. Mehrere Reisen, die ich gemacht, sind Schuld, daß ich das Versprechen, es zum Druck zu liefern, erst in diesem Jahre nachkomme. Ich erhielt einen Brief von H. v. Collin, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs, worin er mir schreibt: die Rollen wären ausgetheilt, und es sollte unmittelbar, auf dem Theater zu Wien, gegeben werden. Weiter weiß ich von seinem Schicksal nichts. Es steht nun in Ew. Wohlg. Willen, ob es in Taschenformat, oder auf andere Weise, erscheinen soll: obschon mir Ersteres, wie die Verabredung war, lieber wäre. Ich würde, wenn es Glück macht, jährlich Eins, von der romantischen Gattung, liefern können. Ew. Wohlgeb. Brief, den ich bei der Hand habe, enthält, daß Dieselben sich erst, nach Verlauf eines Jahrs, über das Honorar zu entscheiden wünschen. Die Reise, die ich gemacht habe, setzt mich gleichwohl in einige Verlegenheit, und ich stelle es Ihrer Güte anheim, ob Sie der Bitte,

mir, irgend was es auch sei, gleich zu überschicken, gefälligst willfahren wollen. Es wäre nicht das Erstemal, daß Sie sich meine Dankbarkeit lebhaft verpflichtet hätten. In diesem Falle bitte ich, es nach Berlin, poste restante, zu senden, wohin ich in einigen Tagen abgehen werde. Ich habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

Frankfurt am Main, Heinrich v. Kleist.
d. 12. Januar, 1810

## 138. An Heinrich Joseph v. Collin

Theuerster Herr von Collin,

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges erhielt ich ein Schreiben von Ihnen, worin Sie mir sagten, daß Sie das Drama: die Herrmansschlacht, das ich Ihnen zugeschickt hatte, der K. K. Theater-Direction, zur Prüfung und höheren Entscheidung, vorgelegt hätten. Natürlich machten die Vorfälle, die bald darauf eintraten, unmöglich, daß es aufgeführt werden konnte. Jetzt aber, da sich die Verhältnisse wieder glücklich geändert haben, interessirt es mich, zu wissen: ob sich das Manuscript noch vorfindet? ob daran zu denken ist, es auf die Bühne zu bringen? und wenn nicht, ob ich es nicht nach Berlin zurück erhalten kann? -- Eben so lebhaft interessirt mich das Käthchen von Heilbronn, das Sie die Güte hatten, für die Bühne zu bearbeiten. In demselben, schon erwähnten Briefe schrieben Sie: die Rollen seien ausgetheilt, und Alles

zur Aufführung bereit. Ist es aufgeführt? Oder nicht? Und wird es noch werden? — Alle diese Fragen, die mir, wie Sie begreifen, nahe gehen, bitte ich, in einem freien Augenblick, wenn Sie ihn Ihren Geschäfften abmüßigen können, freundschaftlich zu beantworten. — Wie herzlich haben uns Ihre schönen Kriegslieder erfreut; und wie herzlich erfreut uns der Dank, den der Kaiser, Ihr Herr, Ihnen kürzlich öffentlich dafür ausgedrückt hat! Nehmen Sie die Versicherung meiner innigsten Liebe und Hochachtung an, und erhalten Sie ferner Ihr Wohlwollen demjenigen, der sich nennt

Ihr
ergebenster

Gotha, d. 28. Jan 1810. Heinrich v. Kleist

N. S. Ich war nur auf kurze Zeit hier, und gehe morgen nach Berlin zurück, wohin ich poste restante zu antworten bitte.

## 139. An Johann Friedrich Cotta

Ew. Wohlgebohren

bitte ich ganz ergebenst, mir zu melden, ob Sie aus Frankfurt am Main, durch die Buchhandlung, in der Mainzer Gasse daselbst, die Ihre Commissionen besorgt (ich habe den Namen vergessen) das Schauspiel: das Käthchen von Heilbronn erhalten haben, das ich Ihnen, einer früheren Verabredung gemäß, von dort zuschickte. Da bereits nah an sieben Wochen, seit meiner Durchreise daselbst, verflossen sind, so befremdet mich der Umstand, des-

halb von Ew. Wohlgeb. keine Nachricht erhalten zu haben, und ich fürchte fast, daß durch irgend ein Misverständniß, die Ablieferung in Frankfurt versäumt worden ist. Indem ich Ew. Wohlgeb. ganz ergebenst bitte, mir über das Schicksal dieses Manuscripts, das mir sehr am Herzen liegt, einige Zeilen zu schreiben, habe ich die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Berlin, d. 4. März 1810. Heinrich v. Kleist.

Mauerstraße, N. 53.

## 140. An Ulrike v. Kleist

Berlin 19. März 10.
Mauerstraße, N. 53.

Meine theuerste Ulrike,

Denkst du nicht daran, in einiger Zeit wieder, in diese Gegend zurückzukehren? Und wenn du es thust: könntest du dich nicht entschließen, auf ein oder ein Paar Monate, nach Berlin zu kommen, und mir, als ein reines Geschenk, deine Gegenwart zu gönnen? Du müßtest es nicht begreifen, als ein Zusammenziehen mit mir, sondern als einen freien, unabhängigen Aufenthalt, zu deinem Vergnügen; Gleißenberg, der, zu Anfang Aprills, auf drei Monate nach Gulben geht, bietet dir dazu seine Wohnung an. Du würdest täglich in Altensteins Hause sein können, dem die Schwester die Wirthschaft führt, und der seine Mutter bei sich hat; würdige und angenehme Damen, in deren

Gesellschaft du dich sehr wohl befinden würdest. Sie sehen mich nicht, ohne mich zu fragen: was macht Ihre Schwester? Und warum kömmt sie nicht her? Meine Antwort an den Minister ist: es ist mir nicht so gut gegangen, als Ihnen; und ich kann sie nicht, wie Sie, in meinem Hause bei mir sehn. Auch in andre Häuser, als z. B. beim geh. Staatsrath Staegemann, würde ich dich einführen können, dessen du dich vielleicht, von Königsberg her, erinnerst. Ich habe der Königinn, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade, und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein. Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der Brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königinn übergeben werden. Was sich aus allem diesen machen läßt, weiß ich noch nicht; ich glaube es ist eine Hofcharge; das aber weiß ich, daß du mir von großem Nutzen sein könntest. Denn wie manches könntest du, bei den Altensteinschen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Minister zu sagen, schwer, ja unmöglich fällt. Doch ich verlange gar nicht, daß du auf diese Hoffnungen etwas giebst; du müßtest auf nichts, als das Vergnügen rechnen, einmal wieder mit mir, auf einige Monate, zusammen zu sein. Aber freilich müßte die Frage, ob du überhaupt Pommern verlassen willst, erst abgemacht sein, ehe davon, ob du nach Berlin kommen

willst, die Rede sein kann. Wie glücklich wäre ich, wenn du einen solchen Entschluß fassen könntest! Wie glücklich, wenn ich deine Hand küssen, und dir über tausend Dinge Rechenschafft geben könnte, über die ich jetzt dich bitten muß, zu schweigen. Adieu, grüße Fritzen und Stojentin, und antworte bald deinem

H. v. Kl.

## 141. An Sophie Sander

[Berlin, Frühjahr 1810.]

Meine liebste Freundinn,

Nun werde ich einmal Ihre Freundschafft auf die Probe stellen und sehen, ob Sie mir böse werden, wenn ich heute Abend nicht komme. Ich werde morgen herankommen, und Ihnen sagen, welch' ein ganz unvermeidliches Geschäfft, dem Sie selbst dies Beiwort zugestehen werden, mich davon abgehalten hat und wenn Sie mir, liebste, beßte Freundinn, ein krauses Gesicht ziehn und mir böse sind, so erinnere ich Sie an den Vertrag, den wir beide miteinander abgeschlossen haben.

H. v. Kleist.

## 142. An Johann Friedrich Cotta

Aus Ew. Wohlgebohren Schreiben vom 22. Feb. d. ersehe ich, daß Dieselben das Käthchen von Heilbronn, im Laufe dieses Jahres, nicht drucken können. Da mir eine so lange Verspätung nicht zweckmäßig scheint, so muß ich mich um einen anderen Verleger bemühen,

und ich bitte Ew. Wohlgeb. ergebenst, mir das Manuscript mit der Post zuzuschicken.

Berlin, d. 1. Aprill, 1810. Heinrich v. Kleist.
Mauerstraße, N. 53.

## 143. An Wilhelm Reuter

Ew. Wohlgebohren

muß ich bemerken, daß Herr von Schlotheim nunmehr unfehlbar geschrieben haben würde, wenn er es für nöthig gehalten hätte. Ich bitte also ganz ergebenst, wegen Auszahlung der 22 Pränumerationsscheine, in deren Besitz ich bin, keine Schwierigkeiten zu machen. Ew. Wohlgebohren bitte ich zu erwägen, daß, da die Pränumerationsscheine auf den Vorzeiger lauten, der Umstand, von wem ich sie habe, eigentlich ganz gleichgültig ist, und daß es mithin gar keiner Anweisung, von Seiten des Herrn von Schlotheim, bedarf.

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Berlin, d. 8. Aprill, 1810 H. v. Kleist
Mauerstraße, N. 53.

## 144. An Wilhelm Reuter

Ew. Wohlgebohren

muß ich ergebenst bitten, den Brief an H. v. Schlotheim selbst zu bestellen, indem ich in diesem Augenblick keine Gelegenheit weiß, die ihn nach Gotha mitnehmen könnte. Überdies ist es nicht wahrscheinlich, daß derselbe, auf irgend eine Weise,

in Ihrer Schuld stehen wird, zu einer Zeit, da er mir zu wiederholten Malen, eine Forderung an Sie überläßt. Ist er es gleichwohl, so wird es bei der anerkannten Rechtschaffenheit desselben, nichts bedürfen, als einer Darlegung Ihrer Ansprüche, um sie erfüllt zu sehen, ohne daß es nöthig wäre, diese Sache mit den Pränumerationsscheinen, in deren Besitz ich stehe, zu vermischen.

Ew. Wohlgebohren bitte ich daher ganz ergebenst um eine bestimmte und unumwundene Erklärung, ob Dieselben die Pränumerationsscheine honoriren wollen oder nicht?

Mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

Berlin, d. 16. Aprill 1810 — ergebenster

Mauerstraße N. 53. — H. v. Kleist

## 145. An Wilhelm Reuter

Ew. Wohlgebohren

überschicke ich einen Brief des H. v. Schlotheim, und bitte Dieselben, mich gefälligst von dem, was Sie darauf beschließen, zu benachrichtigen.

Berlin, d. 8. Mai, 1810. — Dero

Mauerstraße N. 53. — ergebenster

H. v. Kleist

## 146. An Rahel Levin

Liebe, warum sind Sie so repandirt? Eine Frau, die sich auf ihren Vortheil versteht, geht nicht aus

dem Hause; da erst gilt sie Alles, was sie kann und soll. Doch, machen Sie das mit Ihrem Gewissen aus. Ein Freund vom Hause läßt sich nicht abschrecken, und ich bin Sonnabend, noch vor Sonnabend, vielleicht noch heute, bei Ihnen. H. v. Kleist

[Berlin,] d. 16. [Mai? 1810.]

## 147. An Georg Andreas Reimer

Lieber Herr,

Wollen Sie mein Drama, das Käthchen von Heilbronn, zum Druck übernehmen? Es ist den 17. 18. und 19. März, auf dem Theater an der Wien, während der Vermählungsfeierlichkeiten, zum Erstenmal gegeben, und auch seitdem häufig, wie mir Freunde sagen, wiederholt worden. Ich lege Ihnen ein Stück, das, glaube ich, aus der Nürnberger Zeitung ist, vor, worin deßen Erwähnung geschieht. Auch der Moniteur und mehrere andere Blätter, haben darüber Bericht erstattet. Die hiesige Zeitungsredaction hat den inliegenden Artikel abgedruckt, und von ihr ist es, daß ich ihn erhalten habe.

Ihr gehorsamster
H. v. Kleist. Berlin
d. 10. August 10.

## 148. An Georg Andreas Reimer

[Berlin, 11. August 1810.]

Hier erfolgt das Käthchen von Heilbronn. Ich wünsche,

1) zu Montag früh Bescheid,

2 hübschen Druck und daß es auf die Messe kömmt;
3 Honorar überlasse ich Ihnen, wenn es nur gleich gezahlt wird. H. v. K.

## 149. An Georg Andreas Reimer

[Berlin, 12. August 1810.]

In den Heften, liebster Reimer, die Sie mir geschickt haben, finde ich die Erzählung nicht. Es ist mir höchst unangenehm, daß Ihnen diese Sache so viel Mühe macht. Hierbei erfolgt inzwischen die Marquise von O . . . . — Was das Käthchen betrifft, so habe ich, meines Wissens, gar keine Forderung gethan; und wenn ich wiederhole, daß ich es ganz und gar Ihrem Gutbefinden überlasse: so ist das keine bloße Redensart, durch welche, auf verdeckte Weise, etwas Unbescheidenes gefordert wird; sondern, da ich gar wohl weiß, wie es mit dem Buchhandel steht, so bin ich mit 80, ich bin mit 60 Thalern völlig zufrieden. Wenn es nur für diese Messe gedruckt wird.

Ihr H. v. Kleist.

## 150. An August Wilhelm Iffland

Wohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Director!

Ew. Wohlgebohren haben mir, durch H. Hofrath Römer, das, auf dem Wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, zur Aufführung gebrachte Stück, das Käthchen von Heilbronn, mit der Äußerung zurückgeben lassen: es gefiele Ihnen nicht.

Es thut mir Leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Ew. Wohlgebohren wahrscheinlich besser gefallen haben. Ich bin mit der vorzüglichsten Hochachtung,

Ew. Wohlgebohren,
ergebenster
Heinrich von Kleist.

Berlin, d. 12. August, 1810.
Mauerstraße N. 53.

## 151. An Georg Andreas Reimer

Mein lieber Freund,

Die Zeiten sind schlecht, ich weiß, daß Sie nicht viel geben können, geben Sie, was Sie wollen, ich bin mit Allem zufrieden, nur geben Sie es gleich. — Ihre Erinnerungen sollen mir von Herzen willkommen sein.

H. v. Kleist.
[Berlin,] d. 13. August 1810.

## 152. An Georg Andreas Reimer

[Berlin, Ende August 1810.]

Lieber Herr.

Ich schicke Ihnen das Fragment vom Kohlhaas, und denke, wenn der Druck nicht zu rasch vor sich geht, den Rest, zu rechter Zeit, nachliefern zu können. Es würde mir lieb sein, wenn der Druck so wohl ins Auge fiele, als es sich, ohne weiteren Kostenaufwand, thun läßt, und schlage etwa den Persiles vor.

Der Titel ist: Moralische Erzählungen von Heinrich von Kleist.

Ihr
treuer und ergebener
H. v. Kl.

## 153. An Georg Andreas Reimer

[Berlin,] 2. September [1810]

Kleist bittet Reimer, „falls er Anstoß nehmen sollte bei ganzen Worten und Wendungen", um Rücksendung der Revisionsbogen des „Käthchen von Heilbronn".

## 154. An Georg Andreas Reimer

Mein lieber Freund Reimer,

Ich bitte um Geld, wenn Sie es entbehren können; denn meine Casse ist leer. — Die Nummern vom Morgenblatt sind 217 bis 221, Septb. 1807.

H. v. Kleist.

[Berlin] d. 4. Sept. 10.

## 155. An Achim v. Arnim

Machen Sie doch den Brentano wieder gut, liebster Arnim, und bedeuten Sie ihm, wie unpassend und unfreundlich es ist, zu so vielen Widerwärtigkeiten, mit welchen die Herausgabe eines solchen Blattes verknüpft ist, noch eine zu häufen. Ich erinnere mich genau, daß ich Sie, während meiner Unpäßlichkeit, um einer undeutlichen Stelle willen, die Einer Ihrer Aufsätze enthielt, zu mir rufen ließ, und daß Sie, in seiner Gegenwart, gesagt haben: Freund, mit dem, was wir Euch schicken, macht, was Ihr wollt; der-

gestalt, daß ich noch einen rechten Respekt vor Euch bekam, wegen des tüchtigen Vertrauens, daß das, was Ihr schreibt, nicht zu verderben, oder Euer Ruhm mindestens, falls es doch geschähe, dadurch nicht zu verletzen sei. Wie ich mit dem verfahre, worunter Ihr Euren Namen setzt, das wißt Ihr; was soll ich aber mit Euren anderen Aufsätzen machen, die es Euch leicht wird, lustig und angenehm hinzuwerfen, ohne daß Ihr immer die nothwendige Bedingung, daß es kurz sei, in Erwägung zieht? Hab' ich denn einen bösen Willen dabei gehabt? Und wenn ich aus Irrthum gefehlt habe, ist es bei einem solchen Gegenstande werth, daß Freunde Worte deshalb wechseln? — Und nun zum Schluß: werd' ich die Composition v. Fräul. Bettine erhalten? Weder daran, noch sonst an irgend etwas, das mir jemals wieder ein Mensch zuschickt, werde ich eine Silbe ändern. Guten Morgen!

H. v. Kleist

[Berlin,] d. 14. Oct. [1810.]

## 156. An Christian Freiherrn v. Ompteda

Berlin, d. 24. Novbr. 10.
Mauerstraße Nr. 53.

Ew. Hochwohlgebohren Aufsatz: Über die neueste Lage von Großbrittanien sende ich Denenselben gedruckt und von der Censur durchstrichen zurück. Diese zwei Striche kommen mir vor, wie zwei Schwerdter, kreuzweis durch unsere theuersten und heiligsten Interessen gelegt. Es würde vergeblich sein, Ihnen den Zustand von triumphirender Freude und

Rührung zu schildern, in welchen die Lesung dieses ganz meisterhaften Aufsatzes, und besonders sein erhabener Schluß mich und alle die Meinigen (denn es coursiren schon mehrere Abschriften davon) versetzt hat. Und indem ich Ew. Hochwohlgebohren ganz gehorsamst bitte, mir eine Gelegenheit zu verschaffen, Denenselben die Gefühle von Hochachtung und Freundschafft, die ich für Sie empfinde, mündlich äußern zu können, unterschreibe ich mich

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster

H. v. Kleist.

## 157. An Christian Freiherrn v. Ompteda

Ew. Hochwohlgebohren

habe ich, in Erwiederung auf Ihr gefälliges Schreiben vom 1. d. die Ehre anzuzeigen, daß H. A. Müller nicht der Verfasser der Bemerkungen usw. ist. Dieser Aufsatz ist mir, gleich nach Erscheinung Ihrer Fragmente, zugestellt worden, und nur der außerordentliche Andrang von Manuscripten verhinderte, ihn aufzunehmen. Der Verfasser ist mir, und allen meinen Freunden, gänzlich unbekannt; er unterschreibt sich mit einem W. — Demnach, Ihrem bestimmt ausgesprochenen Wunsche gemäß, sende ich Ihnen den Aufsatz: Einige Worte usw. zurück; zu jeder Erklärung, die Sie für gut finden werden, stehen Ihnen die Abendblätter offen — auch haben sich schon Freunde von meiner Bekanntschafft daran gemacht, für Sie in die Schranken zu treten.

— Was den Aufsatz: Fragment eines Schreibens, betrifft, so hat derselbe meinen vollkommenen Beifall, wird auch, sobald es sich irgend thun läßt, nach einigen Erläuterungen, die ich mir von Ihnen selbst persönlich auszubitten, die Freiheit nehmen werde, eingerückt werden.

Mit der innigsten und vollkommensten Hochachtung,
Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster
Berlin, d. 2. Dec 10. H. v. Kleist.

## 158. An Karl August Freiherrn v. Hardenberg

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,
Höchstgebietender Herr Staatskanzler,

Ew. Excellenz haben, nach den Eröffnungen, die mir der Präsident der Polizei, H. Gruner, gemacht hat, die Gnade gehabt, in Bezug auf die von mir redigirten Berliner Abendblätter, zu äußern, daß Höchstdieselben nicht abgeneigt wären, diesem Institut, dessen Zweck Beförderung der, durch Ew. Excellenz, in diesem Augenblick, in einer so glücklichen Wendung begriffenen, vaterländischen Angelegenheiten ist, irgend eine zweckmäßige höhere Unterstützung angedeihen zu lassen. Die deshalb von mir bei dem Pol. Präsidenten, H. Gruner, gehorsamst eingereichten Vorschläge, werden ohne Zweifel Rücksprachen mannichfacher Art, mit den Chefs der dabei interessirten höheren Behörden, veranlassen. Da gleichwohl der Zeitpunct heranrückt, in welchem, für den Lauf des nächsten Quartals, eine erneuerte

Ankündigung dieses Journals erscheinen muß, und, falls Ew. Excellenz meinem Unternehmen günstig gestimmt sind, eben dies der Augenblick ist, in welchem Höchstdieselben dies. vorzugsweise huldreich bethätigen können: so unterstehe ich mich Ew. Excellenz unterthänigst um die Erlaubniß zu bitten, beifolgende kurze Anzeige, in welcher ich mich auf Ew. Excellenz ehrfurchtsvoll zu beziehen wage, in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen. Diese Gnade wird meinen sowohl, als den Eifer mehrerer der vorzüglichsten Köpfe dieser Stadt, mit welchen ich, zu dem besagten Zweck, verbunden zu sein die Ehre habe, auf das Lebhafteste befeuern; und mit der Versicherung, daß wir nur auf den Augenblick warten, da wir, durch Ew. Excellenz nähere Andeutungen oder Befehle, in den Stand gesetzt sein werden, die Weisheit der von Ew. Excellenz ergriffenen Maasregeln gründlich und vollständig dem Publico auseinander zu legen, habe ich, in der unbegränztesten Hochachtung, die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz,

Berlin, d. 3. Dec. 1810 unterthänigster

Mauerstraße N. 53. Heinrich von Kleist.

[Beilage.]

Ankündigung.

Durch die Gnade Sr. Excellenz des H. Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg, werden die zur Erhebung und Belebung des Antheils an den vaterländischen Angelegenheiten unternommenen, und mit dem Beifall des Publicums auf unerwartete Weise beehrten

von nun an officielle Mittheilungen, über alle bedeutenden, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffenden Ereignisse in dem ganzen Umfange der Monarchie enthalten. Pränumerationen für das nächstfolgende Quartal müssen vor dem 1. Jan. 1811 in der Expedition der Abendblätter eingehen, indem nur diejenige Zahl von Exemplaren, auf welche sich die Bestellung beläuft, gedruckt werden wird.

## 159. An Georg Andreas Reimer

Mein liebster Reimer,

Können Sie nicht die Gefälligkeit für mich haben, mir, für den Z[erbrochnen] K[rug] das Honorar, das Sie mir zugedacht haben, zu überschicken? Ich bin, wegen der Lage meines Abendblatts, in mancherlei Bedrängniß; die indirecte Zerstörung desselben ist völlig organisirt, man hat mir sogar angekündigt, daß man mir ein für allemal das Zeitungsbülletin, das ich darin aufnahm, streichen würde. Ich bin im Begriff, mich unmittelbar an den König zu wenden — doch davon denke ich Sie mündlich weitläufiger zu unterhalten. — Der Brief ist doch besorgt?

Ihr

H. v. Kleist

[Berlin,] d. 12. D[ec.] 10.

## 160. An Friedrich v. Raumer

Ew. Hochwohlgebohren habe ich die Ehre ganz gehorsamst anzuzeigen, daß Sr. Excellenz im Verlauf

der heutigen Audienz die Gnade gehabt haben, mir huldreich eine schriftliche Privatempfehlung, wegen zweckmäßiger Unterstützung der Abendblätter durch officielle Beiträge, sowohl bei Ihren Excellenzen, den H. Graf v. Golz und H. v. Kircheisen, als auch bei dem H. Geh. Staatsrath Sack, anzugeloben. Die Verabredung ist getroffen, daß ich mich, in Verfolg dieser gnädigsten Verwendung, selbst zu den resp. H. Ministern und Geh. Staatsräthen begeben, und das Wohlwollen und die Gefälligkeit derselben, in Betreff der Abendblätter, (grade so, wie, zu Anfang des Instituts, die Unterstützung des Pol. Präsidenten, H. Gruner) in Anspruch nehmen soll. Durch diese, die Interessen Sr. Excellenz sowohl, als die meinigen, auf's Glücklichste verbindende Maasregel, sind vorläufig alle meine Wünsche für die Abendblätter erfüllt; ich begehre nichts, als eine unabhängige Stellung zu behaupten, deren ich, zu meiner innerlichen Freude an dem Geschäfft, dem ich mich unterzogen habe, bedarf. Ew. Hochwohlgeb. ersuche ich nur ganz ergebenst, zur möglichst raschen Betreibung der Sache, mir irgend eine kurze, gütige Anzeige davon, sobald jene Empfehlungen an ihre Adresse erlassen sind, zukommen zu lassen. Und indem ich Sr. Excellenz das Versprechen anzunehmen bitte, daß ich nunmehr mit meiner Ehre für den Geist der Abendblätter, und für den Umstand, daß kein andrer Aufsatz, als der in Sr. Excellenz Interessen geschrieben ist, darin aufgenommen werden soll, hafte, behalte ich mir bevor, Ew. Hochwohlgebohren mündlich wegen der, zwischen uns im Drang mancher wiederwärtigen

Umstände, stattgehabten Misverständnisse innigst und herzlichst um Verzeihung zu bitten, und habe die Ehre zu sein,

Ew. Hochwohlgebohren

ergebenster

Berlin, d. 13. Dec. 10. H. v. Kleist.

## 161. An Friedrich v. Raumer

Ew. Hochwohlgebohren sage ich — unter gehorsamster Zurückschickung des Schreibens vom Präs. Gruner — für alle mir in Ihrem letzten Schreiben ertheilten gütigen Nachrichten meinen verbindlichsten Dank. Ich wußte wohl, daß die Strenge, die ich bei der Polizei erfuhr, von einem Misverständniß, herrührte, indem ich dieselbe, bei meinem guten und völlig reinen Willen, auf keine Weise verschuldet hatte.

Ew. Hochwohlgebohren lege ich folgenden für die Abendblätter bestimmten Aufsatz gehorsamst vor. Ich bitte mir überhaupt die Erlaubniß aus, alle, die Maasregeln Sr. Excellenz betreffenden Aufsätze, Ew. Hochwohlgebohren zur vorläufigen Durchsicht mittheilen zu dürfen.

Auch bringe ich hier noch einmal eine Bitte gehorsamst zur Sprache, deren Gewährung mir alle andern Wünsche, die, unter dem Drang der Verhältnisse haben unerfüllt bleiben müssen, vergütigen und ersetzen kann: nämlich Ew. Hochwohlgebohren persönliche Theilnahme an dem Journal, und Beschenkung der Abendblätter mit den vortrefflichen Aufsätzen, welche Dieselben bisher in die Zeitungen haben einrücken lassen.

Ew. Hochwohlgebohren denke ich, zur Erörterung

sowohl dieses als mancher andern Puncte, heute zwischen 2 und 4 Uhr aufzuwarten. H. v. Kleist

[Berlin,] d. 15. D[ec.] 10.

N. S.

So eben erhalte ich folgendes Schreiben von H. A. Müller. Er will, daß der Aufsatz, der darin enthalten ist, noch heute gedruckt werde; aber zum Theil ist dies unmöglich, zum Theil auch habe ich mir vorgenommen, alle dergleichen Aufsätze Ew. Hochwohlgeb. vorzulegen. Demnach thue ich etwas, was ich vielleicht bei meinem Freunde nicht verantworten kann: ich schicke Ew. Hochwohlgebohren das Schreiben originaliter zu, obschon es sein bestimmt ausgesprochner Wille ist, daß sein Name verschwiegen bleibe. Meine Absicht ist, Ew. Hochwohlgeb. mit der innerlichen Stellung seines Gemüths, gegen die Maasregeln sowohl als die Person Sr. Exc. bekannt zu machen; das Ganze ist, wie Sie sehen, eine bloß freundschafftliche Ergießung, die keineswegs bestimmt war, zu officieller Wissenschafft zu gelangen. — Ew. Hochwohlgeb. brauche ich nicht um immerwährendes Stillschweigen über diesen Punct zu bitten.

H. v. Kl

## 162. An August Friedrich Ferdinand Graf v. d. Goltz

Hochgebohrner Graf,

Hochgebietender Herr Staatsminister,

Ew. Excellenz haben dem Präsidenten der Polizei, H. Gruner, aufgegeben, die Aufnahme politischer Ar-

tikel in den Abendblättern nicht zuzulassen. Da H. v. Raumer willends ist, in diesem Journal mehrere Fragen, die Maasregeln Sr. Excellenz des H. Staatskanzlers anbetreffend, zu beantworten und zu erörtern, und demselben daher ein möglichst großer Wirkungskreis, wozu obiger Artikel nicht wenig beträgt, zu wünschen ist: so unterstehe ich mich, Ew. Excellenz unterthänigst um die Aufhebung besagter obigen höchsten Anordnung zu ersuchen. Ew. Excellenz bitte ich gehorsamst das Versprechen anzunehmen, daß ich selbst, mit der größten Gewissenhaftigkeit, über die politische Unschädlichkeit dieses Artikels wachen werde. Und indem ich mir vorbehalte, Ew. Excellenz Gnade, die Abendblätter anbetreffend, noch in mehreren anderen Puncten, in einer persönlichen unterthänigen Aufwartung in Anspruch zu nehmen, habe ich, in unbegränzter Hochachtung, die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 15. Dec. 1810. unterthänigster

Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

## 163. An Wilhelm Römer

Lieber Hofrath

Von dem Absatz, den das Blatt im Publico finden wird, überzeugt, bin ich mit Ihren Bedingungen zufrieden. Ich bitte mir nur noch, außer dem Stipulirten, 50 Rthlr sogleich als Vorschuß aus, wofür ich Ihnen, unabhängig von dem ganzen Contract, verpflichtet bleiben will. Was aber die Hauptsache ist, ist, daß Sie von Hitzig die Auflage übernehmen, mir

fehlt es an aller Kenntniß, und Sie würden mir ja doch denselben Preis zurückzahlen müssen. Sehen Sie hier nur 20 oder 30 Rthlr nicht an, die Unternehmung ist gut, und verspricht einen weiten Wirkungskreis. Ich gehe zu Kuhn, der mir auch Vorschläge hat machen lassen, und komme alsdann zu Ihnen heran.

Ihr

H. v. Kleist

[Berlin,] d. 17. D[ec. 1810].

## 164. An Friedrich Schulz

Liebster Schulz,

Wenn Sie morgen zu Kuhn gehen, um die Richtigkeit der Unterschriften zu bescheinigen, so wünsche ich zwar, daß Sie die Unschicklichkeit seiner Einmischung in die Redaction zur Sprache brächten; von einer Abtretung der ganzen Redaction aber an ihn, bitte ich noch nichts zu erwähnen, weil sich die Schwierigkeiten bei der Censur hoffentlich legen werden. — Hauptsächlich aber fordre ich Sie auf, Ihr Versprechen wegen förmlicher Übernahme des Theaterartikels in Erfüllung zu bringen. Ich wünsche, daß Sie die Sache als einen zwischen uns bestehenden Vertrag betrachten mögten; und indem ich Sie nun bitte, mir das Honorar, mit welchem ich Ihnen verhaftet sein soll, anzugeben, unterschreibe ich mich

Ihren

H. v. Kleist

[Berlin,] d. 1. Jan. 11.

## 165. An Georg Andreas Reimer

Ich bitte, lieber Reimer, mir 2 Ex. meiner Erzählungen zu überschicken und auf Rechnung zu setzen.

H. v. Kleist.

[Berlin,] d. 12. Jan. 11.

## 166. An Karl August Freiherrn v. Hardenberg

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz habe ich die Ehre ganz unterthänigst anzuzeigen, daß sich ein solches halb-ministerielles Blatt, als ich, in diesem Augenblick, in Zwecken der Staatskanzlei, redigiere, sich, auf keine Weise, ohne bestimmte Unterstützung mit officiellen Beiträgen, halten kann. Der Absatz ist unter dem Mittelmäßigen; und ich erlebe die verdrießliche Sache, daß mein Buchhändler, wegen Ausbleibens dieser Beiträge, in meine Befugniß, sie ihm zu versprechen, Mistrauen setzt: er tritt von dem zwischen uns abgeschlossenen Contract, der ihm eine Verbindlichkeit von 800 Thlrn jährliches Honorar gegen mich auferlegt, zurück, und fordert noch obenein, wegen nicht gedeckter Verlagskosten, ein Entschädigungsquantum von mir von 300 Thlrn. So bestimmt ich nun auch, zu Anfang dieser Unternehmung, auf die mir gnädigst angebotene Geldvergütigung Verzicht leistete, so bin ich doch, da die Sache gescheitert ist, gänzlich außer Stand, diesen doppelten, beträchtlichen Ausfall zu tragen. Ew. Excellenz stelle ich anheim,

ob Höchstdieselben mich der Nothwendigkeit, mit meinem Buchhändler, wegen des besagten Contracts, einen Proceß führen zu müssen, gnädigst überheben wollen; und indem ich, zu diesem Zweck, gehorsamst vorschlage, entweder das Abendblatt, für das laufende Jahr, durch ein Capital so zu fundieren, daß meinem Buchhändler die Kosten gedeckt werden, oder aber, falls dies nicht Ihren Absichten gemäß sein sollte, die Deckung der obigen in Streit begriffenen 1100 Thlr zu übernehmen, habe ich, in der tiefsten Hochachtung, die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 13. Febr. 1811. unterthänigster

H. v. Kleist.

## 167. An Friedrich v. Raumer

Ew. Hochwohlgebohren habe ich die Ehre anzuzeigen, daß ich die Zugrundrichtung des Abendblatts ganz allein Ihrem Einfluß, und der Empfindlichkeit über die Verachtung zuschreibe, mit welcher ich, bei unsrer ersten Zusammenkunft, Ihr Anerbieten, Geld für die Vertheidigung der Maasregeln Sr. Excellenz anzunehmen, ausgeschlagen habe. Es ist kein Grund mehr für mich vorhanden, meinen Unwillen über die unglaubliche und unverantwortliche Behandlung, die mir widerfahren ist, zurückzuhalten; und indem ich Ew. Hochwohlgebohren anzeige, daß wenn Dieselben nicht Gelegenheit nehmen, Sr. Excellenz, noch vor Aufhören des Blattes, welches in diesen Tagen erfolgen soll, von der Gerechtigkeit meiner Entschädigungsforde-

rung zu überzeugen, ich die ganze Geschichte des Abendblatts im Ausland drucken lassen werde, habe ich die Ehre zu sein,

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster

Berlin, d. 21. Feb. 11. H. v. Kleist

## 168. An Karl August Freiherrn v. Hardenberg

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz nehme ich mir die Freiheit, inliegende Abschrift eines Schreibens an den H. v. Raumer zu überschicken, mit der gehorsamsten und unterthänigsten Bitte, die Meinung desselben, in der Sache des Abendblatts, nicht mehr zu Rathe zu ziehn. Ich unterstehe mich, gegen die mir von Ew. Excellenz, in Ihrem gnädigsten Schreiben vom 18. d. gemachten Äußerungen einige ehrfurchtsvolle Vorstellungen zu machen. Ein Blatt ist allerdings ein halb-ministerielles zu nennen, das, nach bestimmten Verabredungen mit dem Ministerio, geschrieben wird, und in Allem, was Gesetzgebung und Finanzverwaltung betrifft, unter seiner speciellen Aufsicht steht. Nur ein Ununterrichteter kann sagen, daß ich in der Herausgabe dieses Blattes nicht beschränkt worden sei, da die außerordentlichen Maasregeln, die mich genöthigt haben, den ganzen Geist der Abendblätter umzuändern, nur zu wohl bekannt sind. Was endlich die mir angebotene Pension betrifft, so lasse ich Ew. Excellenz Meinung, wie es

sich von selbst versteht, ehrfurchtsvoll dahingestellt sein; H. v. Raumers Meinung aber, in unsrer ersten, auf Befehl Ew. Excellenz abgehaltenen Konferenz, war, daß ich diese Pension für das Geschäft der Führung dieses Blattes beziehen sollte: wie ich mir auch die Freiheit genommen habe, ihm dies in dem beifolgenden Billet, worauf ich seine Antwort erwarte, zu äußern. Ew. Excellenz werden das Versehen, womit in dem Abendblatte einmal bewußtlos gegen die Interessen der Staatskanzlei angestoßen worden ist, bei so vielem guten Willen von meiner Seite, es wieder gut zu machen, nicht so streng ahnden; und indem ich nochmals auf mein unterthänigstes Entschädigungsgesuch zurückkomme, und inständigst bitte, mich durch einen Bescheid, gnädiger als den erhaltenen, vor der Prostitution zu sichern, welche sonst unfehlbar eintreten würde, das Blatt unmittelbar, noch vor Ablauf des Vierteljahrgangs, aufhören lassen zu müssen, habe ich die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 22. Feb. 1811. unterthänigster

H. v. Kleist.

## 169. An Friedrich v. Raumer

Ew. Hochwohlgebohren zeige ich ergebenst an, daß ich dem H. Staatskanzler, am heutigen Morgen, eine Abschrift meines gestern an Sie erlassenen Schreibens zugeschickt, und Demselben, mit der Bitte, Sie ferner nicht, in der Sache des Abendblatts, zu Rathe zu ziehen, nochmals die Gerechtigkeit meines Entschädi-

gungsgesuchs auseinander gelegt habe. Da ich Sr. Excellenz nun, zur Begründung meines Anspruchs, versichert habe, daß Ew. Hochwohlgebohren mir, bei unsrer ersten Zusammenkunft, die in Rede stehende Geldvergütigung zu einer, den Zwecken der Regierung, gemäßen, Führung des Blattes, und als eine Entschädigung für das dabei gebrachte Opfer der Popularität, angeboten haben: so bitte ich mir, wegen der Stelle, in Ihrem so eben empfangenen Billet, welche diesem Umstand zu widersprechen scheint, eine Erklärung aus. Ew. Hochwohlgebohren fühlen von selbst, daß ich, zu so vielen Verletzungen meiner Ehre, die ich erdulden muß, vor Sr. Excellenz nicht noch als ein Lügner erscheinen kann; und indem ich Denenselben anzeige, daß ich im Fall einer zweideutigen oder unbefriedigenden Antwort, Dieselben um diejenige Satisfaction bitten werde, die ein Mann von Ehre in solchen Fällen fordern kann, habe ich die Ehre zu sein,

Ew. Hochwohlgebohren

Berlin, d. 22. Feb. 11. gehorsamster

H. v. Kleist.

## 170. An Friedrich v. Raumer

Ew. Hochwohlgebohren nehme ich mir die Freiheit, die, in Ihrem heutigen Billet, unerledigt gebliebene Frage:

„ob Dieselben mir, Behufs einer den Zwecken der Staatskanzlei gemäßen Führung des Blattes, ein Geldanerbieten gemacht haben?"

noch einmal vorzulegen. Und mit der Bitte, mir die-

selbe, binnen 2 mal 24 Stunden, mit: Ja, oder: Nein; zu beantworten, habe ich die Ehre zu sein,

Ew. Hochwohlgebohren,

Berlin, d. 26. Febr. 11. gehorsamster

H. v. Kleist.

## 171. An Karl August Freiherrn v. Hardenberg

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz unterstehe ich mich, nicht ohne einige Schüchternheit, noch einmal, in der Entschädigungssache des Abendblatts, in welcher ich unglücklich genug gewesen bin, mir höchst Ihre Ungnade zuzuziehen, mit einer Vorstellung zu nahn. H. v. Raumer ist von mir, diese Sache betreffend, mit solchen Erläuterungen versehen worden, die, wie ich nicht zweifle, alle Misverständnisse, welche darüber, durch mancherlei Umstände veranlaßt, obgewaltet haben mögen, zerstreuen werden. Ew. Excellenz ersuche ich demnach, in der tiefsten Ehrfurcht, ihn, auf eine kurze Viertelstunde, darüber anzuhören; und indem ich die Versicherung anzunehmen bitte, daß diesem Wunsch keine andere Absicht zum Grunde liegt, als Rechtfertigung meiner Schritte vor den Augen Ew. Excellenz und Rückkehr in Ew. Excellenz mir über Alles theure und unschätzbare Huld und Gnade, ersterbe ich,

Ew. Exzellenz,

Berlin, d. 10. März, 1811. unterthänigster

H. v. Kleist.

## 172. An Friedrich v. Raumer

Ew. Hochwohlgebohren nehme ich mir, unter Abstattung meines gehorsamsten und innigsten Dankes für die, durch Ihre gütige Vermittelung erfolgte Beseitigung der stattgefundenen Misverhältnisse, die Freiheit, inliegendes Schreiben an Se. Excellenz, den H. Staatskanzler, zu überschicken. Ich unterstehe mich, Sr. Excellenz darin, mit Übergehung der ganzen bewußten Entschädigungssache, als einen bloßen Beweis ihrer Gnade, um Übertragung der Redaction des kurmärkischen Amtsblatts zu bitten. Ew. Hochwohlgebohren ersuche ich ganz ergebenst, im Vertrauen auf Ihre edelmüthige Vergebung alles Vorgefallenen, diese Sache zur Befriedigung aller Interessen in Schutz zu nehmen; und in der Überzeugung, daß, in Rücksicht des großen Verlustes, den ich erlitten, meine Bitte, falls ihr nicht unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen, erfüllt werden wird, habe ich die Ehre, mit der vollkommensten und herzlichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Hochwohlgebohren,

Berlin, d. 4. Aprill 11. gehorsamster

H. v. Kleist.

## 173. An Georg Andreas Reimer

[Berlin, Ende April 1811.]

Ich bitte um die Gefälligkeit, mein theuerer Freund, mir ein Exemplar des zerbrochenen Kruges auf Velin zu überschicken, oder aber, falls Sie heut nicht

zu Hause sein sollten, es so zurecht zu legen, daß es morgen abgeholt werden kann.

H. v. Kleist.

## 174. An Friedrich de la Motte Fouqué

Mein liebster Fouqué,

Ihre liebe, freundliche Einladung nach Nennhausen hinaus zu kommen, und daselbst den Lenz aufblühen zu sehen, reizt mich mehr, als ich es sagen kann. Fast habe ich ganz und gar vergessen, wie die Natur aussieht. Noch heute ließ ich mich, in Geschäfften, die ich abzumachen hatte, zwischen dem Ober- und Unterbaum, über die Spree setzen; und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräusch der Wellen, die Winde, die mich anwehten, es gieng mir eine ganze Welt erloschener Empfindungen wieder auf. Inzwischen macht mir eine Entschädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts, an den Staatskanzler gerichtet habe, und die ich gern durchsetzen mögte, unmöglich, Berlin in diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler hat mich, durch eine unerhörte und ganz willkührliche Strenge der Censur, in die Nothwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der Abendblätter in Bezug auf die öffentl. Angelegenheiten, umzuändern; und jetzt, da ich, wegen Nichterfüllung aller mir deshalb persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen, auf eine angemessene Entschädigung dringe: jetzt läugnet man mir, mit erbärmlicher diplomatischer List, alle Verhandlungen, weil sie nicht schriftlich gemacht worden

sind, ab. Was sagen Sie zu solchem Verfahren, liebster Fouqué? Als ob ein Mann von Ehre, der ein Wort, ja, ja, nein, nein, empfängt, seinen Mann dafür nicht eben so ansähe, als ob es, vor einem ganzen Tisch von Räthen und Schreibern, mit Wachs und Pettschafft, abgefaßt worden wäre? Auch bin ich, mit meiner dummen deutschen Art, bereits eben so weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich besitze eine Erklärung, ganz wie ich sie wünsche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung, von den Händen des Staatskanzlers selbst. — Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin, welches geschehen soll, sobald diese Sache ein wenig ins Reine ist. — Müllers Buch, das ich damals, als Sie hier waren, besaß, mußte mir unseeliger Weise bald darauf Marwitz aus Friedersdorff abborgen. Er nahm es, um es zu studieren, nach seinem Gute mit, und hat es noch bis diese Stunde nicht zurückgeschickt. Inzwischen habe ich schon Anstalten gemacht, es wieder zu erhalten; und ich hoffe es Ihnen, Behufs Ihrer freundschaftlichen Absicht, durch Frh. v. Luck zuschicken zu können. Erinnern Sie das Volk daran, daß es da ist; das Buch ist eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit, die sie einengt, nur langsam wie eine Wurzel den Felsen, sprengen können; nicht par explosion. — Was schenken Sie uns denn für diese Messe? Wie gern empfienge ich es von Ihnen selbst, liebster Fouqué; ich meine, von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtisch, in der Umringung Ihrer theuren Familie! Denn die Erscheinung, die am meisten, bei

der Betrachtung eines Kunstwerks, rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigenthümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet. — Nehmen Sie gleichwohl das Inliegende, wenn Sie es in diesem Sinne lesen wollen, mit Schonung und Nachsicht auf. Es kann auch, aber nur für einen sehr kritischen Freund, für eine Tinte meines Wesens gelten; es ist nach dem Tenier gearbeitet, und würde nichts werth sein, käme es nicht von Einem, der in der Regel lieber dem göttlichen Raphael nachstrebt. Adieu! Es bleibt grade noch ein Platz zu einem Gruß an Fr. v. Briest, den ich hiermit gehorsamst bestelle. H. v. Kleist, d. 25. Aprill 1811.

## 175. An Karl August Freiherrn v. Hardenberg

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, als ein Zeichen meiner innigsten Verehrung beifolgendes, so eben auf der Messe von mir erschienenes Werk, ehrfurchtsvoll zu überreichen. Ich würde mein schönstes Ziel erreicht haben, wenn ich im Stande wäre, dadurch eine Stunde der kostbaren Muße Ew. Excellenz zu erheitern, und wenn mir der Beifall eines Mannes zu Theil würde, der, neben der Kunst zu regieren, sich zugleich als einen der einsichtsvollsten Kenner der Kunst, welche Melpomene lehrt, bewährt hat.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ew.

Excellenz den empfindlichen Verlust, den ich durch das Aufhören der Abendblätter erlitten habe, und mein gehorsamstes Gesuch um Entschädigung wieder in unterthänigste Erinnerung zu bringen. Ich fühle, wie verletzend von mancher Seite die erneuerte Berührung dieser Sache sein mag; aber die gänzliche Unfähigkeit, jenen Ausfall, auf dem meine Existenz basirt war, zu ertragen, zwingt mich, Ew. Excellenz Gnade und Gerechtigkeit von Neuem wieder in Anspruch zu nehmen. Es ist nicht nur H. Regierungsrath v. Raumer, sondern auch früherhin schon, und in weit bestimmteren und weitläufigeren Eröffnungen, der Staatsrath, H. Gruner, der mir, im Namen Ew. Excellenz, Behufs einer in ihrem Geiste gänzlich veränderten Führung des Blattes, ein Geldanerbieten gemacht haben. Die officiellen Beiträge sollten bloß statt dieser Geldunterstützung, die ich ehrfurchtsvoll ablehnte, gelten, um den verminderten Absatz, der wegen geringerer Popularität zu fürchten war, zu decken, und der, durch das Ausbleiben dieser Beiträge späterhin erfolgte Untergang des Blattes, ist demnach ein ganz allein durch das Verschulden der Staatskanzlei über mich gebrachter Verlust. Ew. Excellenz selbst, indem Sie den mir in Ihrem gnädigsten Schreiben vom 26. Februar d. J., über meine Entschädigungsforderung geäußerten Unwillen, durch Ihr huldreiches Schreiben vom 11. März, zurücknehmen und für ein Misverständniß erklären, scheinen dies zu empfinden; und Höchstdieselben sind zu gerecht, als daß Sie meine Befugniß, eine Entschädigung zu fordern, anerkennen sollten, ohne über

diese Entschädigung selbst irgend etwas gnädigst zu verfügen. Ew. Excellenz ersuche ich ganz unterthänigst um die Gewogenheit, mich auf eine, meinen Verhältnissen angemessene Weise, im Königl. Civildienst anzustellen, oder aber, falls sich eine solche Anstellung nicht unmittelbar, wie sie mit meinen übrigen litterarischen Zwecken paßt, ausmitteln lassen sollte, mir wenigstens unmittelbar ein Wartegeld auszusetzen, das, statt jenes beträchtlichen Verlusts, als Entschädigung gelten kann. Ich glaube zu Ew. Excellenz das Vertrauen haben zu dürfen, mit diesem gehorsamsten Gesuch, dessen Verweigerung mich aller Mittel, ferner im Vaterlande zu bestehen, berauben würde, keine Fehlbitte zu thun, und ersterbe, in Erwartung einer baldigst huldreichen Antwort, in der tiefsten und vollkommensten Ehrfurcht,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 6. Juni, 1811. unterthänigster
Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

## 176. An Henriette Hendel-Schütz?

[Berlin, Mitte Juni 1811.]

Müllers Abreise hat mich in große Einsamkeit versetzt. Er war es eigentlich, [auf dessen Antrieb] ich mich vor nun ungefähr einem Jahre wieder in Berlin niederließ . . .

## 177. An Friedrich Wilhelm III.

Großmächtigster,

Allergnädigster König und Herr,

Ew. Königlichen Majestät erhabenem Thron unterstehe ich mich, in einem Fall, der für mein ferneres

Fortkommen im Vaterlande von der höchsten Wichtigkeit ist, mit folgender unterthänigsten Bitte um allerhöchste Gerechtigkeit, zu nahen. Se. Excellenz, der H. Staatskanzler, Freiherr v. Hardenberg, ließen mir, im November vorigen Jahres, bei Gelegenheit eines in dem Journal: das Abendblatt, enthaltenen Aufsatzes, der das Unglück hatte, denenselben zu misfallen, durch den damaligen Präsidenten der Polizei, H. Gruner, und späterhin noch einmal wiederholentlich durch den H. Regierungsrath von Raumer, die Eröffnung machen, daß man dies Institut mit Geld unterstützen wolle, wenn ich mich entschließen könne, dasselbe so, wie es den Interessen der Staatskanzlei gemäß wäre, zu redigiren. Ich, der keine anderen Interessen, als die Ew. Königlichen Majestät, welche, wie immer, so auch diesmal, mit denen der Nation völlig zusammenfielen, berücksichtigte, weigerte mich anfangs, auf dieses Anerbieten einzugehen; da mir jedoch, in Folge dieser Verweigerung, von Seiten der Censurbehörde solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, die es mir ganz unmöglich machten, das Blatt in seinem früheren Geiste fortzuführen, so bequemte ich mich endlich nothgedrungen in diesen Vorschlag: leistete aber in einem ausdrücklichen Schreiben an den Präsidenten, H. Gruner, vom 8. Dec. v. J. auf die mir angebotene Geldunterstützung ehrfurchtsvoll Verzicht, und bat mir bloß, zu einiger Entschädigung, wegen beträchtlich dadurch verminderten Absatzes, der zu erwarten war, die Lieferung officieller das Publicum interessirender Beiträge von den Landesbehörden aus. Von dem Augenblick an,

da Sr. Excellenz mir dies versprachen, gab das Blatt den ihm eignen Charakter von Popularität gänzlich auf; dasselbe trat unter unmittelbare Aufsicht der Staatskanzlei, und alle Aufsätze, welche die Staatsverwaltung und Gesetzgebung betrafen, giengen zur Prüfung des H. Regierungsraths von Raumer. Gleichwohl blieben jene officiellen Beiträge, ohne welche, bei so verändertem Geiste, das Blatt auf keine Weise bestehen konnte, gänzlich aus; und obschon ich weit entfernt bin, zu behaupten, daß Sr. Excellenz Absicht war, dies Blatt zu Grunde zu richten, so ist doch gewiß, daß die gänzliche Zugrundrichtung desselben, in Folge jener ausbleibenden officiellen Beiträge, erfolgte, und daß mir daraus ein Schaden von nicht weniger als 800 Thlrn jährlich erwuchs, worauf das Honorar mit meinem Verleger festgesetzt war. Wenn ich nun gleich, wie schon erwähnt, Anfangs jede Geldunterstützung gehorsamst von mir ablehnte, so war doch nichts natürlicher, als daß ich jetzt, wegen des Verlusts meines ganzen Einkommens, wovon ich lebte, bei Sr. Excellenz um eine Entschädigung einkam. Aber wie groß war mein Befremden, zu sehen, daß man jene Verhandlungen mit der Staatskanzlei, auf welche ich mich berief, als eine lügenhafte Erfindung von mir behandelte und mir, als einem Zudringlichen, Unbescheidenen und Überlästigen, mein Gesuch um Entschädigung gänzlich abschlug! Sr. Excellenz haben nun zwar, auf diejenigen Schritte, die ich deshalb gethan, in ihrem späterhin erfolgten Schreiben vom 18. Aprill d. J., im Allgemeinen mein Recht, eine

Entschädigung zu fordern, gnädigst anerkannt; über die Entschädigung selbst aber, die man mir durch eine Anstellung zu bewirken einige Hoffnung machte, ist, so dringend meine Lage auch solches erfordert, bis diesen Augenblick noch nichts verfügt worden, und ich dadurch schon mehr als einmal dem traurigen Gedanken nahe gebracht worden, mir im Ausland mein Fortkommen suchen zu müssen. Zu Ew. Königlichen Majestät Gerechtigkeit und Gnade flüchte ich mich nun mit der allerunterthänigsten Bitte, Sr. Excellenz, dem H. Staatskanzler aufzugeben, mir eine Anstellung im Civildienst anweisen zu lassen, oder aber, falls eine solche Stelle nicht unmittelbar, wie sie für meine Verhältnisse paßt, auszumitteln sein sollte, mir wenigstens unmittelbar ein Wartegeld auszusetzen, das, statt jenes besagten Verlusts, als eine Entschädigung gelten kann. Auf diese allerhöchste Gnade glaube ich um so mehr einigen Anspruch machen zu dürfen, da ich durch den Tod der verewigten Königinn Majestät, welche meine unvergeßliche Wohlthäterinn war, eine Pension verloren habe, welche Höchstdieselbe mir, zu Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in meinen litterarischen Arbeiten, aus ihrer Privat-Chatouille auszahlen ließ.

Der ich in der allertiefsten Unterwerfung und Ehrfurcht ersterbe,

Ew. Königlichen Majestät,

allerunterthänigster

Berlin, d. 17. Juni, 1811. Heinrich von Kleist.

Mauerstraße N. 53.

## 178. An Georg Andreas Reimer

Wollen Sie ein Drama von mir drucken, ein vaterländisches (mit mancherlei Beziehungen) Namens der Prinz von Homburg, das ich jetzt eben anfange, abzuschreiben?

— Lassen Sie ein Paar Worte hierüber wissen

Ihrem

Freund

H. v. Kleist.

[Berlin,] d. 21. Juni 11.

## 179. An Georg Andreas Reimer

[Berlin, Ende Juni 1811.]

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir

1 Exlr. Käthchen von Heilbronn

und 1 Exl. Erzählungen

zu überschicken und auf Rechnung zu stellen.

Zugleich bitte ich um eine Nachricht über den Prinzen Homburg

Ihr

H. v. Kleist.

## 180. An Georg Andreas Reimer

[Berlin, Anfang Juli 1811.]

Mein liebster

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir Ihre Entschließung wegen des Pr. v. Homburg zukommen zu lassen, welchen ich bald gedruckt zu sehen wünsche, indem es meine Absicht ist, ihn der Prinzeß-Wilhelm zu dediciren. — Dabei zeige ich zugleich an, daß ich mit

einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl 2 Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen ob Sie im Stande sind,* mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern, und so ungern ich außerhalb der Stadt drucken lasse, so würde ich doch mit Cotta wieder in Verbindung treten müssen, der wie ich glaube, nicht abgeneigt ist, meine Sachen zu verlegen.

Ihr

H. v. Kleist.

## 181. An Henriette Hendel-Schütz?

[Berlin, Juli 1811.]

Derjenige mit dem ich jetzt am liebsten, wenn ich die Wahl hätte, in ein näheres Verhältniß treten möchte, ist der gute, sonst nur zu sehr von mir vernachläßigte Achim Arnim. Aber dieser läßt sich, seitdem er verheiratet ist, weder bei mir noch einem andren sehen. Er hat sich mit seiner Frau ganz, wie lebendig, in einen Pavillon des Vossischen Gartens begraben. — — Auch Beckedorff, den ich sonst zuweilen sah, ist fort von hier und ich kann wohl sagen, daß ich, von so mancher Seite verlassen, ihn mehr als sonst vermisse.

## 182. An Achim v. Arnim

[Berlin, Anfang August 1811.]

Adam Müller wohnt Wien N. 871 beim Freih. du Beine

H. v. Kleist.

* falls er Ihnen gefiele.

## 183. An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Ulrike,

In dem Louisenstift, dessen erste Abtheilung erst organisirt ist, wird nun für die zweite Abtheilung, welche gleichfalls organisirt werden soll, eine Oberaufseherinn gesucht; eine Dame, deren Bestimmung nicht eigentlich unmittelbar die Erziehung der Kinder, sondern die Aufsicht über das ganze weibliche Personale ist, dem jenes Geschäfft anvertraut ist. Eine solche Stelle, an und für sich demnach ehrenvoll genug, ist mit völlig freier Station und einem Gehalt von 400 Rthlr verknüpft. Da du nun, wie ich höre, damit umgehst, eine Pension in Frankfurt anzulegen, und sogar dazu schon einige Schritte gethan hast: so ist mir eingefallen, ob es dir vielleicht, die wohl vorzugsweise dazu geeignet ist, conveniren würde, eine solche Stelle anzunehmen? Du würdest dich in diesem Fall, wie es sich von selbst versteht, auf keine Weise darum zu bewerben brauchen; sondern dein Ruf würde hoffentlich die Schritte, die ich deshalb bei den Vorstehern dieses Instituts, deren mehrere mir bekannt sind, thun könnte, dergestalt unterstützen, daß man eine Aufforderung an dich dazu ergehen ließe. Dieser Plan schmeichelt meinem Wunsch, dich auf dauerhafte Weise in meiner Nähe zu wissen; und obschon mancherlei Verhältnisse, zum Theil auch die Einrichtung dieses Instituts selbst, unmöglich machen, mich mit dir zusammen zu etabliren, so würde mir doch dein Aufenthalt in Berlin, von wo ich mich wohl sobald nicht zu entfernen denke, zur größten Freude

und Befriedigung gereichen. Demnach bitte ich dich um die Freundschafft, mir hierüber einige Worte zu schreiben; und mit der Versicherung, daß mich, falls es nur in deine Zwecke paßt, nichts glücklicher machen würde, als Alles, was in meinen Kräften steht, an die Ausführung dieser Sache zu setzen, unterschreibe ich mich

Berlin, d. 11. Aug. 11. Dein treuer Bruder
Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

## 184. An Friedrich de la Motte Fouqué

Mein liebster Fouqué,

Zum Dank für das liebe, freundliche Geschenk das Sie mir mit Ihren Schauspielen und Ihre Frau Gemahlin mit ihren kleinen Romanen gemacht haben, übersende ich Ihnen diesen so eben fertig gewordenen zweiten Band meiner Erzählungen. Möge er Ihnen nur halb so viel Vergnügen machen, als mir die vortrefflichen Erzählungen Ihrer Frau Gemahlinn, in welchen die Welt der Weiber und Männer wunderbar gepaart ist, gemacht haben. Auch Ihren vaterländischen Schauspielen bin ich einen Tag der herzlichsten Freude schuldig; besonders ist eine Vergiftungsscene im Waldemar mit wahrhaft großem und freien dramatischen Geiste gedichtet und gehört zu dem Musterhaftesten in unserer deutschen Litteratur. Wenn es Ihnen recht ist, so machen wir einen Vertrag, uns Alles, was wir in den Druck geben, freundschaftlich mitzutheilen; es soll an gutem Willen nicht fehlen, mein Geschenk dem Ihrigen, so viel es in meinen

Kräften steht, gleich zu machen. Vielleicht kann ich Ihnen in Kurzem gleichfalls ein vaterländisches Schauspiel, betitelt: der Prinz von Homburg vorlegen, worin ich auf diesem, ein wenig dürren, aber eben deshalb fast, mögt' ich sagen, reizenden Felde, mit Ihnen in die Schranken trete. Geschäffte, der unangenehmsten und verwickeltsten Art, haben mich für diesen Sommer abgehalten, Ihnen in Nennhausen meine Aufwartung zu machen; inzwischen komt es mir vor, als ob eine Verwandtschafft zwischen uns prästabilitirt wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müßte, und es gehört zu meinen liebsten Wünschen, dies noch im Lauf dieses Herbstes zu versuchen. Vielleicht, mein liebster Fouqué, wenn Sie zu Hause bleiben, erscheine ich noch ganz unvermuthet bei Ihnen und erinnere Sie an die freundschaftliche Einladung, die Sie mir zu wiederholtem Male gemacht und nun vielleicht schon wieder vergessen haben. Meine gehorsamste Empfehlung an Ihre Fr. Gemahlinn, so wie an Frl. v. Luck und alle Übrigen, in deren Andenken ich stehe; wenn Sie, wie man hier sagt, nach Berlin kommen sollten, so werden Sie nicht vergessen, Ihre Gegenwart auf einen Augenblick zu schenken

Ihrem

treusten und ergebensten

Berlin, d. 15. August. 11. H. v. Kleist.

## 185. An Henriette Vogel?

[Berlin, August 1811.]

Das Leben, das ich führe, ist seit Ihrer und A. Müllers Abreise gar zu öde und traurig. Auch

bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen, und fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit Ihrer Einbildung und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und werth ist, in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost, wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besondern Falle ist noch vielleicht kein Dichter gewesen. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen. Es ist, als ob diese, in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit, meiner Phantasie, im Augenblick der Thätigkeit selbst, Fesseln anlegte. Ich kann, von zu vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen; der Gegenstand, fühle ich unaufhörlich, ist kein Gegenstand der Einbildung: mit meinen Sinnen in der wahrhaftigen lebendigen Gegenwart mögte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand, der anders hierüber denkt, kömmt mir ganz unverständlich vor; er muß Erfahrungen gewonnen haben, ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht habe. Das Leben, mit seinen zudringlichen immer wiederkehrenden Ansprüchen, reißt zwei Gemüther schon in dem Augenblick der Berührung so vielfach aus einander, um wie viel mehr, wenn sie

getrennt sind. An ein Näherrücken ist gar nicht zu denken; und Alles, was man gewinnen kann, ist, daß man auf dem Punkt bleibt, wo man steht. Und dann der Trost in verstimmten und trübseligen Augenblicken, deren es heut zu Tage so viel giebt, fällt ganz und gar weg. Kurz, Müller, seitdem er weg ist, kömmt mir wie todt vor, und ich empfinde auch ganz denselben Gram um ihn, und, wenn ich nicht wüßte, daß Sie wieder kommen werden, würde mir es mit Ihnen eben so ergehn.

## 186. An Henriette Hendel-Schütz?

[Berlin, August 1811.]

Ich fühle, daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüth sein mögen, die sich in dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht ganz leicht harmonisch auflösen würde. In diesem Falle würde ich die Kunst vielleicht auf ein Jahr oder länger ganz ruhen lassen, und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen. Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend

an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind.

## 187. An Henriette Hendel-Schütz?

[Berlin, August 1811.]

Sobald ich mit dieser Angelegenheit fertig bin, will ich einmal wieder etwas recht Phantastisches vornehmen. Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater wie ein Luftzug aus meiner allerfrühesten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbare herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine eigene innerliche Befriedigung. Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Misgriffen verführt, die ich jetzt beweinen mögte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooß des menschlichen Gemüths hervorgeht, dasselbe auch nothwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse.

## 188. An Karl August Freiherrn v. Hardenberg

Hochgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr Geheimer Staatskanzler,

Wenn gleich die Entfernung H. v. Raumers, der gewiß allein Schuld an der Ungnade war, die Ew. Excellenz unlängst auf mich geworfen haben, mich von der einen Seite aufmuntert, meine Entschädigungssache wegen des Abendblatts wieder aufzunehmen, so ist doch der Augenblick, da das Vaterland eine Gefahr bedroht, zu wenig geeignet und geschickt dazu, als daß ich eine solche Streitsache wieder in Erinnerung bringen sollte. Ich lasse, in Erwartung einer besseren Zeit, in welcher es mir ohne Zweifel glücken wird, Ew. Excellenz zu überzeugen, wie wenig unbillig meine Forderung war, diesen Gegenstand gänzlich fallen. Da jedoch Se. Majestät der König geruht haben, mich, durch ein so eben empfangenes allerhöchstes Schreiben, im Militair anzustellen, und mir, bei der beträchtlichen Unordnung, in welche, durch eben jenen Verlust des Abendblatts, meine Casse gerathen ist, die Anschaffung einer Equipage höchst schwierig wird: so wage ich, im Vertrauen auf Ew. Excellenz vielfach erprobten Patriotismus, Höchstdieselben um einen Vorschuß von 20 Louid'or, für welche ich Denenselben persönlich verantwortlich bleibe, anzugehn. Die Gewährung dieser Bitte wird mir die meinem Herzen äußerst wohlthuende Beruhigung geben, daß Ew. Excellenz Brust weiter von keinem Groll gegen mich er-

füllt ist; und indem ich Ew. Excellenz die Versicherung anzunehmen bitte, daß ich unmittelbar nach Beendigung des Krieges, Anstalten treffen werde, Höchstdenenselben diese Ehrenschuld, unter dem Vorbehalt meiner ewigen und unauslöschlichen Dankbarkeit, wieder zuzustellen, ersterbe ich,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 19. Sept. 11. unterthänigster
Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

## 189. An Henriette Hendel-Schütz?

[Berlin, Anfang Oktober 1811.]

Unsre Verhältnisse sind hier, wie Sie vielleicht schon wissen werden, peinlicher als jemals: man erwartet den Kaiser N[apoleon] zum Besuch, und wenn dies geschehn sollte, so werden vielleicht ein Paar Worte ganz leicht und geschickt Alles lösen, worüber sich hier unsere Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie diese Aussicht auf mich wirkt, können Sie sich leicht denken; es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele, und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G[neisenau] und überreichte ihm ein Paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies Alles scheint nur, wie der Franzose sagt, moutarde après diner. Wirklich ist es sonderbar, wie mir in dieser Zeit Alles was ich unternehme zu Grunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen

wegzieht. G[neisenau] ist ein herrlicher Mann: ich fand ihn Abends, da er sich zu einer Abreise anschickte, und war in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um zehn Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich irgendwo in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben: es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Manne zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach Allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken.

## 190. An Ulrike v. Kleist

[Frankfurt a. d. Oder, Mitte Oktober 1811.]

Meine liebste Ulrike,

Der König hat mich durch ein Schreiben im Militair angestellt, und ich werde entweder unmittelbar bei ihm Adjutant werden, oder eine Compagnie erhalten. Die Absicht, in der ich hierher kam, war, mir zu einer kleinen Einrichtung, welche dies nöthig macht, Geld zu verschaffen, entweder unmittelbar von dir, oder durch dich, auf die Hypothek meines Hauses. Da du dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diesen Ge-

danken völlig auf, ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung, und beschränke mich, entschlossen, noch heut Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, bloß auf den anderen Wunsch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein Paar Stunden zu sehn. Kann ich bei dir zu Mittag essen? — Sage nicht erst, ja, es versteht sich ja von selbst, und ich werde in einer halben Stunde bei dir sein.

Dein Heinrich

## 191. An Rahel Levin

Obschon ich das Fieber nicht hatte, so befand ich mich doch, in Folge desselben, unwohl, sehr unwohl; ich hätte einen schlechten Tröster abgegeben! Aber wie traurig sind Sie, in Ihrem Brief. — Sie haben in Ihren Worten so viel Ausdruck, als in Ihren Augen. Erheitern Sie sich; das Beste ist nicht werth, daß man es bedauere! Sobald ich den Steffens ausgelesen bringe ich ihn zu Ihnen

H. v. Kleist

[Berlin,] d. 24. [Oktober 1811.]

## 192. An Marie v. Kleist

[Berlin,] d. 9. Nov. 1811.

Meine liebste Marie, mitten in dem Triumpfgesang, den meine Seele in diesem Augenblick des Todes anstimmt, muß ich noch einmal Deiner gedenken und mich Dir, so gut wie ich kann, offenbaren: Dir, der Einzigen, an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen ist; alles Andere auf Erden, das Ganze und Einzelne, habe ich völlig in meinem Herzen überwunden.

Ja es ist wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr ich habe mich selbst hintergangen; wie ich Dir aber tausendmal gesagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, so gebe ich Dir jezt, indem ich von Dir Abschied nehme, davon den Beweis. Ich habe Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundinn vertauscht; aber wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr eben so wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältniß zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüths an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt. Lebe wohl! Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wieder zu sehen wünsche. Etwa Ulriken? — ja nein, nein ja: es soll von ihrem eignen Gefühl abhangen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist. Adieu!

## 193. An Marie v. Kleist

[Berlin,] d. 10. Nov. 1811.

Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine theuerste Marie, und wenn es in meiner Macht ge-

wesen wäre, so versichre ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben, den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, es ist mir ganz unmöglich länger zu leben; meine Seele ist so wund, daß mir, ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe thut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspannt halten; nicht aber Du, die fähig ist, die Welt auch aus andern Standpuncten zu betrachten als aus dem Deinigen. Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühsten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hienieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen. So versichre ich Dich, wollte ich doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern darzukam, empfunden habe; laß es Dir nur einmal gelegentlich von Ulriken erzählen. Ich habe meine Geschwister immer, zum Theil wegen ihrer gutgearteten Persönlichkeiten, zum Theil wegen der Freundschafft, die sie für mich hatten, von Herzen lieb gehabt: so wenig ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war, ihnen einmal, durch meine Arbeiten und Werke, recht viel Freude und Ehre zu machen. Nun ist es zwar wahr, es war in den letzten Zeiten, von

mancher Seite her, gefährlich, sich mit mir einzulassen, und ich klage sie desto weniger an, sich von mir zurückgezogen zu haben, je mehr ich die Noth des Ganzen bedenke, die zum Theil auch auf ihre Schultern ruhte; aber der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn, und mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Theilnahme mehr werth sei, betrachtet zu sehn, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern es vergiftet mir auch die Vergangenheit. — Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht mich im Leben festzuhalten. Mir waren die Gesichter der Menschen schon jetzt, wenn ich ihnen begegnete, zuwieder, nun würde mich gar, wenn sie mir auf der Straße begegneten, eine körperliche Empfindung anwandeln, die ich hier nicht nennen mag. Es ist zwar wahr, es fehlte mir sowohl als ihnen an Kraft, die Zeit wieder einzurücken; ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen: dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag. Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann. — Rechne hinzu, daß ich eine Freundin ge-

funden habe, deren Seele wie ein junger Adler fliegt, wie ich noch in meinem Leben nichts ähnliches gefunden habe; die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift, und deshalb, obschon sie Mittel genug in Händen hätte mich hier zu beglücken, mit mir sterben will, die mir die unerhörte Lust gewährt, sich, um dieses Zweckes Willen, so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage, wie ein Veilchen aus einer Wiese, heraus heben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmüthig genug war sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt: und Du wirst begreifen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kann, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinab zu stürzen. — Adieu noch einmal! —

## 194. An Marie v. Kleist

[Berlin,] d. 12. Novemb. 1811.

Meine liebste Marie, wenn Du wüßtest, wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen, zu bekränzen, gewiß Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichre Dich, ich bin ganz seelig. Morgens und Abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil er es mir durch den . . . . . und wollüstigsten aller Tode vergütigt. Ach könnt ich nur etwas für Dich thun, das den

herben Schmerz, den ich Dir verursachen werde, mildern könnte! Auf einen Augenblick war es mein Wille mich mahlen zu lassen; aber alsdann glaubte ich wieder zuviel Unrecht gegen Dich zu haben, als daß mir erlaubt sein könnte vorauszusetzen, mein Bild würde Dir viel Freude machen. Kann es Dich trösten, wenn ich Dir sage, daß ich diese Freundinn niemals gegen Dich vertauscht haben würde, wenn sie weiter nichts gewollt hätte, als mit mir leben? Gewiß, meine liebste Marie, so ist es; es hat Augenblicke gegeben, wo ich meiner lieben Freundinn, offenherzig, diese Worte gesagt habe. Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus theuer und werth, daß ich kaum sagen kann, ich liebe diese liebe vergötterte Freundinn mehr als Dich. Der Entschluß, der in ihrer Seele aufgieng, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiederstehlichen Gewalt, an ihre Brust, erinnerst Du Dich wohl, daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? -- Aber Du sagtest immer nein — Ein Strudel von nie empfundner Seeligkeit hat mich ergriffen, und ich kann Dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt. — Ach, meine theure Freundinn, mögte Dich Gott bald abrufen in jene bessere Welt, wo wir uns alle, mit der Liebe der Engel, einander werden ans Herz drücken können. Adieu.

Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundinn, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unseren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder rothen Stube beisammen gesehen hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben.

Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundinn, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

bei [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Louis, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

einen sehr werthen Freund. Ihre Freundschaft die Sie für mich bei diesen
[illegible] so [illegible], und [illegible] vorbehalten, einen wiederholten Probe zu be-
stehen, die [illegible] Urlaubs [illegible] und ich befinde mich jetzt
bei Stüning auf dem Wege nach Potsdam, in einer sehr unbehaglichen Zu-
stande indem mir [illegible] zu bringen, und um der Güte [illegible]
den Freundes entgegen [illegible], um [illegible] gebräuchliche Güte, [illegible]
der [illegible] zu übergeben. Suchen Sie liebster Vogel diesen Abend [illegible]
[illegible] und alles so zu veranstalten, daß meine gute Vogel [illegible]
[illegible] nicht [illegible] wird, diesen Abend oder Nacht sollte
Louis seinen Wagen nach Potsdam, um mich von dort, wo ich morgen früh
[illegible] abholen zu lassen, deshalb möchte ich Ihnen zur Nacht nicht sagen,
damit Sie die besten Maßregeln darnach treffen können.
Grüßen Sie Ihre von mir herzlich geliebte Frau und [illegible]
[illegible], und sein Sie [illegible] Freund [illegible]
Ihre [illegible] Liebe und Freundschaft [illegible] im letzten
Augenblick meines Lebens die größte Freude verschafft.

[illegible]

Einen kleinen versiegelten [illegible] — [illegible] Vogel.
[illegible] und einen versiegelten Kasten
[illegible] für Vogel [illegible].
[illegible] und Kleidungsstücke [illegible] worden [illegible] bei Stü-
ning. [illegible] 10 Courant [illegible]
[illegible] mit einem gelben [illegible]
[illegible] Grunde [illegible] und [illegible]
[illegible], die [illegible] modernsten [illegible]

dieser Commission selbst an den ehrlichen Meves auf dem
[illegible], mit dem Bedeuten, diese
Kosten am künftigen Heiligabend [illegible] zu schenken
[illegible] mein liebes Kind auf dem [illegible]
[illegible], [illegible] nicht [illegible]
leben Sie recht glücklich. —
Einen kleinen Schlüssel werden Sie noch versiegelt im Kasten
finden, er gehört zum Vorhängeschloß des einen Koffers
zu Herrn Vogel, wenn auch unsere Briefe an [illegible]
den Sachen zum Besorgen liegen.

Ich kenne recht Ihre Freundschaft und meine Dankbarkeit
[illegible] kleinen [illegible] Ausspruch
nehmen. Ich habe [illegible], meinem [illegible] für
die [illegible] zu [illegible], und bitte, ihm [illegible] 36
zu geben die Sie eingewickelt in dem Kasten der Mad. Vogel
finden werden. Ein Vogelchen sagt mir aber, daß Sie den
Kasten aufbrechen und alle Lumpen die Sie darin finden
besorgen müssen: damit Vogel nicht [illegible] beschädigt wird
— Endlich bitte ich noch, daß ganze kleine [illegible]
[illegible], das uns gehört, [illegible] der Sachen die etwa zu meiner
[illegible] gebraucht werden möchten, meinem Wirth, dem Quartiermeister
Müller, Mauerstraße N. 53 [illegible] kleines Pfand [illegible] gute

Errettung zu schenken. — Leben Sie recht wohl, mein lieb.
[illegible], meinen Abschiedsgruß und Empfehlung
an Ihre vortreffliche Frau und Töchter

H. Kleist

[illegible]

N. S. In dem Kasten der Mad. Vogel, der in Berlin in ihrem
Hause in der Gesindestube steht, wird man zu dem kleinen
versiegelten Schlüssel, der hier im Kasten liegt, passt — in diesem
Kasten befinden sich drei Briefe von mir, die ich Sie nochmals
herzlichst zu besorgen bitte. Nämlich
1) einen Brief an die Hofräthin Müller, nach Wien
2) einen Brief an meine Schwester Ulrike nach Stolpe,
welche beide mit der Post zu besorgen sind (der letztere kann
vielleicht durch die gute [illegible] spedirt werden); und
3) einen Brief an Fr. v. Kleist, geb. v. Gualtieri, welchen
ich an den Major v. Bülow [illegible] des Prinzen [illegible]
[illegible], auf der [illegible] abzugeben bitte.
Endlich liegt
4) noch ein Brief an Fr. v. Kleist in der hiesigen Kiste der
Mad. Vogel, welchen ich gleichfalls und zu gleicher Zeit
an den Major v. Bülow, abzugeben bitte. — Adieu!

Hl. Commerzienrath Pegelmein, [illegible]

Berlin

Markgrafenstraße

im [illegible] Hause

des [illegible]

von der

[illegible]

hiebei Inhalt

½ Rth. Cour.

Sr Kriegsrath Peguilhen, Wohlgeb.

Berlin

Markgrafenstraß.

im Fellischen Hause

das zweite Haus

Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält.

[Henriette Vogel:]

Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl ich euch zur andren Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, und erinnert euch in Freud und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden.

Henriette.

[Kleist:]

Gegeben in der grünen Stube
d. 20. November 1811. H. v. Kleist.

## 196. An Ernst Friedrich Peguilhen

[Henriette Vogel:]

Mein sehr werter Freund! Ihrer Freundschaft die Sie für mich, bis dahin immer so treu bewiesen, ist es vorbehalten, eine wunderbare Probe zu bestehen, denn wir beide, nehmlich der bekannte Kleist und ich befinden uns hier bei Stimmings auf dem Wege nach Potsdamm, in einem sehr unbeholfenen Zustande, indem wir erschossen da liegen, und nun der Güte eines wohlwollenden Freundes entgegen sehn, um unsre gebrechliche Hülle, der sichern Burg der Erde zu übergeben. Suchen Sie liebster Peguilhen diesen Abend hier einzutreffen und alles so zu veranstalten, daß mein guter Vogel moglichst wenig dadurch erschreckt wird, diesen Abend oder Nacht wollte Louis seinen Wagen nach Potsdamm [schicken], um mich von dort, wo ich vorgab hinzureisen, abholen zu laßen, dies mogte ich Ihnen zur Nachricht sagen, damit Sie die beßten Maasregeln darnach treffen können. Grüßen Sie Ihre von mir herzlich geliebte Frau und Tochter viel tausendmal, und sein Sie theurer Freund ueberzeugt daß Ihre und Ihrer Angehorigen Liebe und Freundschaft mir noch im lezten Augenblick meines Lebens die groẞte Freude macht.

Ihre A. Vogel.

Ein kleines versiegeltes schwarzes ledernes Felleisen, und einen versiegelten Kasten worinn noch Nachrichten für Vogel, Briefe, Geld und Kleidungsstücke auch Bücher vorhanden, werden Sie bei Stimmings finden. Für die darin befindlichen 10 Thlr Courant wünschte ich eine recht schöne blaßgraue Taße inwendig vergoldet, mit einer goldnen Arabeske auf weißem Grunde zum Rand, und am Oberkopf im weißen Felde meinen Vornamen, die Façon wie sie jetzt am modernsten ist. Wenn Sie sich dieser Comission halber am Buchhalter Meves auf der Porzellan Fabrick wendeten, mit dem Bedeuten diese Taße am Weinachts-Heiligabend Louis eingepackt zuzuschicken, doch würden Sie mein lieber Freund mit der Bestellung eilen müßen, weil sie sonst nicht fertig werden mögte. Leben Sie wohl und glücklich. —

Einen kleinen Schlüßel werden Sie noch eingesiegelt im Kasten finden, er gehört zum Vorhängeschloß des einen Koffers zu Hause bei Vogel, worin noch mehrere Briefe und andre Sachen zum besorgen liegen.

## [Kleist:]

Ich kann wohl Ihre Freundschafft auch, mein liebster Peguillhin, für einige kleine Gefälligkeiten in Anspruch nehmen. Ich habe nämlich vergessen, meinen Barbier für den laufenden Monat zu bezahlen, und bitte, ihm 1 Thlr à $^{1}/_{3}$ C zu geben, die Sie eingewickelt in dem Kasten der Mad. Vogel finden werden. Die Vogeln sagt mir eben, daß Sie den Kasten aufbrechen und alle Commissionen die sich darin finden besorgen mögten: damit Vogel nicht gleich damit behelligt würde — Endlich bitte ich noch, das ganze, kleine, schwarzlederne Felleisen, das mir gehört, mit Ausnahme der Sachen, die etwa zu meiner Bestattung gebraucht werden mögten, meinem Wirth, dem Quartiermeister Müller, Mauerstraße N. 53. als einen kleinen

Dank für seine gute Aufnahme und Bewirthung, zu schenken. — Leben Sie recht wohl, mein liebster Pequillhin; meinen Abschiedsgruß und Empfehlung an Ihre vortreffliche Frau und Tochter.

H. v. Kleist

man sagt hier d. 21. Nov.; wir wissen aber nicht ob es wahr ist.

N. S. In dem Koffer der Mad. Vogel, der in Berlin in ihrem Hause in der Gesindestube mit messingnem Vorlegeschloß steht, und wozu der kleine versiegelte Schlüssel, der hier im Kasten liegt, paßt — in diesem Koffer befinden sich drei Briefe von mir, die ich Sie noch herzlichst zu besorgen bitte. Nämlich:

1) Einen Brief an die Hofräthin Müller, nach Wien

2) Einen Brief an meinen Bruder Leopold nach Stolpe, welche beide mit der Post zu besorgen sind (der erstere kann vielleicht durch den guten Brillen Voß spedirt werden); und

3) Einen Brief, an Fr. v. Kleist, geb. v. Gualtieri, welchen ich an den Major v. Below, Gouverneur des Prinzen Friedrich von Hessen, auf dem Schlosse, abzugeben bitte.

Endlich liegt

4) noch ein Brief an Fr. v. Kleist, in den hiesigen Kasten der Mad. Vogel, welchen ich gleichfalls und zu gleicher Zeit, an den Major v. Below, abzugeben bitte. — Adieu!

N. S.

Kommen Sie recht bald zu Stimmings hinaus, mein liebster Peguillhin, damit Sie uns bestatten können.

Die Kosten, was mich betrifft, werden Ihnen von Frankfurt aus, von meiner Schwester Ulrike wieder erstattet werden. — Die Vogeln bemerkt noch, daß zu dem Koffer mit dem messingnen Vorhängeschloß, der in Berlin, in ihrer Gesindestube steht, und worin viele Commissionen sind, der Schlüssel hier versiegelt in dem hölzernen Kasten liegt. — Ich glaube ich habe dies schon einmal geschrieben, aber die Vogel besteht darauf, daß ich es noch einmal schreibe.

H. v. Kl.

## 197. An Ulrike v. Kleist

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt und somit auch, vor allen Anderen, meine theuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam d. — am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich.

# Anmerkungen

# Die Briefe

Band V, S. 283—387 und Band VI, S. 1—466.

Soweit es irgend möglich war, wurden die Briefe mit den vorhandenen Originalen verglichen. Der von Minde-Pouet gewonnene Text der Briefe (in der Erich Schmidtschen Ausgabe des Bibliographischen Instituts), der für alle späteren Editionen — also auch für unsere — den Grund gelegt hat, konnte durch unsere Untersuchungen nur in einigen wenigen Fällen wesentlich verändert, wir hoffen: verbessert werden. Die Abweichungen im einzelnen vermerken wir nicht. Zu danken haben wir Herrn Geheimrat Erich Schmidt für die liebenswürdige Überlassung eines sehr selten gewordenen Privatdrucks (Von und über Heinrich v. Kleist von Wolfgang Schmidt, Berlin 1890), ferner den Herren Alexander Dombrowsky in Berlin, Paul Hoffmann in Frankfurt a. O., S. Rahmer in Berlin, Reinhold Steig in Friedenau, die mich schon bei den früheren Bänden brieflich und mündlich durch Rat unterstützten. Besonderen Dank schulden Verlag und Herausgeber denen, die ihnen den Einblick in die Originalbriefe gestatteten: vor allem Freiherrn Alexander v. Bernus in München, Frau Marie Jahns in Berlin, Herrn Hauptmann Ernst v. Schönfeldt in Frankfurt a. O., der Königlichen Bibliothek in Berlin und der Hof- und Staatsbibliothek in München. Herr Dr. R. Buchwald in Leipzig besorgte die Textgestaltung des „Zerbrochnen Krugs" und der „Penthesilea" und half bei der Kollation der Briefe sowie beim Register dieses Bandes.

## Briefe. Erster Teil.

Band V, S. 283—387.

Nr. 1. S. 289, v. o. Zeile 12: Kleist hatte seine Mutter vor einem Monat verloren.

S. 289, v. u. Zeile 1: Schüchtern = Schlüchtern.

S. 293, v. o. Zeile 10: die 4 Cousins = Ernst, Wilhelm, Karl v. Pannwitz und Ernst v. Schönfeldt.

Nr. 2. S. 297, v. u. Zeile 2: Leopold, Kleists Bruder.

Nr. 3. S. 301, v. o. Zeile 5: Vormund G. F. Dames.

S. 310, v. u. Zeile 14: Conrector Bauer an der Stadtschule in Potsdam.

S. 311, v. u. Zeile 9: Mit einem jüngeren Freunde vom Regiment: Rühle v. Lilienstern, damals Fähnrich im Regiment Garde zu Potsdam.

Vgl. zu diesem Brief: den oft wörtlich übereinstimmenden „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden . . ." (im fünften Band, S. 73), den Kleist an Rühle richtete.

Nr. 4. S. 319: Kleist empfing am 13. April 1795 auf sein Abschiedsgesuch folgende Kabinettsordre vom König (Steig, Neue Kunde, S. 2):

An
den vom Regt. Garde verabschiedeten
Lieutenant von Kleist in Potsdam

13. April 1795.

Ich habe gegen Euern Vorsatz, Euch den Studien zu widmen, nichts einzuwenden, und wenn Ihr Euch eifrig bestrebet, Eure Kenntnisse zu erweitern, und Euch zu einem besonders brauchbaren Geschäftsmanne zu bilden, so werde ich dadurch auch in der Folge Gelegenheit haben, mich zu bezeigen als

Euer

pp.

Nr. 5. S. 323, v. u. Zeile 15: Ein freier denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt . . . .; unbewußtes Zitat aus Lessings „Nathan", III, 5.

Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.

Nr. 6. S. 331, v. u. Zeile 14: Hüllmann, Historiker, Professor an der Frankfurter Universität.

S. 332, v. o. Zeile 14: man müßte wenigstens täglich ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören; Zitat aus Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre" Band 5, Kap. 1. „Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen."

S. 335, v. o. Zeile 10: Zengen's = eine Kleist befreundete Familie. Minette: Wilhelmine v. Zenge (1780—1852),

Kleists spätere Braut, verlobt mit Kleist etwa vom Januar 1800 bis zum Mai 1802, heiratete 1804 den Philosophieprofessor Krug, der ein Jahr später als Nachfolger Kants nach Königsberg berufen wurde. 1809 ging er nach Leipzig, Wilhelmine mit ihm.

Es ist uns ein Brief erhalten, den Wilhelmine an ihren späteren Gatten, den Professor Krug, kurz vor ihrer Verlobung gerichtet hat, und in diesem Brief gibt das liebenswürdige, brave, bürgerlich-gute Mädchen eine detaillierte Schilderung ihrer einstigen Beziehungen zu Kleist. Sie versucht sein Wesen und seine Art, wie er bei ihnen, in der Familie v. Zenge, verkehrte, zu zeichnen. Dieser Brief, der erst vor wenigen Jahren aufgefunden und in einer deutsch-amerikanischen Zeitschrift (The Journal of English and Germanic Philology Vol. VI, Nr. 3, April 1907) von Frau Dr. Martha Genthe veröffentlicht wurde, ist so aufschlußreich und interessant, daß ich ihn hier in extenso wiedergeben will. Er ist datiert vom 16. Juni 1803 aus Frankfurt a. O.:

„Mein bester Freund!

Sie äußerten gestern abend bei Ahlemanns den Wunsch, ich möchte weniger geheimnisvoll sein. Für Sie will und werde ich nie etwas verheimlichen. Es hängt ganz von Ihnen ab, alles, was meine Person betrifft, von mir zu erfahren. Da ich so sehr wünsche, daß Sie mir ganz Ihr Vertrauen schenken möchten. So will ich Ihnen den Teil meines Lebens beschreiben, welcher bis jetzt für mich der wichtigste und interessanteste war, und ich hoffe, Sie werden mich Ihres Vertrauens wert finden. Daß ich von meinen Eltern sehr einfach und häuslich erzogen wurde, ist Ihnen bekannt. Von meinem 16ten Jahre an führte mich meine Mutter in alle Gesellschaften, sie begleitete mich in große Assembleen, wo ich das Hofleben anstaunte, Opern, Redouten und Bälle besuchte ich und genoß, da mir diese Freuden so ganz neu waren, dies alles eine Zeitlang mit großem Interesse, doch blieb mein Herz bei dem allen sehr leer, und mit Freuden kehrte ich wieder in unsere stille Häuslichkeit zurück. Als ich 18 Jahr alt war, bekam mein Vater das Regiment in Frankfurt. Damals trennte ich mich sehr ungern von Berlin, da

ich einen sehr geliebten Bruder und eine ebenso geliebte Freundin zurücklassen mußte; doch war mein Herz noch von keinem Manne besonders gerührt worden. Mit einem tanzte oder unterhielt ich mich vielleicht lieber als mit dem andern, doch hatte keiner besonders Teil an meiner Traurigkeit bei dem Abschiede von Berlin.

Die erste Zeit gefiel es mir gar nicht in Frankfurt, wir lebten noch ganz in Berlin, bis sich auch hier Menschen fanden, welche sich für uns interessierten und uns durch mancherlei Vergnügungen zu zerstreuen suchten. Unter diesen zeichnete sich besonders die Kleistsche Familie aus.

Der Lieutenant Kleist stand damals noch bei des Vaters Regiment. Auch er kam mit seinen Schwestern beinahe täglich zu uns und wurde von allen gern gesehen, weil er ein sehr fröhlicher junger Mann war und uns durch seinen Scherz oft zu lachen machte. Sein älterer Bruder, welcher als Lieutenant bei der Garde stand, nahm damals den Abschied, um hier in Frankfurt zu studieren. Auch er wurde unser Nachbar, nahm aber keinen Teil an unserer Gesellschaft, wenn wir zu seinen Schwestern kamen. Erst als sein Bruder nach Potsdam versetzt wurde und seine Schwestern ihren Begleiter und wir einen angenehmen Gesellschafter verloren hatten, gesellte er sich zu uns. Wir fanden aber alle, daß er die Stelle des Bruders nicht ersetze, denn er war sehr melancholisch und finster und sprach sehr wenig. Bald aber begleitete er uns auf allen Spaziergängen, kam mit seinen Schwestern auch zu uns, spielte und sang mit mir und schien sich in unsrer Gesellschaft zu gefallen. Damals hörte er Experimentalphysik bei Dr. Wünsch, wovon er uns gewöhnlich nach dem Collegio mit großem Interesse unterhielt. Auch wir nahmen so lebhaft Anteil an allem, was er uns darüber sagte, daß seine Schwestern, wir und noch einige Mädchen aus unserem Kreise zu dem Dr. Wünsch gingen und ihn baten, auch uns Vorlesungen darüber zu halten. Dies geschahe, und wir waren sehr aufmerksame Zuhörerinnen, repetierten mit unserem Unterlehrer, dem Herrn von Kleist, und machten auch Aufsätze über das, was wir hörten. Als Kleist einen Abend die Aufsätze von seinen Schwestern gelesen hatte, bat er mich, ihm auch den meinigen zu zeigen;

ich tat es, und er fand ihn gut, nur sehr fehlerhaft geschrieben.

Er bat sich die Erlaubnis aus, mir die Hauptregeln der deutschen Sprache nachgerade in kurzen Aufsätzen mitteilen zu dürfen, welches ich recht gern annahm, und recht fleißig studierte, um seine Mühe zu belohnen.

Einen Abend, als ich bei Kleists war, gab er mir einen ähnlichen Aufsatz, wie gewöhnlich in ein weiß Papier geschlagen, doch wie erstaunte ich, als ich es zu Haus öffnete und darin von ihm einen Brief fand, worin er mir sagte, daß er mich schon lange herzlich liebe und ich ihn durch meine Hand sehr beglücken könne. Mir war es bis jetzt noch gar nicht eingefallen, daß ein Mann mich jemals lieben könne, denn ich fand mich immer sehr häßlich und unleidlich und war nie mit mir zufrieden. Ich hatte ihn immer sehr unbefangen behandelt und war ihm gut wie einem Bruder, doch liebte ich ihn nicht und erstaunte über seine Erklärung, da ich vorher auch nicht das geringste davon geahndet hatte, sondern immer glaubte, er zöge meine Schwester Lotte mir sehr vor. Louisen machte ich zu meiner Vertrauten und gestand ihr, daß ich ihm gut sei, doch wäre er gar nicht der Mann nach meinem Sinn. Den andern Tag schrieb ich ihm, daß ich ihn weder liebe, noch seine Frau zu werden wünsche, doch würde er mir als Freund immer recht wert sein.

Leider konnte ich es nicht verhindern, ihn wiederzusehen. Er war außer sich über meine Antwort und wollte mir einen zweiten Brief geben, welches ich aber schlechterdings verbat. Acht Tage lang suchte er mich auf den Spaziergängen auf, da ich nicht mehr zu seinen Schwestern kam, und bat Louisen so sehr, den Brief zu nehmen, und reichte ihn mir noch einmal mit tränenden Augen, so daß ich endlich bewegt wurde und ihn annahm.

In diesem Briefe fragte er, was ich an ihm auszusetzen habe, und versicherte, ich könne aus ihm machen, was ich wolle, ich möchte ihm nur sagen, wie er meine Liebe gewinnen könne. Ich schrieb ihm wieder und schilderte den Mann, wie er mich glücklich machen könnte. Er gab sich so viel Mühe, diesem Bilde ähnlich zu werden, daß ich ihm end-

lich erlaubte, an meine Eltern zu schreiben, und ihm meine Hand versprach, sobald sie einwilligten.

Er hatte etwas Vermögen, aber nicht so viel, daß wir davon leben konnten, doch hatte er vom König das Versprechen, in einem Amte angestellt zu werden, sobald er ausstudiert habe. Meine Eltern gaben ihre Einwilligung, doch mit der Bedingung, so lange zu warten, bis er ein Amt habe, welches ich auch sehr zufrieden war. Meine Ausbildung und Veredelung lag ihm sehr am Herzen. Wenn er aus dem Collegio kam, so beschäftigte er sich eine Stunde mit mir. Er gab mir interessante Fragen, auf welche ich schriftlich beantworten mußte, und er korrigierte sie. Er gab mir nützliche Bücher zu lesen, und ich mußte ihm meine Urteile darüber sagen oder auch Auszüge daraus machen. Er las mir Gedichte vor, und ich mußte sie nachlesen oder französisch übersetzen. Auch schärfte er meinen Witz und Scharfsinn durch Vergleiche, welche ich ihm schriftlich bringen mußte. So lebte er ganz für mich, ich gewann ihn recht lieb und machte es mir zur Pflicht, auch ganz für ihn zu leben. Wenn ich mir zuweilen gestand, daß er dem Ideale von Mann, welches ich mir entworfen hatte, noch immer nicht entsprach, so dachte ich, es gibt vielleicht keinen Besseren, denn ich kannte auch keinen, der mir lieber war als er. Ich erfüllte mein Vorhaben redlich. Alles, was er an mir tadelte, suchte ich fortzuschaffen, und alles, was ich dachte und tat, bezog ich auf ihn. So lebten wir ein halbes Jahr sehr glücklich, da hatte er sein Studium hier beendet, er ging nach Berlin, um sich dort noch mehr zu vervollkommnen und zu einem Amte vorzubereiten.

Sein Umgang war mir nun so wert geworden, daß ich bei seiner Abreise sehr unglücklich war und ihn nachher bei jeder Gelegenheit vermißte. Alle vierzehn Tage schrieb er an mich, und sooft er konnte, war er bei mir und war noch immer der herzliche, gute Mensch. Er hatte viel Geist, seine schnelle Fassungskraft wurde von allen seinen Lehrern bewundert, seine Phantasie war sehr lebhaft und verleitete ihn oft zu Schwärmerei. Er hatte einen erhabenen Begriff von Sittlichkeit, und mich wollte er zum Ideal umschaffen, welches mich oft bekümmerte. Ich fürchtete, ihm nicht zu

genügen, und strengte alle meine Kräfte an, meine Talente auszubilden, um ihn recht vielseitig zu interessieren.

Weihnachten vor zwei Jahren kam er ganz unerwartet hier an und sagte mir, er könne jetzt gleich angestellt werden, wenn er wolle, doch wäre es ihm unmöglich, ein Amt zu nehmen, die Amtsgeschäfte würden ihn unglücklich machen, auch könne er seine Freiheit nicht so aufopfern. Er fragte, ob ich sein kleines Vermögen mit ihm teilen wolle, ich erschrak über dies alles sehr, ich wollte und konnte ihm weder ab- noch zuraten, um meinetwillen unglücklich zu sein, und versicherte, ich wolle alles tun, was zu seinem Glücke beitragen könne. Er reisete wieder nach Berlin, doch nicht lange nachher erhielt ich einen Brief, dessen Inhalt weit schrecklicher war als die erste Nachricht. In diesem Briefe sagte er mir, daß er jetzt die Kantsche Philosophie studiere, welche ihn so unglücklich gemacht habe, daß er es in Berlin in seinen engen vier Wänden nicht aushalten könne, er würde eine Reise machen, um sich zu zerstreuen. Er schickte mir sein Bildnis und eine Tasse mit einer sehr hübschen Inschrift, versicherte, bald wiederzukommen und mir recht oft zu schreiben. Auch ich schickte ihm mein Bildnis und sagte ihm nur ein schriftliches Lebewohl. Er reisete mit seiner Schwester nach Paris, schrieb mir anfänglich oft, doch als ich seit drei Monaten keine Nachricht von ihm erhalten hatte, schrieb er mir, er werde sich in der Schweiz ankaufen und hoffe, ich werde ihm dorthin folgen, wenn er mich abholte. Ich bat ihn mit den rührendsten Ausdrücken, in sein Vaterland zurückzukehren, und gestand, daß ich ihm zwar folgen wolle, wohin er ginge, doch würde es mir sehr schwer werden, meine Eltern zu verlassen und besonders, mich so weit von ihnen zu entfernen. Ehe dieser Brief beantwortet wurde, mußte ich 5 Monat alle Posttage vergebens auf Antwort warten. Meine Hoffnung und die Erwartung von einer frohen Zukunft waren schon längst in mir gesunken, ich sagte mir es oft, daß ich mit dem Mann nie glücklich sein würde, da ich nicht imstande war, ihn glücklich zu machen. Doch wollte ich mein Wort halten und mich ganz für ihn aufopfern. Ich war ihm so viel Dank schuldig und nahm so innig Anteil an allem, was ihn betraf, daß ich wenigstens hoffte, ihn wo

nicht beglücken, doch aufheitern zu können. Ich kannte seine Wünsche und wußte mich so gut in sein sonderbares Wesen zu schicken, daß ich überzeugt war, es könne außer mir kein weibliches Wesen mit ihm fertig werden. Nach fünf Monaten erfuhr ich endlich durch seine Schwester, wo er sich aufhielt, ich schrieb an ihn und bekam zur Antwort — er habe nicht erwartet, von mir noch einen Brief zu empfangen, sondern habe mein letztes Schreiben als eine Weigerung angesehen, ihm nach der Schweiz zu folgen. Nach einem heftigen Kampf habe er es endlich dahin gebracht, mein Bild aus seiner Seele zu entfernen, er bäte mich deshalb, nicht wieder an ihn zu schreiben. Da er durch Leichtsinn in Berlin sein Amt verscherzt habe und durch seine Reise die Menschen zu großen Erwartungen von ihm berechtigt habe, so könne er nicht ohne Ruhm wieder in sein Vaterland zurückkehren. Sein einziger Versuch sei jetzt, bald sein Leben zu enden. — Dieser Brief erschütterte mich tief, doch beweinte ich mehr sein trauriges Schicksal als das meine. Ich sah es ein, daß ich nie seine Frau werden konnte, und hatte auch schon lange aufgehört, es zu wünschen. Ich hatte die Kraft, mich von seinem Gemälde zu trennen, welches ihm sehr ähnlich war, schrieb noch einmal an ihn, tröstete ihn als Freundin und sagte, er möchte wenigstens seine Freundin nicht vergessen, sondern mir zuweilen schreiben, wie es ihm ginge, denn gewiß würde ich immer den lebhaftesten Anteil an seinem Schicksale nehmen. Hierauf hat er nicht geantwortet.

Zu gleicher Zeit verlor ich einen sehr geliebten Freund und Bruder, — mein Schmerz war unbeschreiblich. Ich wurde sehr krank, und mein einziger Wunsch war, bald zu sterben, denn mein Leben hatte für mich alles Interesse verloren. Der Schmerz meiner Eltern, welche auch durch den Tod meines Bruders einen großen Teil ihres Glückes verloren hatten, erinnerte mich, daß ich noch Pflichten zu beobachten habe. Ich verbarg meinen Schmerz, um sie zu trösten, und meine einzige Linderung waren jetzt bittere Tränen. Die Welt und besonders die Männer waren mir sehr gleichgiltig geworden, nur Ahlemann war mein Vertrauter, er weinte mit mir und tröstete mich. Mit der Zeit sah ich es ein, daß diese Trennung zu meinem Glücke sei, und dankte dem großen

Führer der Menschen für meine ertragenen Leiden, denn ich fühlte, daß sie mich zu einem besseren Menschen gemacht hatten.

Meine Leidensgeschichte ist zu Ende. Die Wolken haben sich zerteilt, und ich sehe eine freundliche Sonne an meinem Horizonte aufgehen. Ich lernte Sie kennen, und gleich nachdem ich Sie zum erstenmal bei Ahlemanns gesprochen hatte, sagte ich zu meiner Schwester: der Mann gefällt mir. Und mit Ihrer näheren Bekanntschaft fühlte ich immer mehr, daß ich für Sie und Sie für mich geschaffen wären ich war so glücklich, Ihnen zu gefallen, und hoffe Ihrer nicht unwert zu sein. Die offene Mitteilung meiner Jugendgeschichte wird Sie nicht beunruhigen, sie ist so wahr, wie ich immer gegen Sie sein werde. Wenn Sie nicht der einzige waren, der mein Herz rühren konnte, so kann ich doch versichern, daß ich noch nie so von ganzem Herzen liebte, als ich Sie liebe, und daß der Entfernte nur noch als ein erhabenes Mittel, wodurch der gütige Schöpfer meine Veredelung bewirken wollte, in meinem Herzen thront.

Seien Sie ganz mein Freund, und wenn Sie in meinem Betragen auch nur das Geringste finden, das nicht nach Ihrem Sinne ist, so bitte ich, leiten Sie

Ihre

Frankfurt Wilhelmine.
am 16. Juni 1803.

Über diesen Brief: in der „Frankfurter Zeitung" 1910, Paul Hoffmann im „Journal of English and Germanic Philology" Vol. VII, Nr. 3 July 1908 und Wilhelm Herzog in der „Neuen Revue", I, Heft 3.

Über die Familie v. Zenge: P. Hoffmann im „Hohenzollern-Jahrbuch" 1902, S. 102 in einem Aufsatz, betitelt: „König Friedrich Wilhelm III. in Neapel."

S. 338 v. o. Zeile 11: Goethe urteilte anders über den Professor Wünsch, gegen dessen Farbentheorie er das Xenion Nr. 148 richtete (Jubiläumsausgabe, Bd. IV, S. 171).

S. 339 v. o. Zeile 4: Die Kleist aus Schernewitz = Friederike Elisabeth v. Kleist aus Tschernowitz.

v. o. Zeile 11: Werben: Rittergut der Familie v. Schönfeldt im Kreise Kottbus, wo Ulrike oft zu Besuch weilte.

v. o. Zeile 14—16: nahe Verwandte Kleists.

v. u. Zeile 10: Rangveränderungen hoher Offiziere bei dem Frankfurter Regiment.

Nr. 7. S. 341 v. o. Zeile 3: Der inliegende Brief, von dem Kleist spricht, fehlt.

Nr. 10. S. 356 v. u. Zeile 4: Kleist entnahm diese Fragen, wie Hugo Hartmann nachwies (Euphorion XIV, 4. Heft, S. 790), Kants „Anthropologie" vom Jahre 1798, § 57 (Ausgabe von Kirchmann, Leipzig 1899, S. 135). Bei Kant:

Was will ich? (fragt der Verstand),
Worauf kommts an? (fragt die Urteilskraft),
Was kommt heraus? (fragt die Vernunft).

Nr. 11. S. 362, v. o. Zeile 4: Freund: Ludwig v. Brockes.

S. 362, v. u. Zeile 10: Schrift über die kantische Philosophie .... und auch die Kulturgeschichte = vermutlich Kleists Collegheft e.

Auguste: seine Schwester.

Nr. 12. S. 363, v. u. Zeile 11: Tamsel: Dorf, Kreis Landsberg.

S. 366, v. u. Zeile 9: Carln: Carl v. Zenge.

S. 367, v. o. Zeile 3: Beneken: Jurist, am Kammergericht, Kleist suchte ihn in der Scheidungssache seiner Schwester Wilhelmine auf.

S. 371, v. o. Zeile 1: Der „einliegende Zettel" fehlt.

S. 373, v. u. Zeile 9: das Gedicht von Schiller: „Wallenstein".

Nr. 13. S. 375, v. u. Zeile 14: Prenzlow = Prenzlau.

S. 378, v. o. Zeile 11: Es läßt sich nicht feststellen, wann Kleist auf Rügen war.

Nr. 14. S. 380, v. u. Zeile 12: der Gräfinn: Gräfin Eickstedt. Die nächsten Zeilen und S. 386, Zeile 2ff. klären auf.

Nr. 15. S. 382, v. o. Zeile 14: das Tagebuch ist nicht auf uns gekommen.

S. 383, v. u. Zeile 3: der Anfang seiner Sprüche für Wilhelmine. Siehe Bd. V, S. 4 und unter den Anmerkungen S. 391.

# Briefe. Zweiter Teil

Band VI, S. 1—466.

Nr. 17. S. 7, v. o. Zeile 4: Begerow?

S. 9. v. o. Zeile 12: Leopold v. Kleist.

S. 10. v. u. Zeile 13: Abällino: ein Schauspiel von Zschokke.

S. 14, v. o. Zeile 2: Diese Briefe, an Tante Massow und Ulrike, fehlen.

Nr. 18. S. 20, v. o. Zeile 10: Die Tasse ist — wie Minde-Pouet (S. 102) angibt — noch vorhanden, im Besitz der Familie Krug in Leipzig. Diese Tasse hatte Kleist der Braut vermutlich kurz vor seiner Abreise als Andenken geschenkt. Sie trägt — nach Minde-Pouet — drei Inschriften: auf dem äußeren Boden der Obertasse steht „Vertrauen", auf dem inneren Boden der Untertasse „uns", auf dem äußeren Boden der Untertasse „Einigkeit"; d. h. also: „Vertrauen auf und Einigkeit unter uns."

Nr. 19. S. 34. v. o. Zeile 7: die große Kirche: Die Marienkirche enthält keinen Cranach. Kleist meint offenbar das große Altarbild von Michel Wohlgemut.

v. u. Zeile 9: Nickolskirche zu Leipzig: Nikolaikirche.

Nr. 21. S. 44. v. o. Zeile 12: Das Julius-Hospital, Ende des 16. Jahrhunderts von dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn erbaut, um 1790 von Ludwig v. Erthal erweitert, ist heute noch eins der berühmtesten Krankenhäuser. Ein Versuch, Listen aufzufinden, in denen Kleists Name oder sein Pseudonym „Klingstedt" vermerkt wäre, mißlang. Alle Akten sind bei einem Feuer, das zu Anfang des 19. Jahrhunderts einen Teil des Hospitals einäscherte, mit verbrannt. Für gütige Auskunft habe ich dem Oberbibliothekar Herrn Dr. Kerler und dem Oberarzt Herrn Dr. Hoffmann in Würzburg zu danken.

S. 47, v. u. Zeile 8: Pepiniere: militärärztliche Bildungsanstalt.

Nr. 22. S. 62. v. o. Zeile 2: Stufenberg: Kleist meinte: Stubenberg.

S. 69. v. u. Zeile 10: der 8. Brief aus Bayreuth fehlt.

Nr. 23. S. 71. v. o. Zeile 2: Kleist hält den 10. Oktober für

seinen Geburtstag. Dem widerspricht der Eintrag im Kirchenbuch, das den 18. Oktober als Geburtstag vermerkt.

S. 73, v. o. Zeile 10: Er hatte anfangs geplant, nach Wien zu gehen.

Nr. 24. S. 83, v. u. Zeile 13: Meinungen: Meiningen.

S. 85, v. o. Zeile 2: Leopold: sein Bruder.

v. o. Zeile 7: Tante: Tante Massow.

Nr. 25. S. 91, v. o. Zeile 1: die neueste Philosophie: er meint die kantische.

Nr. 26. S. 96, v. u. Zeile 10: Jean François Pilâtre de Rogier (1756—1785), Luftschiffer, stieg 1783 zuerst mit einem Luftschiff auf und verunglückte tödlich bei dem Versuch, den Kanal zu überfliegen (1785).

S. 97, v. o. Zeile 11: ein Gefangener: Kleist meint Quatremère.

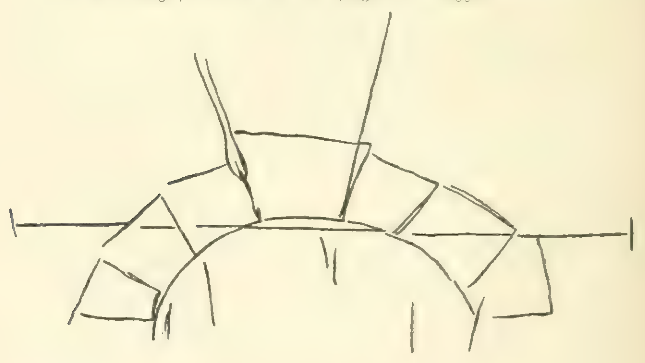
v. u. Zeile 11: Pichegru, französischer General, eroberte 1794—1795 Holland.

S. 98, v. u. Zeile 3 ff.: vgl. „Penthesilea", neunter Auftritt:

Prothoe

Sinke nicht,
Und wenn der ganze Orkus auf dich drückte,
Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seine Blöcke jeder stürzen will!

Um dieses Bild Wilhelminen deutlicher zu machen, zeichnete er am Schluß des Briefes, als er ihn nach der Rückkehr mit der Braut zusammen las, die folgende Skizze:



S. 103, v. u. Zeile 15: Wünsch's „Kosmologische Unterhaltungen" waren zum erstenmal 1778—1790, in zweiter, von Kleist wahrscheinlich benutzter Auflage 1791—1795 erschienen. Siehe: Hoffmann „Zu den Briefen H. v. Kleists". (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 1903. Bd. 3, Heft 3.)

Nr. 27. S. 108, v. o. Zeile 12: T. M. = Tante Massow.

Nr. 28. S. 114, v. o. Zeile 11: Minetten: Kleists Schwester, Wilhelmine v. Loeschbrandt.

Nr. 30. S. 121, v. o. Zeile 9: jenen trüben Brief: dieser Brief ist uns verloren gegangen.

v. u. Zeile 10: Dein kleiner Bruder: der damals elfjährige August v. Zenge.

v. u. Zeile 5: Jettchen: Henriette v. Zenge.

S. 123, v. u. Zeile 4: Die Lettow: die Du Lattois?

Nr. 31. S. 130, v. o. Zeile 3: Engel: Johann Jakob Engel veröffentlichte 1777 seine „Philosophen für die Welt". Im zweiten Teil dieses Werks stehen die beiden Erzählungen, die Kleist erwähnt: „Entzückung des Las Casas oder Quellen der Seelenruhe", und „Ätna oder über die menschliche Glückseligkeit".

Nr. 33. S. 145, v. o. Zeile 11: Schönfeld: sein Vetter, mit dem er zusammen bei Catel erzogen worden war.

S. 152, v. o. Zeile 1 f.: Tasso I, 2.

v. u. Zeile 16: „Nathan der Weise" III, 7.

v. u. Zeile 6: Kleist irrt. Nicht Goethe, sondern Schiller, „Piccolomini", II, 6. Man sieht, wie zitatenreich dieser Brief ist.

Nr. 34. Ich folge in der Datierung dieses Briefes den Erwägungen Gaudigs und Minde-Pouets.

S. 154, v. o. Zeile 9: meine Culturgeschichte: wahrscheinlich ein Collegheft von Hüllmann.

Nr. 35. S. 159, v. u. Zeile 8: Kleist hat sicherlich zuerst „Die Kritik der reinen Vernunft" gelesen.

S. 161, v. o. Zeile 9: Leopold: sein Bruder.

v. o. Zeile 12: den Kettenträger: ein sehr selten gewordener Roman, der in zwei Bänden 1796 anonym in Amsterdam erschien.

Nr. 39. S. 174, v. u. Zeile 7: Kleists Porträt, das wir im ersten Band reproduzierten, befindet sich im Besitz der Familie v. Kleist in Stolp. Es ist nicht signiert. Vermutlich gemalt von Friedrich August Krüger oder einem ihm nahestehenden Berliner Künstler. Siehe: Minde-Pouet, der das Original wieder entdeckte, in „Bühne und Welt" 1905, 2. Novemberheft.

S. 175, v. u. Zeile 12: Louise: Wilhelminens jüngere Schwester.

Nr. 42. S. 184, v. o. Zeile 5: Kleist spricht von der „Sixtinischen Madonna".

Nr. 43. S. 191, v. u. Zeile 4: die große Schrift: Kleist meint gewiß seinen „Aufsatz, den sicheren Weg des Glücks zu finden . . ." siehe Band V, S. 73.

S. 193, v. u. Zeile 9: Gleims Ode an den Tod, die Kleist zitiert, lautet wörtlich:

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen?
Denn die sieht dir doch noch ähnlich.
Frische rosenrote Wangen,
Die mein Wunsch so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen,
Blühen nicht für deine Lippen.
Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen.

Nr. 45. S. 197, v. u. Zeile 3: Glücks-kranz: Dieser Kranz, früher im Besitz Meyer Cohns, befindet sich — nach Minde-Pouet — in einem Umschlage mit der Aufschrift Karolinens: „Diesen Kranz habe ich noch mit dem guten Kleist gebunden am 16. Mai 1801."

S. 198, v. o. Zeile 1. Nur das Stammbuch Henriettens hat sich erhalten. Kleists Eintrag vom 17. Mai 1801: siehe Band V, S. 68.

S. 202, v. u. Zeile 14: Lokowitz: Kleist kann nur Loschwitz meinen.

S. 205, v. o. Zeile 4: Zu Ehren des Friedens von Lunéville (9. Februar 1801).

v. u. Zeile 6: Es war nicht Alexander, der sich damals auf einer Weltreise befand, sondern Wilhelm v. Humboldt.

Nr. 46. S. 214, v. o. Zeile 13: siehe „Familie Ghonorez", IV. Akt, Schluß der fünften Szene

Rodrigo

Das Leben ist viel wert, wenn mans verachtet!

Nr. 47. S. 223, v. u. Zeile 11: das folgende Blatt: ist der hier folgende Brief. — Das Billet an Carl v. Zenge hat sich nicht erhalten.

Nr. 48. S. 225, v. u. Zeile 13: Kleist meint die Morgue.

S. 227, v. u. Zeile 3: Sineser: Chinese.

Nr. 49. S. 237. v. u. Zeile 10: Er spricht von seinem ersten Entwurf der „Familie Schroffenstein". Siehe Bd. I, S. 431 ff.: das Szenar „Die Familie Thierrez".

Nr. 51. S. 247, v. u. Zeile 10: Nonnenwinkel: ein damals so genannter Stadtteil von Frankfurt a. O., zu dem auch die Häuser der Familie Kleist und Zenge gehörten.

Nr. 52. S. 248, v. u. Zeile 1: als wir: Kleist reiste zusammen mit dem Maler Lohse, dem Verlobten Karolinens v. Schlieben.

S. 249, v. o. Zeile 8: Clairant und Clara. Kleist spielt auf August Lafontaines Roman: „Klara du Plessis und Klairant. Geschichte zweier Liebenden" an, der in dritter Auflage vor kurzem (1801) erschienen war.

v. o. Zeile 12: Thurnberg = Turmberg.

S. 250, v. o. Zeile 12: wie ein Eintrit in ein anderes Leben: siehe „Familie Ghonorez", II. Akt, Anfang der zweiten Szene, wo Alonzo sagt:

Mir ist so wohl, wie bei dem Eintritt in
Ein andres Leben.

S. 251, v. o. Zeile 9: Minette (Wilhelmine), Gustel (Auguste), Leopold, Julchen (Juliane): Kleists Geschwister.

Nr. 53. S. 251, v. o. Zeile 13: Liechsthal: Liestal (im Kanton Basselland).

Nr. 54. S. 255, v. u. Zeile 1: das entsetzliche Bild: Ulrike hatte einen Wagenunfall gehabt auf ihrer Reise nach Frankfurt a. Oder, die sie, da Kleist nach der Schweiz abbog, von Frankfurt a. Main allein zurücklegen mußte.

S. 259, v. o. Zeile 2: Werdeck: ein Gutsnachbar der Familien v. Pannwitz und v. Schönfeldt.

v. o. Zeile 9: Pannwitz: Wilhelm v. Pannwitz.

Nr. 56. S. 267, v. o. Zeile 5: Gustels Heirath: Auguste v. Kleist hatte im Januar Wilhelm v. Pannwitz geheiratet.

Nr. 57. S. 268, v. o. Zeile 4: eine Insel: die Deloseainsel. Siehe Zolling, „H. v. Kleist in der Schweiz“ (Stuttgart 1882).

v. u. Zeile 10: Hôtel de Musique: ein Berner Hotel.

Nr. 59. S. 271, v. u. Zeile 4: das Mädeli hieß: Elisabeth Magdalena Stettler und war damals bereits 25 Jahre. Sie war 20. Juli 1777 geboren, also ein paar Monate älter als Kleist.

Nr. 60. S. 274, v. o. Zeile 11: Dein jüngst empfangner Brief: Dieser Brief Wilhelminens hat sich erhalten; er war bis vor kurzem im Besitz Meyer Cohns. Ich gebe ihn hier, da er bei Biedermann nur unvollständig vorliegt, nach Minde-Pouet wieder.

Der Umschlag trägt folgende Adresse: A Monsieur de Kleist ci-devant lieutenant dans les gardes prussiennes à Thun en Suisse, poste restante. Der Brief selbst:

Frankfurt am 10. April 1802

Mein lieber Heinrich. Wo Dein jetziger Aufenthalt ist, weiß ich zwar nicht bestimmt, auch ist es sehr ungewiß, ob das, was ich jetzt schreibe, Dich dort noch treffen wird, wo ich hörte, daß Du Dich aufhältst; doch ich kann unmöglich länger schweigen. Mag ich auch einmal vergebens schreiben, so ist es doch nicht meine Schuld, wenn Du von mir keine Nachricht erhältst. Über zwei Monate war Deine Familie in Gulben, und ich konnte auch nicht einmal durch sie erfahren, ob Du noch unter den Sterblichen wandelst oder vielleicht auch schon die engen Kleider dieser Welt mit bessern vertauscht habest. —

Endlich sind sie wieder hier, und da ich schmerzlich erfahren habe, wie wehe es tut, gar nichts zu wissen von dem, was uns über alles am Herzen liegt — so will ich auch nicht länger säumen, Dir zu sagen, wie mir es geht. Viel Gutes wirst Du nicht erfahren.

Ulrike wird Dir geschrieben haben, daß ich das Unglück hatte, ganz plötzlich meinen liebsten Bruder [Karl v. Zenge] zu verlieren — wie schmerzlich das für mich war, brauche ich

Dir wohl nicht zu sagen. Du weißt, daß wir von der frühesten Jugend an immer recht gute Freunde waren und uns recht herzlich liebten. Vor kurzen waren wir auf der silbernen Hochzeit unserer Eltern so froh zusammen, er hatte uns ganz gesund verlassen, und auf einmal erhalten wir die Nachricht von seinem Tode. — Die erste Zeit war ich ganz wie erstarrt, ich sprach und weinte nicht. Ahlemann, der während dieser traurigen Zeit oft bei uns war, versichert, er habe sich für mein starres Lächeln sehr erschreckt. Die Natur erlag diesem schrecklichen Zustande, und ich wurde sehr krank. Eine Nacht, da Louise nach dem Arzt schickte, weil ich einen sehr starken Krampf in der Brust hatte und jeden Augenblick glaubte zu ersticken, war der Gedanke an den Tod mir gar nicht schrecklich. Doch der Zuruf aus meinem Herzen ‚es werden geliebte Menschen um Dich trauern, Einen kannst Du noch glücklich machen!' der belebte mich aufs neue, und ich freute mich, daß die Medizin mich wiederherstellte. Damals! lieber Heinrich, hätte ein Brief von Dir, meinen Zustand sehr erleichtern können, doch Dein Schweigen vermehrte meinen Schmerz. Meine Eltern, die ich gewohnt war, immer froh zu sehn, nun mit einemal so ganz niedergeschlagen und besonders meine Mutter immer in Tränen zu sehn — das war zu viel für mich. Dabei hatte ich noch einen großen Kampf zu überstehn. In Lindow war die Domina gestorben. Und da man auf die älteste aus dem Kloster viel zu sagen hatte und ich die zweite war, konnte ich erwarten, daß ich Domina werden würde. Ich wurde auch wirklich angefragt, ob ich es sein wollte, Mutter redete mich sehr zu, da dieser Posten für mich sehr vorteilhaft sein würde und ich doch meine Zukunft nicht bestimmen könnte. Doch der Gedanke, in Lindow leben zu müssen (was dann notwendig war), und die Erinnrung an das Versprechen, was ich Dir gab, nicht da zu wohnen, bestimmten mich, das Fräulein von Randow zur Domina zu wählen, welche nun bald ihren Posten antreten wird. Bedauerst Du mich nicht? ich habe viel ertragen müssen. Tröste mich bald durch eine erfreuliche Nachricht von Dir, schenke mir einmal ein paar Stunden und schreibe mir recht viel.

Von Deinen Schwestern höre ich nur, daß Du recht oft an

Sie schreibst, höchstens noch den Namen Deines Aufenthalts, Du kannst Dir also leicht vorstellen, wie sehr mir verlangt, etwas mehr von Dir zu hören. Pannwitzens sind sehr glücklich. Ich habe mich aber sehr gewundert, daß Auguste als Braut so zärtlich war, da sie sonst immer so sehr dagegen sprach, doch es läßt sich nicht gut, über einen Zustand urteilen, den man noch nicht erfahren hat.

Freuden gibt es jetzt für mich sehr wenig — unsere kleine Emilie macht mir zuweilen frohe Stunden. Sie fängt schon an zu sprechen, wenn ich frage ‚was macht Dein Herz?‘ so sagt sie ganz deutlich ‚mon coeur palpite‘, und dabei hält sie die rechte Hand aufs Herz. Frage ich ‚wo ist Kleist?‘ so macht sie das Tuch voneinander und küßt Dein Bild. Mache Du mich bald froher durch einen Brief von Dir, ich bedarf es sehr, von Dir getröstet zu werden.

Der Frühling ist wiedergekehrt, aber nicht mit ihm die frohen Stunden, die er mir raubte! Doch ich will hoffen! Der Strom, der nie wiederkehrt, führt durch Klippen und Wüsten endlich zu fruchtbaren schönen Gegenden, warum soll ich nicht auch vom Strome der Zeit erwarten, daß er auch mich endlich schönern Gefilden zuführe? Ich wünsche Dir recht viel frohe Tage auf Deiner Reise und dann bald einen glücklichen Ruhepunkt.

Ich habe die beiden Gemälde von L und ein Buch, worin Gedichte stehen, in meiner Verwahrung. Das übrige von Deinen Sachen hat Dein Bruder. Man glaubte, dies gehörte Carln und schickte mir es heimlich zu.

schreibe recht bald an Deine Wilhelmine.

Nr. 62. S. 276, v. o. Zeile 13: Osmannstädt: Wielands Landgut bei Weimar.

Nr. 63. S. 277, v. o. Zeile 6: der Anfang meines Gedichtes: seine Tragödie „Robert Guiskard“.

Nr. 64. S. 278, v. o. Zeile 2 f.: trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands: die noch nicht vierzehnjährige Luise Wieland.

v. o. Zeile 10: Die Geßnern: Charlotte Geßner, Heinrich Geßners Frau.

v. o. Zeile 12: Louis: Ludwig Wieland.

Nr. 65. S. 279, v. o. Zeile 7: Gustchen: seine Schwester

Auguste v. Pannwitz hatte im Dezember 1802 ein Mädchen geboren. Siehe auch den folgenden Brief.

Nr. 66: S. 280, v. u. Zeile 3: meine eigne Tragödie: „Robert Guiskard".

S. 282, v. o. Zeile 9: Der von Kotzebue herausgegebene „Freimüthige" veröffentlichte in Nr. 36 vom 4. März 1803 einen langen, inhaltreichen Aufsatz unter dem Titel „Erscheinung eines neuen Dichters". Der Artikel stammte nicht von Kotzebue, wie Kleist annahm, sondern von L. F. Huber, dem Jugendfreund Schillers. — Ich habe diese außerordentlich günstige Kritik in den Anmerkungen zur „Familie Schroffenstein" abgedruckt. Siehe Band I, S. 464 f.

Nr. 67. Ich folge in der Datierung dieses Briefes Paul Hoffmann und Minde-Pouet.

Nr. 68. S. 284, v. u. Zeile 5: eines Freundes: Ernst v. Pfuel.

S. 285, v. u. Zeile 11 f.: Ulrike kam; sie muß Anfang Juli in Dresden gewesen sein.

Nr. 69. S. 286, v. u. Zeile 3: diesen Brief Wielands, den Kleist wie einen Talisman aufbewahrte, kennen wir nur aus einem von Wieland selbst zitierten Briefkonzept, das er in der Zeitschrift „Orpheus" Nürnberg 1824, Heft 3, S. 155 veröffentlichte. Von mir abgedruckt: Bd. I, S. 434 f.

S. 288, v. o. Zeile 7: Ottilie, Tochter seiner Schwester Auguste v. Pannwitz.

Nr. 70. S. 288, v. o. Zeile 14: mein Gedicht: Robert Guiskard.

S. 290, v. o. Zeile 1: Minette: seine Schwester Wilhelmine.

v. o. Zeile 5: Geßner hatte Kleists „Familie Schroffenstein" in Verlag genommen, aber nicht honoriert.

v. o. Zeile 12: Wielands Brief: siehe Anmerkung zu Brief 69.

N. 71. S. 290, v. u. Zeile 14: im Manuskript hinter: Ulrike! „sei mein starkes Mädchen". Später gestrichen.

v. u. Zeile 11: mein Werk: „Robert Guiskard".

S. 291 v. o. Zeile 5: St-Omer: Festung im Departement Pas-de-Calais.

Nr. 72. S. 291, v. o. Zeile 12: Ernst: Ernst v. Pfuel.

S. 291, v. u. Zeile 8: dieser Brief ist uns nicht erhalten.

S. 294, v. u. Zeile 14: Wielands Brief, s. Anmerkung zu Nr. 69.

Nr. 74. S. 298, v. o. Zeile 11: zu Kleisten: Christian v. Kleist, sein Vetter, Marie v. Kleists Gatte.

Nr. 75. In der Datierung dieses Briefes folge ich Paul Hoffmann.

Nr. 78. S. 306, v. u. Zeile 8: dieser Brief ist uns nicht erhalten.

Nr. 79. S. 308, v. o. Zeile 9: Marie v. Kleist.

Nr. 80. S. 310, v. u. Zeile 16: Anspach = Ansbach, war bis 1806 preußisch.

Nr. 81. S. 311, v. o. Zeile 10: Marie v. Kleist.

Nr. 83. Kleists Briefe an Rühle v. Lilienstern gesammelt in dem 1905 erschienenen Werke: „Aus den Papieren der Familie von Schleinitz".

S. 318, v. o. Zeile 14: die Stadt: Dresden; der Feind: Napoleon; sein Mädchen: Emma Körner.

v. u. Zeile 11: ob er die ertränkte Ehre, wie Shakespeare sagt, bei den Locken heraufziehen würde: Kleist dachte an Shakespeares Heinrich IV., Erster Teil, wo Percy im 1. Aufzug, 3. Szene sagt (zitiert nach „Shakespeare in deutscher Sprache". Herausgegeben von Friedrich Gundolf. Band III, S. 227):

Bei Gott! mich dünkt, es wär ein leichter Sprung
Vom blassen Mond die lichte Ehre reißen
Oder sich tauchen in der Tiefe Grund,
Wo nie das Senkblei bis zum Boden reichte,
Und die ertränkte Ehre bei den Locken
Heraufziehn. . . .

Nr. 84. Über diesen Brief: Paul Czygan (in der „National-Zeitung" 4. Sept. 1904), der zugleich mit Kleists Brief auch Auerswalds Antwort und ein Schreiben Hardenbergs an Auerswald auf Kleist bezüglich veröffentlichen konnte.

Nr. 85. Ich folge in der Datierung Minde-Pouet.

S. 322, v. u. Zeile 2: die Kleisten: Marie v. Kleist.

S. 325, v. o. Zeile 12: Kleist spricht von der „Penthesilea".

Nr. 86. S. 327, v. o. Zeile 8: Die Präsidentinn: Frau v. Auerswald.

S. 327, v. u. Zeile 13: Schorin: Gut der Familie v. Sto-

jentin. Kleists Schwester Friederike hatte einen v. Stojentin geheiratet.

Nr. 88. S. 331, v. u. Zeile 11: Stolpe — Stolp.

Nr. 89. S. 332, v. u. Zeile 5: Gauvain und Ehrenberg: junge preußische Offiziere.

Nr. 92. S. 340, v. u. Zeile 8: im Manuskript: den „Amphitryon" hatte — durch Rühles Vermittelung — Arnold in Dresden erworben.

v. u Zeile 4: zwei: Kleist meint den „Zerbrochnen Krug" und „Penthesilea".

Nr. 93. Ich halte mit Minde-Pouet für die Adressatin des Briefes: Marie v. Kleist.

S. 341, v. u. Zeile 13: Wir wissen nicht, wen Kleist mit dem *, mit A. und später mit B. gemeint hat. Vielleicht ist B. ein Schreib- oder Druckfehler Tiecks, der den jetzt verschollenen Brief zuerst veröffentlichte, für R (Rühle).

S. 342, v. u. Zeile 10: Ernst: Ernst v. Pfuel.

v. u. Zeile 6: Es scheint mir — nach diesen Worten — nicht notwendig, einen Aufenthalt Kleists in Dresden anzunehmen. Er bedauert nur die verpaßte Gelegenheit.

S. 343, v. u. Zeile 5: Kleist meint das in der Kirche zu St. Loup hängende Gemälde: Die sterbende heilige Magdalena von Simon Bouet (1590—1649). Über ihn sagt Muther in seiner „Geschichte der Malerei" V. Bd., S. 33: „Simon Bouet hatte während seines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Italien an Guido Reni sich angeschlossen und arbeitete, 1627 nach Frankreich zurückgekehrt, in diesem bolognesischen Stil weiter." Servaes gibt in seiner Kleistbiographie eine Reproduktion des Gemäldes.

Nr. 94. S. 344, v. u. Zeile 9f.: auf meinen Brief: dieser Brief hat sich nicht erhalten.

Nr. 95. S. 346, v. o. Zeile 9: Ulrike, die sich damals in Berlin bei ihrer Kousine Karoline v. Gleißenberg aufhielt, hatte am 3. April 1807 den folgenden Brief an den General Clarke gerichtet:

Monsieur,

Je ne viens pas solliciter une faveur auprès de Votre Excellence, mais je viens demander justice. Je puis donc espérer qu'Elle daignera m'écouter et m'accorder ce que je

demande; c'est lui rendre service à Elle même que de lui fournir l'occasion d'exercer des vertus qui lui sont chères.

Je me contente d'exposer simplement les faits, ils parlent assez d'eux mêmes.

Mon frère . . . . est arrivé à Berlin vers la fin de Janvier; avec des passeports visés par les autorités Françoises; autrefois officier dans l'armée du Roi, il ne l'est plus depuis huit ans qu'il a demandé et obtenu son congé; il venoit de Koenigsberg où il avoit travaillé à la Chambre des Domaines comme volontaire, pour se former aux affaires de finance; et il comptoit se rendre à Dresde, afin d'y cultiver paisiblement les lettres et les arts qu'il aime; et auxquels il s'est voué; mais au lieu de pouvoir se rendre à la destination qu'il avoit choisie, il s'est vu arrêté ici sans raison à lui comme, sans examen préalable, et non seulement on l'a emmené comme prisonnier, mais on le traite comme s'il s'étoit rendu coupable de quelque délit et privé de la liberté, il languit dans un cachot au château de Joux.

Ces faits sont de la plus exacte vérité; je suis prête à les prouver, et à fournir à Votre Excellence tous les renseignements qu'Elle demandera; et tous les témoins qu'Elle voudra entendre.

Je le répète, je demande justice; Votre Excellence est trop intéressée, Elle même, à ce que justice se fasse, pour que j'ajoute d'autres considérations à celle qui est toute puissante sur son ame généreuse.

Si Votre Excellence consulte la voix publique Elle pourra facilement apprendre, que mon frère n'est pas sans nom et sans réputation dans le monde littéraire en Allemagne, et qu'il est digne de quelque intérêt; mais Votre Excellence rendroit justice à l'homme le plus obscur et le plus ignoré, ainsi cette enquête seroit superflue, et Elle pardonnera cette réflexion à la tendresse d'une soeur affligée qui en perdant son frère a perdu ce qu'elle aime le plus au monde.

Veuillez donc Monsieur, porter la consolation dans mon ame et vous hâter de donner des ordres, pour que mon frère soit incessamment mis en liberté, et que le mal-entendu dont il a été la victime soit éclairci.

J'ai l'honneur d'etre avec la plus haute considération Monsieur De Votre Excellence la très humble et très obéissante servante.

Der Gouverneur von Berlin antwortete Ulrike mit dem folgenden Schreiben (adressiert: „Mlle Ulrique de Kleist Berlin"):

Berlin 8 avril 1807

J'ai reçu, Mademoiselle, la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 3 de ce mois. monsieur votre frère en passant du quartier général ennemi derriere l'armée françoise, s'est exposé à être regardé connue espion, et je l'ai même traité avec indulgence en le faisant conduire en france. Sur la demande de M. Le ministre d'etat D'Angern j'avais donné des ordres pour adoucir la rigueur de cette conduite, mais ils sont arrivés trop tard. J'ai écrit au ministre de la guerre pour l'inviter à permettre à monsieur votre frere de retourner dans ses foyers; je désire que cette demande soit accordée.

Je vous prie, mademoiselle, d'agréer mon respect.

Le gl de don gouverneur gl de Berlin etc. etc.
Clarke.

Siehe auch Paul Hoffmanns Abhandlung; „Ulrike von Kleist über ihren Bruder Heinrich": „Ich bekomme mehrere Briefe mit einemmale, die alle nur von Heinrichs Arretierung handeln. Ich setze mich auf, reise nach Berlin, gehe zu den französischen Behörden und ruhe nicht eher, bis ich Heinrich freigesprochen weiß . . ."

S. 346, v. u. Zeile 5: der Frieden: von Tilsit, am 9. Juli 1807.

Nr. 96. Zu den Briefen an Rühle vgl. das 1905 erschienene Werk: „Aus den Papieren der Familie von Schleinitz", das alle Briefe Kleists an Rühle und eine Biographie Rühles bringt.

Nr. 97. S. 352, v. o. Zeile 5: die hier punktierte Stelle hat Rühle unkenntlich gemacht.

Die Zahl 1821 fügte Minde-Pouet ein — nach dem Text eines Autographenkatalogs von Leo Liepmannssohn.

v. o. Zeile 12: in den Zeitungen: die Blätter brachten vielfach ungünstige Kritiken über Rühles „Bericht eines Augenzeugen . . .", der 1807 in Buchform erschienen war.

Nr. 98. S. 353, v. o. Zeile 10: Adam Heinrich Müller.

v. o. Zeile 13: sein Bruder: Friedrich v. Pfuel.

v. u. Zeile 14: mit dem Prinzen: der zweite Sohn Karl Augusts, Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar. Rühle war der Gouverneur des Prinzen.

v. u. Zeile 2 und 1: Er: Rühles Buch: „Bericht eines Augenzeugen"; und Kleist: „Amphitryon".

S. 354, v. u. Zeile 6: Haza's: Peter und Sophie v. Haza; Frau v. Haza heiratete nach ihrer Scheidung (Anfang 1808) Adam Müller.

v. u. Zeile 5: Körner: Schillers Freund, Theodor Körners Vater.

v. u. Zeile 3: Zwei meiner Lustspiele: „Amphitryon" und „Der zerbrochne Krug".

Nr. 99. S. 355, v. u. Zeile 14: Jeronimo und Josephe: Unter diesem Titel war Kleists Novelle „Das Erdbeben in Chili" in Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände" (10.—15. Sept. 1807) bereits erschienen.

v. u. Zeile 3: Genz: Friedrich v. Gentz.

Nr. 101. S. 358, v. o. Zeile 11: Gesandten: Bourgoing.

S. 359, v. u. Zeile 10: der östr. Gesandte: Kleist meint den Baron Buol-Mühlingen.

S. 360, v. u. Zeile 4: ein Stück: „Der zerbrochne Krug".

S. 361, v. o. Zeile 13: d. 10. Oct.: an seinem 30. Geburtstag. Wenigstens hielt Kleist ihn dafür. Das Kirchenbuch nennt den 18.

Nr. 102. Der Brief trägt auf der ersten Seite oben am Rand den von einer fremden Hand, wahrscheinlich von Zolling, herrührenden Vermerk: Eigenhändig von Heinrich v. Kleist, dem Dichter, An Frau v. Haza.

Ich folge jedoch in der Adressierung dieses Briefes den Erwägungen Dombrowskys (Euphorion XV, S. 172), obwohl statt „Wippel" (S. 363, v. o. Zeile 6) nicht „Werdeck" gesetzt werden kann.

S. 363, v. o. Zeile 5: Dittersbach: in Sachsen.

v. o. Zeile 6: Wippel: das Wort ist im Original, das ich einsah, arg durchstrichen und nur sehr undeutlich und nicht mit Sicherheit als Wippel, keinesfalls aber für „Werdeck" zu lesen.

Nr. 103, Nr. 104, Nr. 105 sind Brieffragmente. Siehe Rahmer (in „Euphorion" IX, 4) dessen Adressierung ich annehme. Ich folge in der Textanordnung Dombrowsky. (Euphorion XIV, 4.)

Nr. 106. S. 366, v. o. Zeile 13: Johannes Müller: der Historiker Johannes v. Müller.

v. o. Zeile 14: „die Anzeigen": siehe Bd. V, S. 106.

v. u. Zeile 13: dreier völlig fertiger Manuscripte: „Penthesilea", — „Der zerbrochne Krug", — „Marquise von O". Siehe S. 368, v. u. Zeile 14.

Nr. 107. S. 367, v. u. Zeile 3: zweimal: diese Briefe sind uns verloren gegangen.

Nr. 108. S. 370, v. o. Zeile 10: eines Kunstfreundes: des Herrn v. Carlowitz.

v. o. Zeile 13 f.: weder Wieland, noch Böttiger, noch Johannes Müller, noch Goethe unterstützten den „Phöbus" durch Beiträge.

Nr. 109. Auerswalds Antwort auf diesen Brief, siehe bei Steig, „Neue Kunde zu Heinrich v. Kleist" (Berlin 1902), S. 29 f.

S. 372, v. u. Zeile 2: inliegenden Brief: siehe den folgenden Brief.

Nr. 111. S. 375, v. u. Zeile 11: Gr. Kanikow: Graf v. Chanikoff, seit 1802 russischer Gesandter in Dresden. Der „Phöbus" brachte von ihm keine Aufsätze.

S. 376, v. o. Zeile 6: Julchen: Juliane v. Kleist, Kleists jüngste Schwester, damals 17 Jahre alt.

Nr. 112. Ich folge in der Datierung Minde-Pouet.

S. 377, v. u. Zeile 12: die Aufführung in Weimar fand erst am 2. März statt.

Nr. 113. Auf diesen Brief antwortete Goethe am 1. Februar 1808; siehe den 14. Bd. der „Schriften der Goethe-Gesellschaft".

Nr. 118. S. 385, v. u. Zeile 11 f.: noch Eins erscheinen: „Die Hermannsschlacht".

Nr. 119. S. 387, v. o. Zeile 12: Das Schauspiel: Kleist meint „Das Käthchen von Heilbronn".

Nr. 120. S. 388, v. u. Zeile 8: Grf. Vizthum: der Direktor des Dresdener Königl. Theaters Graf Vitzthum. Kleist nahm in Gedanken diesen Verkauf vorweg, der nie zustande kam.

Nr. 123. S. 391, v. o. Zeile 10: in der Sache der Fr. v. Haza: in ihrer Ehescheidungssache.

v. o. Zeile 12: Lewitz: Gut der Familie v. Haza.

Nr. 124. S. 392, v. o. Zeile 11: In Berlin wurde „Das Käthchen von Heilbronn" nicht aufgeführt.

Nr. 129. S. 397, v. o. Zeile 6: Erbschafft: die ihm durch den Tod der Tante Massow zufiel. Siehe den folgenden Brief.

Nr. 131. S. 398, v. o. Zeile 7: Die 300 fl. Banknoten: für „Das Käthchen von Heilbronn".

v. u. Zeile 12: die Gedichte: „Germania an ihre Kinder"; — „An Franz den Ersten"; — „Kriegslied der Deutschen". Siehe Band V, S. 34—40.

Nr. 133. Der Empfänger dieses Briefes läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Pfuel ist es, wie Zolling annahm, keineswegs. Ich folge den Erwägungen Dombrowskys (Euphorion XIV, S. 791), der in dem Baron Buol den Adressaten vermutet.

S. 402, v. o. Zeile 3: meinen zweiten Brief: dieser Brief ist nicht auf uns gekommen.

v. u. Zeile 6: Hartmann: der Maler Hartmann. Der Brief an ihn fehlt.

v. u. Zeile 3: Eichler: (nach Dombrowsky, Euphorion XIV, 792:) ein hoher böhmischer Polizeibeamter; mit Gentz befreundet.

Nr. 134. S. 403, v. o. Zeile 4: ein Gesuch: das Gesuch hat sich nicht erhalten.

Nr. 135. S. 405, v. o. Zeile 13: nach dem 21. und 22. Mai: nach dem Sieg bei Aspern.

Zeile 15: Wochenblatt: für seine „Germania".

v. u. Zeile 3: ein Paar ältere Manuskripte: „Die Hermannsschlacht" und „Das Käthchen von Heilbronn".

Nr. 138. S. 409, v. u. Zeile 4: „Das Käthchen von Heilbronn" wurde am 17. März 1810 zum erstenmal in Wien aufgeführt.

Nr. 140. S. 412, v. o. Zeile 10: ein Gedicht: siehe das Bd. V, S. 52 abgedruckte Sonett.

Zeile 14: ein Stück von mir: „Der Prinz von Homburg".

Nr. 143. Genaueres über die Person des Adressaten Wilhelm Reuter konnte ich nicht ermitteln.

Nr. 146. Ich folge der Datierung Minde-Pouets. Kleist war mit Rahel bis zu seinem Tode befreundet.

Nr. 149. S. 417, v. o. Zeile 7: In den Heften: des „Phöbus".

Nr. 150. Zu diesem Brief siehe Steig, „H. v. Kleists Berliner Kämpfe" S. 182 ff.

Nr. 151. S. 418, v. o. Zeile 14: geben Sie, was Sie wollen: Kleist erhielt für das „Käthchen" 75 Reichstaler Honorar.

Nr. 152. S. 418, v. u. Zeile 1: Persiles: bei Reimer war 1808 Cervantes' „Persiles", deutsch von Franz Theremin, erschienen.

Nr. 154. S. 419, v. u. Zeile 14: Morgenblatt, 217—221, Sept. 1807: enthielt „Das Erdbeben in Chili" und sollte als Druckvorlage für die Erzählungen dienen.

Nr. 155. Kleist hatte einen ihm von Arnim und Brentano eingesandten Aufsatz stark gekürzt. Siehe Bd. V, S. 167 und die Anmerkung dazu S. 411 f.

S. 420, v. o. Zeile 15: Fräul. Bettine: Bettina Brentano, später Bettina v. Arnim, Achims Frau.

Nr. 156. S. 422. Freiherr v. Ompteda: Siehe Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe S. 90 f.

Nr. 157. Siehe Steig, S. 506 f.

Nr. 158. Siehe Steig, S. 106.

Nr. 161. S. 426, v. u. Zeile 14: Aufsatz: Über das Luxussteueredikt; siehe Band V, S. 228 und die Anmerkung dazu S. 415. Der Aufsatz erschien im 70. Abendblatt vom 20. Dezember 1810; anonym.

Siehe: Raumers „Lebenserinnerungen und Briefwechsel", Leipzig, 1861.

Nr. 167. Siehe Steig, S. 159 f. und Raumer in seinen „Lebenserinnerungen". (Lpzg. 1861.)

S. 431, v. u. Zeile 2: in diesen Tagen: die Abendblätter erschienen noch bis zum 30. März.

Nr. 168. S. 433, v. o. Zeile 9: gegen die Interessen der Staatskanzlei: Adam Müllers am 16. Nov. 1810 erschienener Aufsatz „Vom Nationalcredit", der sich gegen Hardenbergs Finanzedikt richtete.

Nr. 174. S. 437, v. u. Zeile 6: Nennhausen: Fouqués Gut bei Rathenow.

S. 438, v. o. Zeile 14: Müllers Buch: wahrscheinlich „Die

Elemente der Staatskunst", die 1809 in drei Bänden erschienen waren.

S. 439, v. u. Zeile 5: das Inliegende: „Der zerbrochne Krug".

Nr. 175. S. 439, v. u. Zeile 10: eben . . . erschienenes Werk: „Der zerbrochne Krug".

Nr. 176. Rahmer vermutet als Adressatin: Henriette Hendel-Schütz. (Euphorion IX, 4.)

Nr. 177. S. 442, v. o. Zeile 5f.: eines . . . Aufsatzes: es war Adam Müllers Aufsatz: „Vom Nationalcredit", der gegen Hardenbergs Finanzedikt gerichtet war.

Nr. 178—182. Ich folge in der Datierung dieser Blätter Minde-Pouet.

S. 445, v. u. Zeile 2: Prinzeß Wilhelm: Prinzessin Amalia Maria Anne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen. Kleists Widmung: Bd. V, S. 61 und die Anmerkung dazu, S. 402.

S. 446, v. o. Zeile 5: Das Honorar für die Erzählungen betrug für jeden Band 50 Rtl.

S. 446, v. u. Zeile 4: Adam Müller war von Berlin am 7. Juni nach Wien abgereist.

Zu diesen Billets Nr. 178—182 siehe Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe.

Nr. 184. S. 448, v. o. Zeile 13: Schauspielen: Fouqués „Vaterländische Schauspiele" waren eben erschienen.

v. o. Zeile 14: kleinen Romanen: Karoline v. Fouqué, geb. v. Briest, veröffentlichte 1811 „Kleine Erzählungen".

v. u. Zeile 7: Waldemar: Eins der vaterländischen Schauspiele Fouqués: „Waldemar der Pilger, Markgraf von Brandenburg".

Nr. 185. Ich folge den Erwägungen Steigs (S. 663) und vermute mit ihm in Henriette Vogel die Empfängerin dieses Briefes.

Nr. 186—187. Als Adressatin dieser beiden Briefe bezeichnete Rahmer Henriette Hendel-Schütz. Siehe sein Buch: „Heinrich v. Kleist als Mensch und Dichter" (Berlin 1909), S. 378f.

S. 451, v. u. Zeile 2: Gedanken über die Kunst: Goethes „Farbenlehre" war 1810 erschienen.

Nr. 188. S. 453, v. o. Zeile 5: Raumer war Anfang Sep-

tember 1811 als Professor der Geschichte an die Breslauer Universität berufen worden.

v. u. Zeile 11: im Militair anzustellen: Kleist nahm diese Anstellung — etwas voreilig — vorweg. Er hatte am 11. September vom König folgende Kabinettsorder empfangen (siehe Steig, S. 655):

Berlin, den 11. September 1811.

Ich erkenne mit Wohlgefallen den guten Willen, der Ihrem Dienstanerbieten zum Grunde liegt; noch ist zwar nicht abzusehen, ob der Fall, für den Sie dies Anerbieten machen, wirklich eintreten wird; sollte solches aber geschehen, dann werde Ich auch gern Ihrer in der gewünschten Art eingedenk sein, und gebe Ich Ihnen dies auf Ihr Schreiben vom 7ten d. M. hiermit in Antwort zu erkennen.

Friedrich Wilhelm.

An den Heinrich v. Kleist
zu Berlin,
Mauerstraße Nr. 53.

Kleists Gesuch fehlt. Minde-Pouet aber ist es geglückt einen Begleitbrief Marie v. Kleists zu diesem Gesuch zu finden. Er veröffentlichte daraus die folgenden interessanten Sätze:

„Ich lege den Brief eines meiner alten vieljährigen Freunde zu meines Königs Füßen und behaupte dreist, daß es kein biederer echterer preußischer Untertan gibt als dieser Freund . . . Mein König lasse ihn an seiner Seite fechten, er beschirme meines Monarchen Leben. Nicht das Traktament der Adjutanten fordere ich für ihn. Er verlangt nur die Gage des letzten Lieutenants eines Regiments, gern diente er ganz umsonst, wenn er die mindeste Resource hätte. Sein ganzer, sein einziger Wunsch ist für seinen König zu sterben . . . Mein König vergesse nicht, daß ein Dichter seines Namens, unter die ersten Helden des Vaterlands gehört, ein Mann auch, aus unsäglichen Sonderbarkeiten zusammengesetzt, aber brav, und treu — in H. K. soll dieser Held wieder aufleben."

Und der König erließ nicht nur an Kleist jene Kabinettsorder, er schrieb auch an Marie v. Kleist eigenhändig am 18. September: „Dem H. v. Kleist, der sich als Schrift-

steller bekannt gemacht und jetzt wieder bei etwa (was Gott verhüten wolle) eintretendem Kriege den vaterländischen Kampf zu wagen entschlossen ist, habe ich auf diesen Fall Hoffnung dazu gemacht, ich muß jedoch hinzufügen, daß dieser Fall noch keineswegs so nahe zu sein scheint als mehrere und auch Sie, es zu glauben scheinen, und muß ich Sie daher bitten, sich über die noch bis jetzt unzeitigen Besorgnisse zu beruhigen." —

Von Hardenberg erhielt Kleist keine Antwort auf seinen Brief. Zwei Monate nach seinem Empfang, am 22. November, vermerkte der Staatskanzler am Rand des Kleistischen Briefes: „Zu den Akten, da der p. v. Kleist nicht mehr lebt".

S. 453, v. u. Zeile 8: Equipage: Equipierung.

Nr. 189. Ich folge in der Datierung dieses Briefes Dombrowsky (Euphorion XV, 173).

Nr. 191. S. 456, v. u. Zeile 13: Steffens: Wahrscheinlich seine „Geognostisch-geologischen Aufsätze", die 1810 erschienen waren.

Nr. 192. S. 457, v. o. Zeile 6 f.: eine andere Freundinn: Henriette Vogel.

Nr. 193. S. 458, v. u. Zeile 11 f.: die alte Wackern: eine Bekannte der Kleistschen Familie, über die wir nichts Näheres wissen.

S. 459, v. u. Zeile 11: die Zeit wieder einzurücken: Reminiszenz an Hamlet I, 5:

Die Zeit ist aus den Fugen: Fluch und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam.

S. 460, v. o. Zeile 11: ein Kind: ein zehnjähriges Mädchen, Pauline.

Nr. 195. S. 462, v. o. Zeile 13: in der grünen oder rothen Stube: in der Vogelschen Wohnung.

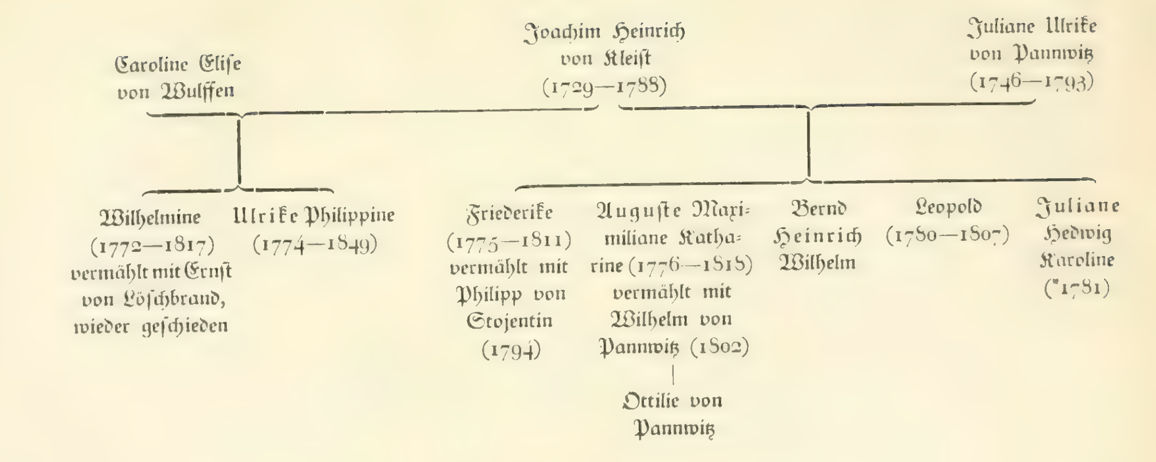
Nr. 196. S. 463, v. u. Zeile 9: Stimmings: der Besitzer des Gasthofs am Wannsee.

S. 463, v. u. Zeile 10: Louis: Louis Vogel, Henriettens Mann.

S. 465, v. o. Zeile 14: Einen Brief: siehe Nr. 195.

Hofrätin Müllers: Adam Müllers Frau, Frau Sophie Haza-Müller.

v. o. Zeile 15f. alle andern Briefe sind uns nicht erhalten.
Nr. 197. S. 466, v. u. Zeile 13: die strenge Äußerung: Kleist meint sicher die Stelle in dem Brief Nr. 192 (siehe Seite 457, v. u. Zeile 13), wo er an Marie v. Kleist schrieb: „Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wieder zu sehen wünsche. Etwa Ulriken? — ja nein, nein ja: es soll von ihrem eignen Gefühl abhangen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden, sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn ....“



Caroline Elise
von Wulffen
Joachim Heinrich
von Kleist
(1729—1788)
Juliane Ulrike
von Pannwitz
(1746—1793)
Wilhelmine
(1772—1817)
vermählt mit Ernst
von Löschbrand,
wieder geschieden
Ulrike Philippine
(1774—1849)
Friederike
(1775—1811)
vermählt mit
Philipp von
Stojentin
(1794)
Auguste Maxi-
miliane Katha-
rine (1776—1818)
vermählt mit
Wilhelm von
Pannwitz (1802)
Ottilie von
Pannwitz
Bernd
Heinrich
Wilhelm
Leopold
(1780—1807)
Juliane
Hedwig
Karoline
(*1781)

# Gesamtinhalt der sechs Bände

## Band VI



Faksimiles befinden sich in Band 5: „Gedicht an Friedrich Wilhelm III.“ und „Sonnet an die Königin Luise“ (beide nach Originalen im Besitz des Herrn Dr. St. Zweig in Wien), sowie Brief an Ulrike vom 21. August 1800 (nach dem Original im Besitz des Herrn Hauptmann von Schönfeldt in Frankfurt a. O.). Über die Beilage des 6. Bandes vgl. die folgende Seite.

Der erste Band enthält eine farbige Reproduktion des Porträts aus dem Besitz von Fräulein Helene v. Kleist in Stolp.

# Inhalt des sechsten Bandes



Das Original des faksimilierten Abschiedsbriefes (S. 463) wurde von der Königlichen Bibliothek in Berlin freundlichst zur Verfügung gestellt.

Diese Ausgabe wurde gedruckt in
der Offizin W. Drugulin in Leipzig.
Den Einband zeichnete E. R. Weiß.

